PERSON UND SACHE

SYSTEM DES KRITISCHEN PERSONALISMUS

VON

WILLIAM STERN

*

ERSTER BAND

ABLEITUNG UND GRUNDLEHRE DES KRITISCHEN PERSONALISMUS

ZWEITE UNVERÄNDERTE AUFLAGE
MIT EINEM BEGLEITWORT ZU BAND I, II, III

*

1 9 2 3

LEIPZIG · VERLAG VON JOHANN AMBROSIUS BARTH

Digitized by Google

ABLEITUNG UND GRUNDLEHRE DES KRITISCHEN PERSONALISMUS

VON

WILLIAM STERN

ZWEITE UNVERÄNDERTE AUFLAGE
MIT EINEM BEGLEITWORT ZU BAND I, II, III

1 9 2 3

LEIPZIG · VERLAG VON JOHANN AMBROSIUS BARTH

Digitized by Google

Alle Rechte,
insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Printed in Germany.

Rodardruck von C. G. Röder G. m. b. H., Leipzig

Digitized by Google

MEINER FRAU

GEWIDMET

Digitized by Google

Digitized by Google

Philos.-spec.
Herrn
10-22-26
13586
3v

Vorwort
zur ersten Auflage des ersten Bandes
(Gekürzt)

> „Indem so die Wissenschaft und der gemeine Menschenverstand sich in die Hände arbeiteten, den Untergang der Metaphysik zu bewirken, so schien das sonderbare Schauspiel herbeigeführt, ein gebildetes Volk ohne Metaphysik zu sehen — wie einen sonst mannigfaltig ausgeschmückten Tempel ohne Allerheiligstes."

Das Hegelsche Wort gilt auch wieder für die Gegenwart; so reich der Tempel unserer Kultur ausgestattet sein mag, ihm fehlt das Allerheiligste: die Einheit des Weltbildes und der geschlossene Sinn des Daseins. Und wenn wir auch heute nicht mehr hoffen, daß je eine absolute Metaphysik im Sinne Hegels die Lücke schließen werde, so dürfen wir doch nicht darauf verzichten, wenigstens nach der relativen Metaphysik zu trachten, die der Menschheit als höchste Synthese ihres Wissens und Wertens jeweilig erreichbar ist, nach einer philosophischen Weltanschauung.

Diese Idee hat seit Jahren meinem Denken die Richtung gegeben. Aus der Einsicht in die Weltanschauungslosigkeit der Zeit erwuchs mir erst das Bewußtsein von der Notwendigkeit einer neuen Weltanschauung, dann die Überzeugung von ihrer Möglichkeit, endlich der Wille, selber ihre Durchführung zu unternehmen. Es entstand das System, welches ich als „kritischen Personalismus" bezeichne, und dessen beide ersten Hauptteile, die Ableitung und Grundlegung enthaltend, hiermit der Öffentlichkeit übergeben werden.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der „kritische Personalismus" ist, wie mir scheint, in keinen der bisher üblichen Weltanschauungstypen ohne weiteres einzuordnen, und zwar deswegen, weil er keines der bisher zentralen

Digitized by Google

Weltanschauungsprobleme zu dem seinigen machen konnte. Vielmehr ist er gerade durch die Einsicht bestimmt, daß die Entwicklung des Geisteslebens eben jetzt eine Frage in den Mittelpunkt des Weltanschauungsstrebens gestellt hat, die — wenigstens in dieser fundamentalen Fassung — bisher nicht aufgeworfen, geschweige denn beantwortet worden war. Es ist das „Person-Sach-Problem": die Frage nach dem Verhältnis des Teleologischen zum Mechanischen in der Welt.

Jeder dieser beiden Faktoren hat seine Notwendigkeit und sein Recht; darum hat das neue System einen „Kampf nach zwei Fronten" zu führen: gegen die äußerliche naive Teleologie, welche die mechanisch-naturwissenschaftlichen Einsichten der neuen Zeit mißachtet, und gegen die einseitige Mechanistik, welche gegenüber den in Welt und Leben waltenden Zwecken und Werten versagt.

Beide Faktoren aber gehören einer Wirklichkeit an und müssen daher zur Einheit verschmolzen werden. Diese Synthese, oft gefordert aber nie ernstlich unternommen, ist die eigentlich positive und neue Leistung des kritischen Personalismus; dies bekundet sich auch äußerlich darin, daß das Buch mit einer „Teleomechanik" abschließt.

Indem so das neue System durchaus nach vorwärts gerichtet ist, wird es verständlich, daß seine Beziehungen nach rückwärts nicht auf eine einfache und eindeutige Formel gebracht werden können. Ich selbst weiß mich keiner Schule zugehörig, auch nicht in dem freieren Sinne, daß ein überragender Denker oder eine herrschende Richtung die Entwicklung meiner Ideen ganz vorwiegend bestimmt hätte. Auch darf man nicht glauben, daß meine spezialwissenschaftliche Betätigung auf dem Gebiet der Psychologie dem System das Gepräge gäbe. Eher gilt das Gegenteil: ich bekämpfe den Psychologismus, der die Bewußtseinswissenschaft zur Herrin über die Philosophie machen will, und ordne die psychologischen Kategorien als durchaus sekundäre den metaphysischen unter, welche zugleich „metapsychische" sind.

So ist es zwar nicht ein starkes Band, das dies System an eine bestimmte Richtung der Philosophiegeschichte knüpft, wohl aber eine Mannigfaltigkeit von Fäden, die sich von ihm nach den verschiedensten Gebieten des vergangenen und gegenwärtigen Denkens

Digitized by Google

hinziehen. Nur zu einem Teil beruhen diese Übereinstimmungen auf dem direkten Empfangen von Anregungen, zum anderen aber darauf, daß gewisse philosophische Überzeugungen, die immer wieder von neuem erarbeitet werden, mit Notwendigkeit zu entsprechenden Ausdrucksformen führen; so ist vor allem die enge Verwandtschaft des Personbegriffs mit Aristoteles' Entelechiebegriff mir selbst erst in vorgeschrittenen Stadien der eigenen Systembildung völlig klar geworden. Aber auch die übernommenen Gedankenelemente gewinnen durch ihre Einverleibung in einen neuen Organismus zum Teil einen anderen Aspekt; indem z. B. das alte Leib-Seelen-Problem dem Person-Sach-Problem untergeordnet wird, erfährt auch Bedeutung und Wertung des psychophysischen Parallelismus eine eingreifende Wandlung.

In der Art der Darstellung war ich bestrebt, nicht nur durch möglichste Deutlichkeit des Ausdrucks das Schwierige und zum Teil Fremdartige dem Leser nahe zu bringen, sondern auch durch Vollständigkeit der Beweisführung überall den Anschluß an Bekanntes und Gewohntes zu vermitteln. Daher wurden bei fast allen wichtigen Problemen den dogmatisch-systematischen Ausführungen zwei andere Teile vorausgeschickt: ein deskriptiver (phänomenologischer), der die zur Erklärung stehenden Tatsachen als solche frei von jeder Theorie darlegt — und ein kritischer, der die bisher über den Tatsachenkomplex aufgestellten kausalen Theorien auf ihre Stichhaltigkeit untersucht. Die neue Lösung ergibt sich dann somit *per exclusionem*. Wenn bei dieser Art der Erörterung Wiederholungen nicht ganz vermieden werden konnten, so möge man es dem gewählten Verfahren zugute halten.

Die Einführung neuer Termini suchte ich auf ein Mindestmaß zu beschränken.

Noch ein Schlußwort über den Interessentenkreis, an den ich mich wende.

Philosophie ist in erster Linie die Lehre von den höchsten und letzten, uns zugänglichen Prinzipien der Welt und des Lebens; das Buch ist daher vor allem für diejenigen bestimmt, welche eine systematische und kritische Weltanschauung erstreben und hierbei auch

Digitized by Google

dem spekulativen Denken das Recht einräumen, durch Hypothese, Verallgemeinerung und Deutung in das Chaos der Wissenstatsachen und Wertungseinzelheiten Harmonie und Sinn zu bringen.

Daß freilich bei den Fertigen die Weltanschauung des kritischen Personalismus die gewünschte Resonanz nicht so bald finden werde, darauf muß ich gefaßt sein. Es ist psychologisch durchaus verständlich, daß die Denkgewohnheiten des ausgereiften Seelenlebens dem Eindringen von Neuartigem starke, oft unüberwindliche Hemmungen entgegensetzen müssen; gilt dies schon bei Einzel-Ideen und -Hypothesen, wieviel mehr dort, wo die gesamte Grundlage der bisherigen Überzeugung in Frage kommt!

Philosophie aber ist in zweiter Linie die Nährmutter der Einzelwissenschaften, und als solche soll sie sich auch hier wieder erweisen. Die veränderte Problem-Stellung und -Lösung muß zurückwirken auf die Spezialinteressen der Einzeldisziplinen; und das Buch tritt auch an mannigfachen Stellen unmittelbar mit diesen in Kontakt, nicht nur negativ durch Kritik, sondern auch positiv durch Einführung neuer Hypothesen und heuristischer Forschungsprinzipien. Insbesondere gilt dies von den Wissenschaften des Lebens, des Bewußtseins und der Kultur. Darum wird, wie ich hoffe, in Einzelheiten das System auch für Forscher von antimetaphysischer oder anderer metaphysischer Gesinnung förderlich sein.

Breslau, den 12. März 1906.

W. Stern.

Digitized by Google

Begleitwort zu Band I, II, III

Die systematische Darstellung der personalistischen Philosophie gelangt im Jahre 1923 in drei Bänden zum Abschluß.

Der erste Band, die „Ableitung und Grundlehre" enthaltend, erschien bereits 1906; er blieb lange fast unbemerkt, erst in den letzten Jahren wandte sich ihm eine gewisse Beachtung zu, die jetzt eine Neuausgabe nötig macht. Der zweite Band, „Die menschliche Persönlichkeit", wurde 1918 in erster, 1919 in zweiter Auflage veröffentlicht, er wird jetzt zum dritten Male herausgegeben. Als dritter abschließender Band tritt nunmehr die Wertphilosophie unter dem Titel „Werte und Normen" hinzu.

Eine Behandlung des Gesamtsystems in drei Bänden war schon im ersten Plan des Jahres 1906 vorgesehen; aber die dafür beabsichtigte Gliederung in sechs Hauptteile (vgl. Band I S. 30) hat sich beträchtlich verschoben. So manches, was nach dem ursprünglichen Entwurf in eigenen Halbbänden behandelt werden sollte, hat innerhalb der jetzigen Einteilung einen bescheideneren Platz erhalten; anderes ist in einer damals noch nicht vorauszusehenden Weise in den Vordergrund getreten. Nunmehr hat das System drei Hauptteile, die den drei Bänden entsprechen: Die allgemeine Philosophie und Weltlehre, Die Menschenlehre, Die Wertlehre. Mit diesen sucht es den Grundriß für ein neues Weltanschauungsbild zu entwerfen und die Leitlinien für die Normen der Lebensgestaltung zu ziehen. Dabei will das System durchaus als ein „offenes" betrachtet sein; so sehr es bemüht ist, die Grundlagen dogmatisch und kritisch zu sichern, so muß es sich in der Einzelausführung nicht selten damit begnügen,

Digitized by Google

eine intuitiv geschaute Überzeugung auszusprechen, deren wissenschaftliche Nachprüfung und Rechtfertigung erst der Zukunft anheimzustellen ist, oder durch eine neue Art der geistigen Einstellung die Ansatzpunkte zum Weiterdenken, Ausgestalten und Umgestalten darzubieten.

Es ist nicht beabsichtigt, durch diese Weiterarbeit, soweit der Verfasser selbst daran beteiligt sein sollte, den Rahmen des vorliegenden Gesamtwerkes zu sprengen. Vielleicht, daß sich bei künftigen Bearbeitungen der drei Bände einzelne neue Wendungen der personalistischen Gedankenführung zwanglos einfügen lassen; im übrigen aber denkt der Verfasser an selbständige Behandlung von Sonderproblemen, wie er solche ja auch schon vorher vereinzelt unternommen hat[1]). So ist es sein Wunsch, noch einmal seine besonderen Arbeitsgebiete, die Psychologie und die Pädagogik, von der personalistischen Philosophie her eingehend zu begründen. Und ebenso hat er die Hoffnung noch nicht aufgegeben, die Ansätze zu einer „Teleomechanik" weiter auszubauen.

Sollte sich aber die Erwartung, noch selbst das Eine oder Andere durchführen zu können, nicht erfüllen, so bleibt ja noch jene andere, bereits früher ausgesprochene Hoffnung[2]), daß das schon jetzt Vorhandene auch andere in den Stand setze, den Faden der personalistischen Philosophie fortzuspinnen.

---

[1]) Abseits vom Hauptwerk sind bisher folgende Schriften des Verfassers zum Personalismus erschienen (in zeitlicher Reihenfolge):

Der zweite Hauptsatz der Energetik und das Lebensproblem. Eine naturphilosophische Untersuchung. Zeitschrift für Philosophie u. philosophische Kritik, Bd. 121/122, 1913.

Vorgedanken zur Weltanschauung. (Niedergeschrieben 1901.) Leipzig, Barth, 1915.

Die Psychologie und der Personalismus. Leipzig. Barth, 1917.

Grundgedanken der personalistischen Philosophie. (Vortrag der Kant-Gesellschaft.) Berlin, Reuther & Reichard, 1918.

Die menschliche Persönlichkeit und ihr psychisches Leben. Zeitschr. für pädag. Psychol. 21, S. 1 ff. 1920.

Außerdem kommt auch in den psychologischen Spezialwerken des Verfassers die personalistische Grundüberzeugung zur Geltung, und zwar um so deutlicher, je später sie verfaßt sind.

[2]) Am Schluß des Vorwortes zum II. Bande.

Digitized by Google

Die vorliegende Gesamtausgabe hat an dem Text des ersten und zweiten Bandes keine Änderungen vorgenommen. Hierfür war zunächst ein technischer Grund bestimmend; der Neudruck mußte vermittelst eines photographischen Vervielfältigungsverfahrens geschehen, das keine Textbearbeitung erlaubte. Wesentlicher aber war ein innerer Grund, namentlich für den ersten Band; dieser ist für mich selbst bereits historisch geworden und würde durch eine Überarbeitung unweigerlich die innere Einheitlichkeit und Geschlossenheit eingebüßt haben. Seit 1906 sind über die Kulturmenschheit Stürme hinweggegangen, die auch ihre Denkgesinnung und ihren metaphysischen Glauben beeinflussen mußten; und auch ich selbst habe, teils unter dem Eindruck jener welt- und geistesgeschichtlichen Bewegungen, teils infolge meiner immanenten Denkentwicklung, merkliche Wandlungen des Philosophierens durchgemacht. Wollte ich aber das inzwischen neu Erarbeitete in die alten Formulierungen — die ebenfalls schon das Denkergebnis vieler Jahre waren — hineinverweben, so wäre ein Zwittergebilde entstanden, das weder den Leser noch den Verfasser hätte befriedigen können.

Deshalb begrüßte ich es als willkommene Lösung, daß ich den dritten Band jetzt von meiner gegenwärtigen Auffassungsweise aus frei gestalten konnte[1]); und da ich die Wertlehre als Wertmetaphysik sah, so gehörten notwendig Betrachtungen hinein, die sich auf Grundprobleme des metaphysischen Weltbildes beziehen. So konnte ich die beiden ersten Bände in ihrer ursprünglichen Form unberührt lassen, ohne befürchten zu müssen, daß man in ihnen die letzte Fassung des personalistischen Gedankensystems sehen müßte; andererseits ist doch die Einheit der durchgehenden personalistischen Grundüberzeugung fest genug, um die Gesamtdarstellung als eine innerlich begründete Ganzheit erscheinen zu lassen.

Der Abschluß des Gesamtbuches erweckte das Bedürfnis zu einer zusammenfassenden Rückschau und Überschau. Ursprünglich

[1]) Ein vor etwa 15 Jahren verfaßtes, fast vollständiges Manuskript zur Wertphilosophie wurde gänzlich beiseite geschoben.

Digitized by Google

bestand die Absicht, eine solche Schlußbetrachtung jedem Bande gleichlautend als Begleitwort mitzugeben, damit auch Leser der Einzelbände sich darüber orientieren können, an welcher Stelle der personalistischen Gedankenentwicklung jeder Band stehe. Der Umfang der Schlußbetrachtung verbot aber die Wiederholung; es wird nur dem Schlußband beigefügt. An dieser Stelle kann lediglich eine Andeutung seiner Absicht gegeben werden.

Der erste Teil behandelt das Verhältnis von Konstanz zu Entwicklung in den personalistischen Grundüberzeugungen der drei Bände. Eine einheitliche Richtung des Gedankenfortschritts und der Akzentverschiebung wird dem rückschauenden Blick deutlich erkennbar: sie führt von einer vornehmlich naturphilosophischen zu einer wesentlich bedeutungsphilosophischen Betrachtungsweise. „Zuerst interessiert die Erklärung des Gegebenen, später mehr und mehr die Deutung seines Sinnes."

Unter den Gedankenmotiven des ersten Bandes spielt die an der Biologie orientierte Gegenüberstellung von Teleologie und Mechanismus eine richtunggebende Rolle; jene Alternative wird unter der Bezeichnung Person/Sache zur allgemeinen Weltproblematik erhoben, eine neue Lösung wird versucht. — Im zweiten Bande, der vom Menschen handelt, überbaut sich der Kategorie der realen Person die der ideellen Persönlichkeit. Wird der Mensch durch den Begriff der Konvergenz noch in seiner biologischen Bedingtheit gefaßt, so bringt der neue Begriff der Introzeption nun die Wendung; denn er sucht den Sinngehalt der menschlichen Persönlichkeit auszudrücken. — Im dritten Bande ist dieser Introzeptionsbegriff zum Mittelpunkt der ethischen Betrachtung geworden; der kategorische Imperativ lautet: „Introzipiere!" d. h. „Gestalte Dein Ich mikrokosmisch zur Persönlichkeit, indem Du den Dienst für die Nicht-Ich-Werte Deinem individuellen Selbstwerte einverleibst." Aber diese mikrokosmische Normsetzung erhebt sich erst auf einem makrokosmischen Unterbau. Die Wertphilosophie tritt auf als allgemeine Bedeutungsmetaphysik, die den Charakter eines konkreten Idealismus hat. In ihr sind die „Personen" das „In-sich-Bedeutsame", die „Sachen" das „Für-andere-Bedeutsame", aber zwischen diese beiden Formen des Selbstwertes und des Sach- oder Dienstwertes schiebt sich jetzt als Mittelbegriff der „Strahlwert" als das „In-anderen-Bedeutsame" ein.

Digitized by Google

Im zweiten Teil sucht das Begleitwort die Frage zu beantworten, was der kritische Personalismus den Wissenschaften zu geben habe. Da die Anlage des Werkes nicht nach den wissenschaftlichen Einzeldisziplinen gegliedert sein kann, so sind Andeutungen und Ausblicke für diese verstreut an verschiedenen Stellen, zuweilen auch nur zwischen den Zeilen zu finden; sie werden nun auf kurze Formulierungen gebracht, und zwar für folgende Gebiete: Erkenntnistheorie, exakte Wissenschaften, Biologie, Psychologie, Kulturwissenschaften. Hier mußte manches gesagt werden, was sehr hypothetisch, ja was den vorwaltenden Anschauungen in den einzelnen Disziplinen paradox erscheinen muß, auch manches, was als bloße Zukunftsmöglichkeit auftritt. Aber mir scheint, daß gerade der Philosoph zu solchen Vorwegnahmen das Recht hat und den Mut haben soll. Der Umstand, daß er der Augenblicks-Situation und Problematik der Spezialwissenschaften ferner steht als deren Fachvertreter, ist nicht lediglich ein Nachteil; er hat dadurch eine Freiheit, die ihm gestattet, manches in anderem Licht und vor allem in neuen und weiteren Zusammenhängen zu sehen. — Übrigens beginnt ja die Isolierschicht, die lange zwischen dem Personalismus und den Einzelwissenschaften bestand, langsam zu schmelzen. In Psychologie und Kulturwissenschaften wird eine Annäherung schon deutlich. Vielleicht werden auch die exakten und biologischen Wissenschaften mit der Zeit die Entdeckung machen, daß hier ein philosophisches Gedankensystem besteht, das ihnen etwas zu sagen und zu bieten hat.

Nicht viel besser als bei den Spezialwissenschaften war es dem kritischen Personalismus auf seinem eigensten Heimatgebiet, der Philosophie, ergangen. Für ein Jahrzehnt und länger traf die Voraussage des ersten Vorworts (1906) zu: die Resonanz der zeitgenössischen Fachwelt blieb aus. Der Personalismus wich in seiner Bejahung der Metaphysik zu sehr ab von der erkenntniskritischen Vorsicht der Zeit, in seinen Problemstellungen und Antwortsversuchen zu sehr von den vorherrschenden inhaltlichen Interessen der Fachphilosophie. Aber auch hier hat die Zurückhaltung, die bis zur Nichtachtung ging, ihren Höhepunkt überschritten. Verwandte Lehren — zum Teil von ganz anderen Voraussetzungen herkommend — werden an verschiedenen Stellen entwickelt, und das Verlangen wird rege, den Personalismus mit den anderen philosophischen Richtungen

Digitized by Google

der Gegenwart zu vergleichen und an ihnen zu messen. Daß die Neuausgabe der früher erschienenen Bände jetzt nötig ist, darf als äußeres Zeichen des steigenden Interesses gedeutet werden; ich möchte hoffen, daß der gleichzeitig möglich gewordene Abschluß der Gesamtdarstellung auch den Abschluß der Latenzepoche darstellt. Daß man ihr zustimme, kann die personalistische Philosophie nicht beanspruchen, wohl aber, daß man sich mit ihr auseinandersetze.

Hamburg, im Dezember 1922.

W. Stern.

Digitized by Google

Inhalt des I. Bandes.

Seite

Einführung 1
I. Philosophische Weltanschauung 3
II. Das Problem 9
III. Person und Sache 13
IV. Personalismus und Impersonalismus 19
V. Der kritische Personalismus 23

Erster Hauptteil. Ableitung.

A. Dogmatische Ableitung 35
I. Kapitel. Die vier Dogmen 37
II. Kapitel. Der naive Personalismus 41
I. Das theoretische Bedürfnis 42
II. Das symbolische Bedürfnis 46
III. Der naive Personalismus in Kultur und Wissenschaft 49
III. Kapitel. Der Impersonalismus 54
I. Ableitung des Impersonalismus 55
II. Die Thesen des Impersonalismus 60
III. Die Entwicklung des Impersonalismus 62
IV. Kapitel. Die Wende 76
I. Die Unzulänglichkeit des Impersonalismus 77
II. Die Unzulänglichkeit des naiven Personalismus 83

B. Erkenntnistheoretische Ableitung 91
V. Kapitel. Impersonale Erkenntnistheorien 96
I. Der Positivismus 97
II. Der Apriorismus 107
VI. Kapitel. Personale Erkenntnistheorie 115
I. Vorbereitung 115
II. Die primären Kategorien 120
III. Das Kriterium der Individuation 126
1. Das subjektive Kriterium 128
2. Die halb-objektiven Kriterien 130
3. Das objektive Kriterium 136

Digitized by Google

Seite

IV. Der kritische Personalismus 139
V. Die sekundären Kategorien 141
1. Der psychophysische Parallelismus 143
2. Der teleomechanische Parallelismus 145
VI. Die empirische Ergänzung 149

Zweiter Hauptteil. Grundlehre.

A. Lehre vom Sein. (Ontologie) 157
VII. Kapitel. Die Person als neutrales („meta-psychophysisches") Sein 161
I. Unitas multiplex 161
II. Hierarchie 165
III. Die zwei Phasen 169
1. Ableitung 169
2. Darstellung 171
IV. Die Wechselbeziehung der Phasen 173
1. Aktualisation 173
2. Mechanisation 175
V. Thesen 177
VIII. Kapitel. Die Person als Objekt 179
I. Symbolik der Anschauung 179
II. Die „Person an sich" als Objekt 182
1. Qualitative Eigenart 182
2. Zeitliche Begrenzung 184
3. Räumliche Begrenzung 188
III. Die „Person an und für sich" als Objekt 189
1. Qualitative Gestaltung: Organisation 190
2. Zeitliche Gestaltung: Geschichte 191
3. Räumliche Gestaltung: Form 195
IX. Kapitel. Die Person als Subjekt 197
I. Die „Person an und für sich" als Subjekt 197
1. Die Person als metapsychische und der psychophysische Parallelismus 197
2. Das Ich 205
3. Der Wille 207
II. Die „Person an sich" als Subjekt 211

B. Lehre vom Wirken (Teleologie) 221
X. Kapitel. Begriff und Arten der Teleologie 225
I. Formale Teleologie oder Lehre von den Zweckbegriffen . 226
II. Deskriptive Teleologie oder Lehre von den Zwecktatsachen 230
III. Kausale Teleologie oder Lehre von den Zweckursachen . . 237
1. Allgemeines 237
2. Absichtsteleologie 239
3. Anlageteleologie 244

Digitized by Google

Seite

IV. Antiteleologie 250
1. Die Argumente gegen die Teleologie 251
2. Die Ableitung der teleologischen Tatsachen aus nicht-teleologischen Ursachen 253

XI. Kapitel. Wesen des Wirkens 255
1. Hypostase des Wirkens 256
2. Immanenz des Wirkens 257
3. Zweiphasigkeit des Wirkens 258
4. Notwendigkeit und Freiheit des Wirkens 261

XII. Kapitel. Selbsterhaltung 265
I. Phänomenologie der Erhaltung 265
1. Erhaltungszustände 265
2. Erhaltungsprozesse 266
II. Ätiologie der Erhaltung 273
1. Ätiologie der organischen Selbsterhaltungsprozesse . . . 275
2. Selbsterhaltung als allgemeines Kausalprinzip 283

XIII. Kapitel. Selbstentfaltung 287
I. Phänomenologie der Entwicklung 288
1. Quantitative Merkmale 291
2. Qualitative Merkmale 296
II. Entwicklungstheorien 303
1. Entwicklung als Epiphänomen von mechanischen Vorgängen 305
2. Entwicklung als Epiphänomen der Selbsterhaltung . . . 309
3. Entwicklung als Epiphänomen von Anpassungen 314
4. Entwicklung als Urphänomen 317
III. Selbstentfaltung als personales Kausalprinzip 320
1. Allgemeines 320
2. Der Innenfaktor der Selbstentfaltung 322
3. Der Außenfaktor der Selbstentfaltung 326
4. Der Ursprung der Personen 332
5. Die Geburt der Arten 335

C. Lehre von den Beziehungen (Teleomechanik) 343

XIV. Kapitel. Der teleomechanische Parallelismus 345
I. Allgemeines 345
II. Das Gleichheitsprinzip 349
III. Die Grenzen des Gleichheitsprinzips 352
1. Die Tatsache der Schwelle 353
2. Die Vielheit der Personen 355
3. Zeitliche Grenzen 357

XV. Kapitel. Gattungsbeziehung und Idee 359
I. Das Wesen der Ideen 359
II. Begrenzung der Ideen 364
1. Allgemeinheit der Gattung und Allgemeinheit des Mittels . 365
2. Idee und Ideal 367
3. Vielheit und Endlichkeit der Ideen 368

Digitized by Google

Seite

XVI. Kapitel. Kausalbeziehung und Gesetz 370
I. Phänomenologisches und Kritisches 370
1. Die exoterische Kausalbeziehung 372
2. Die Alleingültigkeit des Kausalgesetzes 373
3. Die Einheit des Kausalgesetzes 378
II. Teleomechanik des Gesetzes 383
III. Begrenzung des Gesetzesprinzips 388
1. Vielheit 388
2. Spezifikation 388

XVII. Kapitel. Intensitätsbeziehung und Maß 398
I. Quantität überhaupt 398
II. Intensität 402
1. Die Intensität und ihr Maß 402
2. Das autonome Maßsystem 404
3. Das universelle Maßsystem (Energie) 406
4. Das heteronome Maßsystem und das Relativitätsprinzip . 408
III. Anwendungen der teleomechanischen Intensitätslehre . . . 411
1. Psychophysik 412
2. Bio-Energetik 417
3. Kultur-Maßlehre 422

Schlußwort zum ersten Bande 426

Sachregister 428

Namenregister 434

Digitized by Google

Gib mir, wo ich stehe.
Archimedes.

Nimm dir, wo du stehst.
Nose.

Behaupte, wo du stehst.
Goethe.

Einführung.

Digitized by Google

Digitized by Google

I. Philosophische Weltanschauung.

Solange es eine Menschheit gibt, lebt in ihr das Streben, die Welt sich geistig zu erobern. Darin liegt ein Doppeltes: ein Erkenntnisstreben und ein Wertungsstreben. Der Mensch verlangt nach einer Welttheorie, die ihm das Wesen und den Grund der Dinge und Vorgänge verständlich macht; und er verlangt nach einer Lebensanschauung, durch die seinem Leben Aufgabe und Ziel gesetzt, ihm selbst und seinem Handeln der rechte Platz in der Gesamtheit der Weltzwecke zugewiesen wird. Dasjenige Gedankensystem, das beiden Bedürfnissen gerecht wird, das also eine Einheit von Welttheorie und Lebensanschauung darstellt, nennen wir Weltanschauung.

Allein das Streben nach Weltanschauung führt nie völlig zum Ziel; denn das Denken eines endlichen in seiner Subjektivität befangenen Geistes vermag nie die äußere und innere Unendlichkeit und die reine Objektivität des Alls ganz in sich hineinzunehmen. Die Welt bewältigen wollen heißt sie vergewaltigen müssen.

Soll aber der Mensch wegen dieser Unerfüllbarkeit der Aufgabe überhaupt davon abstehen, den Weg zu ihrer Lösung, wenigstens so weit seine Kräfte reichen, zu bahnen? Es gibt Zeiten, welche diese Folgerung ziehen. Zeiten, die das menschliche Denken und Forschen durchaus auf das beschränken wollen, was es ganz und gar zu leisten vermag; die die Welt in eine Unzahl von Äckerchen parzellieren, deren jedes in spezialwissenschaftlicher Arbeit seinem ganzen Umfange nach ausgebeutet werden kann; Zeiten der Weltanschauungslosigkeit, ja der Weltanschauungsblindheit, in denen die Empirie waltet ohne spekulativen

Digitized by Google

Mut, die Methode der Zergliederung ohne das Gegengewicht der Synthese, die zerstörende Kritik ohne das Vermögen zu neuem Aufbau.

Aus einer solchen Epoche treten wir soeben heraus. Die letzten Jahrzehnte hatten, um Hegels Bild zu brauchen, den Tempel der Kultur gebaut und das Allerheiligste vergessen. Sie vermißten nicht einmal, daß zu den letzten und tiefsten Fragen der theoretischen und praktischen Wirklichkeit keine einheitliche widerspruchslose Stellungnahme möglich war. Religion hier, Philosophie dort; Naturwissenschaft hüben, Geisteswissenschaft drüben: Soziologie und Ethik auf der einen, Kunst und Ästhetik auf der anderen Seite, — sie alle hatten wohl ihre Weltanschauungsfragmente, aber sie alle erwiesen sich als unfähig, das zu liefern, was man von einer Weltanschauung im vollen Sinne des Wortes verlangt: einerseits die höchste Synthese aller wissenschaftlichen Überzeugungen zu sein, andererseits Formel und Motto für den Wesensinhalt der Kulturwerte und Kulturtendenzen zu geben. Und die Philosophie im besonderen hütete den Schatz vergangener Weltanschauungen als treue historische Wächterin oder zergliederte die Bedingungen der Erkenntnis als unbestechliche Kritikerin; aber die schöpferische Kraft zu neuer Weltanschauungsgestaltung fehlte auch ihr.

Dann aber gibt es wiederum Zeiten, die, übersättigt von Tatsachenanhäufung und unbefriedigt von bloßer Destruktion, die Entdeckung machen, daß Leben und Welt ein Ganzes sein muß und als Ganzes ergriffen werden muß, damit all das unzählige Einzelne und Gelegentliche überhaupt erst Sinn, Wert und Bedeutung erhalte. Zeiten, in denen die Wörter Metaphysik, wie man es früher nannte, und Weltanschauung, wie man es heute nennt, aus Schmähwörtern wieder zu Sehnsuchtswörtern werden. Über den Tatsachendrang hinaus regt sich der Weltanschauungswille; der Mensch ringt mit der Welt, und sie soll bewältigt werden, selbst wenn sie hierbei zum Teil vergewaltigt werden muß. „Gib mir, wo ich stehe!"

Den Anbruch einer solchen Zeit erleben wir gegenwärtig. Religion und Philosophie, lange Zeit mißachtet, von vielen gar schon tot geglaubt, erwachen wieder zu neuer Kraft; die Kunst sieht ein, daß sie, weit entfernt, ein bloßes Spiel mit Illusionen zu

Digitized by Google

sein, die Aufgabe habe, den Kern der Welt symbolisch zu begreifen und das Innere des Daseins nach außen zu gestalten; die Einzelwissenschaften besinnen sich auf die Probleme, durch die sie in dem Mutterboden der allgemeinen Weltauffassung wurzeln; das praktische Leben endlich versucht, hier und da von der Jagd nach dem Moment und der Gelegenheit auszuruhen und sich nach dem letzten Wozu und Wohin zu fragen. Und manche Zeitgenossen: Gelehrte, Künstler, Religiöse und Praktiker, glauben schon in prophetischem Traum das Ziel vorauszuschauen, beschreiben es begeistert als einen „neuen Idealismus" und rufen der Menschheit zu: „Nimm dir, wo du stehst!"

Doch Sehnsucht, guter Wille und Intuition allein führen nicht zu einem solchen Ziel; es muß erarbeitet werden mit allen Mitteln des menschlichen Intellekts. Die eigentliche Führerin bei der Erringung einer Weltanschauung muß daher die Philosophie sein. „Behaupte, wo du stehst!"

Die spezielle Aufgabe, welche die Philosophie in einer solchen Bewegung hat, können wir kurz so ausdrücken: Sie hat die Bewältigung der Welt in möglichst hohem Maße zu versuchen, derart, daß hierbei die — unvermeidbare — Vergewaltigung der Welt auf ein möglichst niedriges Maß herabgedrückt wird.

1. Maximum der Bewältigung der Welt. Die Philosophie ist zwar nicht im stande, die unendliche Fülle und Ausdehnung des Daseins zu erfassen, ja, sie ist nicht einmal fähig, die Fülle und Ausdehnung der dem Menschen bekannten Welt ganz in sich aufzunehmen; denn bei der ungeheuren Spezialisierung des Wissens ist eine Vereinigung in einem Kopfe ganz unmöglich. Aber sie muß zum mindesten versuchen, sämtliche Prinzipien der theoretischen und praktischen Wirklichkeit zu umfassen; eine Weltanschauung, die sich auf eine Seite der Welt einschränkt und ganz in ihr aufgeht, wie so manche naturwissenschaftliche, oder ästhetische, oder religiöse, ist schon deshalb keine philosophische mehr, weil in ihr die entscheidenden Fragen großer Weltgebiete nicht nur unbeantwortet bleiben, sondern überhaupt nicht aufgeworfen werden. Von einer philosophischen Weltanschauung müssen wir also verlangen, daß sie aus ihren fundamentalen

Digitized by Google

Voraussetzungen heraus zu den Prinzipienfragen aller Gebiete Stellung zu nehmen vermag und sich nirgends zu den erwiesenen Tatsächlichkeiten und den unaufgebbaren Werten der Welt in unvereinbaren Widerspruch setzt. Dagegen darf sie sich selbstverständlich zu Hypothesen in Widerspruch setzen, sobald sie sie entkräften und andere Hypothesen aus ihren Voraussetzungen heraus an deren Stelle setzen und rechtfertigen kann.

Sodann muß die Philosophie der Tatsache, daß die Welt, die sie bewältigen will, eine ist, durch die geschlossene Einheit des Systems möglichst nahe zu kommen suchen.

2. Minimum der Vergewaltigung der Welt. Die philosophische Weltanschauung nähert die Vergewaltigung der Welt zunächst dadurch einem Minimum, daß sie sich der Notwendigkeit des Vergewaltigenmüssens und der Richtungen, nach denen es sich vollzieht, bewußt ist. Solcher Richtungen gibt es drei. Seit Kant wissen wir, daß die allgemeinen Bedingungen des menschlichen Erkennens selbst das Weltbild färben mit Farben von solcher Echtheit, daß auch die schärfste Selbstbesinnung und Kritik nicht im stande ist, sie zu beseitigen, und das farblose Bild der Welt, wie sie „an sich“ ist, herzustellen. Seit Hegel wissen wir, daß jedes philosophische System durchaus historisch bedingt ist, eine notwendige Beziehung zu der Gesamtheit der jeweiligen Kultur hat, als begrifflicher Ausdruck dessen, was sie ist oder erstrebt, und daß sie daher ebenso historisch überwunden werden muß durch neue Philosophien, die an ihrer Stelle wieder eine neue Partialwahrheit repräsentieren. Und seit Fichte wissen wir sogar, daß auch die individuelle Eigenart der philosophierenden Persönlichkeit, ihr Temperament und ihre Sehnsucht, zu dem Gepräge des philosophischen Systems beiträgt: „Was für eine Philosophie ich habe, das hängt davon ab, was ich für ein Mensch bin.“

Allein all diese Einsichten brauchen nicht zu dem schließlichen Erfolge zu führen, den die Antimetaphysiker aller Schattierungen verkünden: daß eine philosophisch begründete Weltanschauung überhaupt unmöglich sei — sondern im Gegenteil zu dem positiven Erfolg: daß die philosophische Weltanschauung der Gefahr ent-

Digitized by Google

hoben wird, die Welt unbewußt zu vergewaltigen und daher die vollkommenste mögliche Weltanschauungsform ist. Indem sie vor dem Anfang des Systemaufbaues das ganze Fundament erkenntniskritisch untersucht, entgeht sie der Gefahr, ihren Einsichten Absolutheit zuzuschreiben; indem sie feststellt, inwiefern sie durch die Bedürfnisse und Probleme des geistigen Kulturprozesses gerade hier und jetzt notwendig ist, entgeht sie dem Wahn, die zeitlose Wahrheit zu enthalten; indem sie nur dasjenige dem System einzuverleiben strebt, was die logische Aichung bestanden hat, schaltet sie, wenn auch nicht die Subjektivität des Philosophen überhaupt, so doch deren niedere Formen, die Laune, die Willkür und den Fanatismus, soweit es angeht, aus.

Aber wie im ganzen, so muß auch im einzelnen die Vergewaltigung der Welt auf ein Mindestmaß beschränkt werden; nicht nur erkenntniskritisch, sondern auch sachkritisch muß die philosophische Weltanschauung verfahren. Sie muß von jedem ihrer Inhalte nachweisen, daß sie mit den feststehenden Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung in Einklang steht; sie muß die Hypothesen, die sie bekämpft, auch entkräften, die neuen, die sie aufstellt, auch begründen; sie muß gegen Einwände, die nach dem heutigen Stand des Wissens zu erwarten sind, im voraus gewappnet sein.

System also und Kritik, beide in vollster Bewußtheit und in möglichster Vollständigkeit durchgeführt, sind die Merkmale, durch welche sich die philosophische Form der Weltanschauung von allen anderen Formen unterscheidet. Nicht ein bestimmter Inhalt, und auch nicht die Anwendung einer bestimmten einzelnen Methode, sondern nur jene formalen Eigenschaften, durch welche das Maximum der Bewältigung mit einem Minimum von Vergewaltigung erreicht wird, bezeichnen das Wesen der philosophischen Weltanschauung.

Freilich, jene beiden Merkmale sind sich an Bedeutung nicht gleichgeordnet, sondern die Kritik hat dem System gegenüber dienende Stellung. Das Maximum der Weltbewältigung ist durchaus das positive Ziel alles Philosophierens; das Minimum der Vergewaltigung ist nur das notwendige Mittel zu einer möglichst

Digitized by Google

idealen Erreichung jenes Zieles. Der bloße Kritizismus ist daher lediglich gerechtfertigt als Durchgangserscheinung zwischen einer systematischen Philosophie (d. h. einer philosophischen Weltanschauung), die überwunden werden, und einer solchen, die errungen werden muß.

Gesetzt nun, es gelinge, eine solche philosophische Weltanschauung zu entwickeln — was haben wir von ihr zu erhoffen? Keinesfalls das, was frühere Metaphysiker immer wieder von ihren Spekulationen erhofft hatten: die Wahrheit an sich; sondern nur — aber auch dieses „nur" ist inhaltsreich genug — die Wahrheit für uns. Für uns in dem doppelten Sinne: für uns die Menschheit und für uns die gegenwärtige Kultur. D. h.: Was wir zu erwarten haben, ist ein System, das innerhalb der durch die Organisation menschlichen Erkennens gegebenen Bedingungen eine in sich widerspruchslose Generalformel findet sowohl für die uns gegenwärtig zugänglichen Grundeinsichten der Wissenschaft wie für die den Kulturprozeß gegenwärtig bestimmenden Grundrichtungen des Strebens und Wertens. Das ist das höchste Maß der Objektivität, dessen die menschliche Erkenntnis fähig ist. Wird aber dies Ziel erreicht, so weist es sofort über sich selbst hinaus; das System, welches gedacht ist als zusammenfassender Abschluß der vergangenen und als einheitlicher Ausdruck der gegenwärtigen Geistesbewegung, muß auch seine Bewährung durch die Wirkung in die Zukunft dartun. Zunächst in der Sphäre des Wissens. Der Versuch, die unzähligen, zum Teil so disparaten Einzelheiten aus allen Erkenntnisgebieten einer einheitlichen Prinzipienlehre einzureihen, wird, sofern es sich um mehr als ein Hirngespinst handelt, auch jenen Einzelgebieten wiederum neue Gesichtspunkte, Betrachtungsweisen und Hypothesen zuführen. Die durchgängige, methodologische Begründung der Welttheorie wird auch die Methodik der Spezialforschung befruchten. Der gesamte globus intellectualis, die Ordnung und Beziehung der Wissenschaften wird revidiert. — Sodann im Gebiet des Wertens. Indem der heute leider noch so allgemeine Widerspruch zwischen Wissen und Werten abgelöst wird durch eine Welttheorie, die zugleich für Sinn und Bestimmung des Daseins ein angemessener

Digitized by Google

Ausdruck sein will, erhalten die Normen des Wertgebietes eine ganz andere Kraft und Geschlossenheit; aber sie erhalten auch zum Teil eine neue Deutung und Stufenordnung, die dann wieder auf das ethische, politische, soziale, religiöse und ästhetische Meinen und sich Betätigen nicht ohne Rückwirkung bleiben kann.

Durch diese Nachwirkungen sprengt eine philosophische Weltanschauung ihre historische Fessel. Mag sie, als Weltanschauung, nur für das Wissen und Werten einer mehr oder minder eng begrenzten Phase der menschlichen Kulturbewegung gültig sein und bald einer anderen Platz machen — die Samen, die sie ausstreut, tragen noch Früchte, wenn ihr Stamm längst verdorrt ist. Die Philosophien eines Aristoteles, eines Leibniz, eines Hegel, sind heute als Systeme längst überwunden; aber was aus jenen Systemen an geistigem Gehalt in das allgemeine Denken, in die selbstverständlichen Voraussetzungen des Forschens, in die Normen des Handelns übergegangen und dadurch unverlierbar geworden ist, läßt sich schwer überschätzen.

Wir haben bisher ganz allgemein zu formulieren gesucht, worin uns Wesen und Bedeutung der philosophischen Weltanschauung zu liegen scheine.[1]) Wenn ich nun daran gehe, selbst ein System zu entwickeln, so muß ich — gegenüber den großen Erwartungen, die ich soeben für ein solches abgeleitet habe — den Satz für mich in Anspruch nehmen: In magnis et voluisse sat est.

II. Das Problem.

Die schon vorhin erwähnte Bezeichnung des „Neu-Idealismus", die man der kommenden Epoche hat zuschreiben wollen, ist eine Programmüberschrift, nicht mehr. Sie bezeichnet allerdings die Stimmungsfarbe der künftigen Weltanschauung, und sie besagt etwas Negatives: ein Sich-nicht-Genügenlassen an dem einseitig

[1]) Eine ausführliche Darstellung des Begriffs der philosophischen Weltanschauung, also die notwendige Ergänzung zu obigen kurzen Andeutungen, findet sich in der Schrift: Vorgedanken zur Weltanschauung. Kap. I.

Digitized by Google

naturalistisch-materialistisch-technisch-ökonomischen Zuge der Zeit. Dennoch ist der Ausdruck für das zu Erwartende nicht ausreichend, ja sogar geradezu bedenklich. Denn das Wort „Idealismus" ist eines der abgebrauchtesten in unserer ganzen geistesgeschichtlichen Terminologie. Es bringt mit sich die ganze Vorstellungsmasse von früheren Idealismen, erweckt den Glauben, daß die künftige Welt- und Lebensanschauung eine Wiederholung oder Neuaufnahme von Vergangenem sein werde, und ist dadurch geeignet, das eigentlich Neuartig-Schöpferische, das spezifisch Bestimmende an ihr zu verschleiern. Das Wort Idealismus bedeutet die Entscheidung in einer bestimmten Problemstellung und schließt somit die Voraussetzung ein, daß eben jene Problemstellung die fundamentale sei. Diese Voraussetzung aber ist wiederum eine von früher her übernommene; wer weiß, ob sie noch für die Zukunft gilt? Das Wesen einer neuen Weltanschauung kann darin liegen, daß sie eine neue Stellungnahme zu einem alten Problem bringt; aber es kann auch darin liegen, daß sie das Problem selbst ändert. Und gerade dies ist der Fall bei der Weltanschauung, die unsere Zeit sich erringen will. Der Zugang zu ihr ist nicht die Revision des alten, sondern die Formulierung des neuen Problems.

Die Grundfrage, um die sich seit drei Jahrhunderten alle Weltanschauungsbildungen drehten, war die „psychophysische" (dies Wort im weitesten Sinne genommen): In welchem Verhältnis steht das geistige Moment zum stofflichen Moment in der Welt? Als Geist und Materie in der Metaphysik, als Gott und Welt in der Religionsphilosophie, als Seele und Leib in der Biologie und Psychologie, als Sinnlichkeit und Geistigkeit in der Ethik, als Vorstellung und Außenwelt in der Erkenntnistheorie und noch in manchen anderen Gestaltungen — immer ist es schließlich dasselbe Begriffspaar, nach dem sich überall das Fragen und Forschen, das Denken und Gestalten der Weltanschauung orientiert. Und unter Idealismus versteht man überall jenen Lösungsversuch, der dem geistigen Moment die Vorherrschaft in der Welt zuerkennt.

Nun ist aber in Wirklichkeit die Geist-Stoff-Alternative nichts weniger, als eine einheitliche Alternative; sie ist vielmehr, je länger das Denken sie in den Mittelpunkt stellte, mit um so mannig-

Digitized by Google

faltigerem Inhalt bepackt worden, der nun unauflösbar verkettet bleibt, so lange man dem Begriffspaar seine zentrale Stellung läßt. Und doch kommt alles darauf an, die disparaten Bestandteile scharf von einander zu lösen.

Man mache sich einmal die Vielgestaltigkeit der Merkmale klar, die mehr oder minder bewußt mitgedacht werden, wenn man von Geist (Seele, Psyche) und dem Gegenbegriff dazu spricht. Zunächst das Individualitätsmerkmal: Seele oder Geist eine wirkliche eigenartige individuelle Einheit, Körper oder Stoff ein indifferentes Aggregat. Zweitens das teleologische Merkmal: Seele oder Geist nach Zwecken handelnd, Körper oder Stoff blindmechanischen Gesetzen folgend. Drittens das axiologische Merkmal: Seele (Geist) Träger oder Beziehungspunkt aller positiven Werte, Körper oder Stoff wertfremd oder gar negativwertig. Endlich viertens das phänomenologische (Bewußtseins-) Merkmal: Seele (Geist) Subjekt von Bewußtseinsinhalten, Stoff des Bewußtseins entbehrend.

Während nun die drei ersten tatsächlich eng zusammengehörigen Merkmale im Altertum und Mittelalter durchaus vorherrschten, ist es charakteristisch für die letzten Jahrhunderte, daß der Nachdruck immer mehr auf das vierte, das Bewußtseinsmoment gelegt wurde, welches schließlich ganz verselbständigt wurde. Diese Verschiebung der Begriffsbedeutung hat ja nun fraglos die größten wissenschaftlichen Ergebnisse gezeitigt, aber sie macht dennoch jenes Begriffspaar als Grundlage künftiger philosophischer Weltanschauungsbildung unbrauchbar. Die fortwährende Zurückstellung des Individualitäts-, Teleologie- und Wertproblems hinter — ja seine teilweise Aufhebung durch das Bewußtseinsproblem hat schließlich Anschauungen, Stellungnahmen und Wortbedeutungen zu einem Knäuel verdichtet, der nicht mehr zu entwirren, sondern nur noch zu zerhauen ist. Jene als sekundär behandelten Gesichtspunkte verlangen ihr selbständiges Recht; immer mehr rücken sie in Philosophie und Religion, in Natur- und Kulturwissenschaften in die erste Reihe, und zwar unabhängig vom Bewußtseinsproblem. Die Zentralfrage heißt jetzt nicht mehr: Bewußtsein oder nicht? sondern: Gibt es in der Welt individuelle zielstrebige selbstwertige Wesenheiten oder nicht?

Digitized by Google

Es wird späterhin der Nachweis geführt werden, daß die Grundprobleme der verschiedensten Wissenschaftsgebiete — Probleme, die bisher unter den mannigfaltigsten Namen einherliefen und völlig disparat zueinander schienen — im Grunde nur Ausstrahlungen der einen großen Fragestellung sind. „Teleologische Einheit oder mechanisches Aggregat?" ist die Frage, die in der Physiologie ebenso heiß umkämpft wird (Kampf zwischen Vitalismus und Antivitalismus) wie in der Psychologie (Kampf zwischen Subjekts- und Assoziationspsychologie), in der Ethik ebenso wie in der Geschichte; und selbst die Kategorien der unorganischen Wissenschaften werden jener Fragestellung eingeordnet werden können. Unser Grundproblem unterscheidet sich also von der Geist/Stoff-Alternative dadurch, daß es psychophysisch neutral ist, d. h. ebenso innerhalb der psychischen wie innerhalb der physischen Welt aufgeworfen werden kann; und es ist zugleich dadurch universeller als jenes, daß es auf Daseinsformen verschiedenster Stufenordnung angewandt werden kann: Ist das Molekül, ist die Zelle, ist das Individuum, ist die Gattung, ist das Volk, ist das All zielstrebig wirkende selbstwertige Einheit oder nicht?

Da nun die Grundfrage der Weltanschauung nicht mehr auf die phänomenologische, sondern auf die ontologische, teleologische und axiologische Beschaffenheit der Welt geht, muß auch die alte Terminologie aufgegeben werden. Denn sobald man die Antwort auf obige Frage wieder mit den hergebrachten Ausdrücken Geist/Stoff, Seele/Leib, psychisch/physisch, Idealismus/Materialismus bestreiten will, drängt sich sofort wieder der Bewußtseinsgesichtspunkt vor und verschiebt das Bild: ein in 300jähriger philosophischer und kultureller Arbeit festgelegter und immer mehr nach einer bestimmten Seite hin zugespitzter Begriff läßt sich eben nicht mehr nach einer anderen Seite umbiegen.

Das neue Grundproblem verlangt daher eine neue Formulierung der Grundbegriffe; ich wähle hierfür die Ausdrücke Person und Sache. Denn das Wesentliche des Personbegriffs ist nicht das Bewußtsein-Haben, sondern die wirkliche individuelle Einheit, die Fähigkeit zu zielstrebigem Tun und die Selbstwertigkeit. Das

Digitized by Google

Wesentliche des Sachbegriffs ist nicht die Bewußtseinslosigkeit, sondern die Daseinsform als Aggregat und als Objekt mechanischer Gesetze, sowie die Gleichgültigkeit gegen Werte.

III. Person und Sache.

Person und Sache — die Worte sind alt; und alt ist auch schon ihre Gegenüberstellung, namentlich in der Rechtswissenschaft und Ethik; aber die Bedeutung, die dem Begriffspaar bisher innewohnte, gibt ihm doch nicht ohne weiteres die Eignung, die universelle Weltalternative zu bezeichnen. Um dieser Bestimmung gerecht zu werden, muß jeder der beiden Begriffe eine starke Erweiterung und zugleich eine streng formulierte Definition erfahren. Wenn wir eine solche Erweiterung jetzt vornehmen, so werden wir zwar dem herrschenden Sprachgebrauch einige Gewalt antun müssen — einen Weltkörper, eine Zelle, ein Molekül als „Person" zu bezeichnen, lag ihm bisher völlig fern — bewegen uns aber durchaus innerhalb der Gerechtsame wissenschaftlichen Tuns; denn wo die Wissenschaft Gemeinsamkeiten feststellt, die früher nicht beachtet waren, muß sie auch für diese Gemeinsamkeiten Begriffe anwenden, die früher nur für einen Bruchteil der zum Vergleich gebrachten Phänomene galten: Man denke nur an die ungeheure Ausweitung, welche die Begriffe der Kraft, der Arbeit und der Energie in der Physik, der Begriff des Willens in der Schopenhauerschen Philosophie erfahren haben.

Die volle Rechtfertigung dafür, daß wir gerade den Begriff der Person (und den Gegenbegriff der Sache) einer solchen Erweiterung für fähig und für bedürftig erachten, kann erst im ganzen folgenden Verlauf der Untersuchung erbracht werden. Bestimmend war die Überzeugung, daß das Tatsachenverhältnis, welches bisher nur für ein engeres Gebiet durch jenes Begriffspaar bezeichnet wurde, in den verschiedensten Sphären des Lebens und des Wissens ähnlich vorhanden, doch sonst nirgends einen so treffenden, unmißverständlichen und von anderen Begriffsinhalten reinen Ausdruck gefunden hatte.

Der Vorwurf, daß eine derartige Verallgemeinerung einer,

Digitized by Google

menschlichen Verhältnissen entlehnten, Auffassungsweise auf die gesamte Welt nichts anderes sei, als Anthropomorphismus, Rückfall in die mythologische Periode u. s. w., ist vorauszusehen; doch ist er nicht stichhaltig. Denn erstens: eine Verwendung anthropologischer Begriffe in außermenschlichen Gebieten ist noch durchaus nicht identisch mit der Annahme menschlicher oder menschenähnlicher Tatsächlichkeiten und Ursächlichkeiten in eben diesen Gebieten. Die oben genannten Ausdrücke Kraft, Energie und Arbeit sind ja auch menschlichen Verhältnissen entnommen, nicht mehr und nicht weniger, als der Begriff „Person" — ist darum die Physik, welche jener Begriffe nicht entraten kann, Mythologie? Und wenn der Physiker sagt: Wir definieren eben diese Begriffe so, daß ihnen nichts spezifisch Menschliches mehr anhaftet, so werden auch wir unseren Begriff so definieren, daß das Menschliche nur als enger Spezialfall unter ihn fällt.

Zweitens: Die Auffassung, daß der Mensch zur „Natur" im weitesten Sinne gehöre, ist bisher meist nur in der einseitigen Weise ausgenutzt worden, daß die aus der außermenschlichen Natur her bekannten Erklärungskategorien auch für den Menschen gelten und ausreichen mußten. Aber ist nicht das Umgekehrte ebenso berechtigt? Gerade weil der Mensch Teil der Natur ist, läßt sich erwarten, daß für Erscheinungen, die bei ihm in besonderer Ausprägung und in vielleicht sonst nirgends so deutlicher Erkennbarkeit vertreten sind, auch in den außermenschlichen Gebieten der Natur und der Welt überhaupt Analoga zu finden sein müssen. „Ist nicht der Kern der Natur Menschen im Herzen?" Es ist merkwürdig, mit welch ängstlicher Scheu moderne Wissenschaft und Philosophie meist dieser Konsequenz, daß eine Erklärung a potiori ebenso berechtigt sei, wie eine a peiori, aus dem Wege gingen; spezifisch menschlich schien fast identisch mit „widernatürlich"; und die Unzulänglichkeit einer Kategorie für Zwecke der allgemeinen Naturerklärung schien damit bewiesen, daß sie sich zuerst innerhalb des menschlichen Lebens herausgestellt oder bewährt hatte. An die Stelle der früheren unkritischen Überschätzung des Menschen als eines Ausgangsgebietes für Erklärungen ist eine gleich unzulässige Unterschätzung getreten.

Aber — so heißt hierauf der Einwand — der Mensch ist doch

Digitized by Google

nur ein winziges Bruchteilchen der Natur; und die einfachste Logik lehrt, daß der Schluß von einem winzigen Teil aufs Ganze (also vom Menschen auf die Welt) viel weniger Berechtigung habe, als der von der überwältigenden Mehrheit der Erscheinungen auf den kleinen Bruchteil. So einfach jedoch liegt die Sache durchaus nicht; von obigem Einwand aus kann man wohl die anthropozentrische Weltanschauung bekämpfen, aber nicht jede anthropomorphische oder besser anthropomorphisierende Methode. Die Auswahl einer Erklärungskategorie wird fast nie durch den Umfang ihrer zunächst gekannten Gültigkeit bestimmt, sondern durch ganz andere Gründe. Auch das Phänomen des Druckes und Stoßes unorganischer harter Körper ist ja nur ein winziger Bruchteil der Weltphänomene; und doch wurde dieser Spezialfall von der Mechanistik zum absoluten Welterklärungsprinzip erhoben, auf die anderen Aggregatzustände, dann auf das Organische, das Psychische, das Kulturelle angewandt; — eine Verallgemeinerung, welche rein logisch genau auf der gleichen Stufe steht wie die Übertragung gewisser, zuerst beim Menschen beobachteter teleologischer Funktionen auf die Weltkörper und Moleküle. Oft bietet ein kleiner Ausschnitt aus der Wirklichkeit durch besondere Bedingungen den Anlaß, ein Phänomen mit einer solchen Gründlichkeit und Vielseitigkeit zu beobachten, daß sich aus ihm Einsichten ergeben, wie sie in gleicher Tragweite und Verallgemeinerungsfähigkeit aus Gebieten weit größeren Umfangs vielleich nie zu holen sind. Ein solcher — objektiv kleiner — Ausschnitt aus der Wirklichkeit ist für den Menschen der Mensch. Nirgends sonst in der Welt hat das Denken Gelegenheit, den Unterschied zwischen unteilbarer, echter Ganzheit (Individualität) und bloßem Aggregat, zwischen spontanem von innen heraus entspringendem Tun und passivem Gestoßenwerden, von Eigenwert und Fremdwert, von Zielstrebigkeit und Ziellosigkeit so zu erfassen und sich tief innerlich zu eigen zu machen, als wenn der Denkende sich selbst und seine Mitmenschen im Verhältnis zu den Dingen betrachtet. Und wenn er dann die Quintessenz dieser fundamentalen Erlebnisse in das Begriffspaar „Person und Sache“ goß, sollen wir uns da — aus bloßer Anthropophobie — dessen enthalten müssen, diese so vorbereiteten Begriffe zu übernehmen, sofern wir auch anderwärts

Digitized by Google

den entsprechenden Gegensatz zwischen echter Ganzheit und bloßem Aggregat, spontanem Tun und passivem Gestoßenwerden, Eigenwert und Fremdwert, Zielstrebigkeit und blindem Zwange zum Ausdruck bringen wollen — ja sie schließlich ins Höchste zu verallgemeinern, wenn wir in jenem Gegensatz den entscheidenden Weltgegensatz überhaupt sehen? —

Ich lasse nunmehr die genaue Definition der beiden Begriffe in jener verallgemeinerten Form folgen, in der ich sie in der ganzen weiteren Betrachtung verstehe und vom Leser verstanden wissen muß, damit Denken und Mitdenken sich überhaupt auf gemeinsamem Boden bewegen. Durch Erläuterungen wird noch jedes Merkmal der Begriffe genauer umschrieben.

Definitionen.

Eine Person ist ein solches Existierendes, das, trotz der Vielheit der Teile, eine reale, eigenartige und eigenwertige Einheit bildet, und als solche, trotz der Vielheit der Teilfunktionen, eine einheitliche, zielstrebige Selbsttätigkeit vollbringt.

Eine Sache ist das contradictorische Gegenteil zur Person. Sie ist ein solches Existierendes, das, aus vielen Teilen bestehend, keine reale, eigenartige und eigenwertige Einheit bildet, und das, in vielen Teilfunktionen funktionierend, keine einheitliche, zielstrebige Selbsttätigkeit vollbringt.

Erläuterungen.

a) Der Begriff der Einheit ist, da er selbst ein letzter ist, nicht mehr positiv zu beschreiben, sondern höchstens negativ zu umschreiben: Einheitlich ist dasjenige Sein und Tun, das nicht restlos durch die Summe der Existenzen der Teile und durch die Summe der Taten der Teile repräsentiert werden kann. Einheitlichkeit ist nicht zu verwechseln mit Einfachheit; das Einfache ist ohne Teile, das Einheitliche ist mehr als seine Teile. Die Verwechslung dieser Begriffe hat zu allen Zeiten Weltanschauungsirrtümer bewirkt.

Digitized by Google

Die Person ist ein Ganzes, die Sache ein Aggregat.

Die Person ist etwas über ihren Teilen, die Sache ist die Summe ihrer Teile.

b) Die Person ist eigenartig, d. h.: eine solche so beschaffene Einheit kommt nur dies eine Mal vor. Sie hat wohl Eigenschaften, durch welche sie mit anderen Personen vergleichbar und gegen andere meßbar ist; sie ist aber niemals nur die Summe dieser Eigenschaften, sondern bei aller Vergleichung bleibt eine letzte Inkommensurabilität. Die Sache ist dagegen eigenartig nur, sofern sie eine Summe von Eigenartigkeiten ihrer Bestandteile ist oder selbst Bestandteil eines eigenartigen Ganzen ist; an sich genommen aber ist sie vergleichbar und kommensurabel.

Die Person ist Qualität, die Sache Quantität.

Die Person ist Individualität, die Sache Vergleichbarkeit.

c) Die Person ist selbsttätig, d. h.: das an ihr sich vollziehende Geschehen ist in seiner Beschaffenheit nicht restlos bestimmt durch die von außen her kommenden Einwirkungen und durch die Tätigkeiten ihrer Teile. Vielmehr ist sie selbst als Ganzes mitbestimmender Wirkungsfaktor an diesem ihrem Funktionieren.

Die Person ist aktiv (und spontan), die Sache ist passiv (und receptiv).

In der Sphäre der Personen gibt es innere Kausalität (d. h. Wirkung des Ganzen auf die Teile), in der Sphäre der Sachen gibt es nur äußerliche Kausalität (Beziehung eines Elements auf ein anderes).

d) Die Tätigkeit der Person ist zielstrebig, d. h.: das von ihr ausgehende Geschehen ist so beschaffen, daß es geeignet ist, einen bestimmten Zustand herbeizuführen, welcher für die Person ein relatives Optimum bedeutet. Zu den Bedingungen ihrer Tätigkeit gehört nicht nur Vergangenheit und Gegenwart, sondern auch die Zukunft.

Die Person ist teleologisch, die Sache mechanisch.

Digitized by Google

e) Die Person ist eigenwertig, d. h. sie ist um ihrer selbst willen da; sie nimmt unter den Werten der Welt in irgend einer Hinsicht eine, wenn auch noch so kleine, doch selbständige Bedeutung ein. Die Sache dagegen ist nicht eigenwertig; sie ist nur die Summe der Werte ihrer Teile oder an sich indifferentes Mittel zur Durchsetzung irgend eines wirklichen Wertes außerhalb oder überhalb ihrer selbst. Das Aufhören einer Person ist, selbst wenn ihre Teile bleiben, ein schlechthinniger Wertverlust, das Aufhören einer Sache ist, vorausgesetzt, daß ihre Teile bleiben, kein schlechthinniger Wertverlust.

Die Person hat Selbstzweck, die Sache Fremdzweck.

Die Person ist für sich genommen Wert, die Sache ist für sich genommen indifferente Existenz.

Die Person ist nicht restlos ersetzbar (sie hat „Würde"), die Sache ist restlos ersetzbar (sie hat einen „Preis").

Die gegebenen Definitionen sollen zunächst nur Nominaldefinitionen sein; sie sagen nichts darüber, ob und in welcher Weise Personen und Sachen wirklich existieren, und wie sie sich letzten Endes zueinander verhalten. Den dieses Ob und Wie ist ja gerade erst das Fundamentalproblem.

Hingewiesen sei aber noch auf drei wesentliche Seiten der Definitionen.

1. Die Ausdrücke sind mit Überlegung so gewählt, daß sie keine Beschränkung des einen oder anderen Begriffs auf die physische, bezw. auf die psychische Seite der Welt in sich schließen. Unser Begriff „Sache" deckt sich also nicht mit dem Begriff Körper oder Stoff, unsere „Person" nicht mit Psyche oder Geist. Sämtliche fünf Unterscheidungsmerkmale zwischen Person und Sache: Einheit und Aggregat, Qualität und Quantität, Aktivität und Passivität, Teleologie und Mechanismus, Selbstzweck und indifferente Existenz — sind ebenso innerhalb des physischen Gebiets wie innerhalb des psychischen Gebiets, wie auch im psychophysischen Zwischengebiet anwendbar und auch tatsächlich angewandt worden. Die Begriffe Person und Sache haben also „psychophysische Neutralität".

2. Der Begriff Person deckt sich nicht mit dem landläufigen

Digitized by Google

Begriff des Individuums, vor allem nicht mit dem des menschlichen Individuums. Auch hier suchten wir ihm durch unsere Definition eine größere Weite zu geben. Sonach umfaßt der Begriff jedes reale Ganze mit einheitlich zielstrebiger Tätigkeit, mag dieses nun, in anderer Beziehung betrachtet, nur der Teil einer anderen Person sein, wie die Zelle, oder mag es, wie etwa das Volk, selbst andere Personen unter sich befassen. Ja auch eine „Sache" kann auf Grund unserer Definition, obgleich sie nicht „Person" ist, aus Personen bestehen. (Beispiel: ein Zellklumpen, ein Verein.) Hier ist die Stelle, wo sich die Alternative der praktischen Philosophie „Individuum und Gemeinschaft" unserer umfassenderen wird unterordnen müssen.

3. Und schließlich — was mit dem eben Gesagten in engem Zusammenhang steht — unsere Definition ermöglicht die Annahme einer stufenweisen Übereinanderschichtung von Personen gleichsam verschiedener Rangordnung — sie ermöglicht diese Annahme; über ihre Tatsächlichkeit hat natürlich nicht die Definition selbst, sondern erst weitere Untersuchung zu entscheiden.

Die einzelnen Merkmale, durch welche Person und Sache charakterisiert sind, stehen zunächst in scheinbar zufälliger Aneinanderreihung da; ja schon die Tatsache ihrer Vielheit muß den logisch geschulten Geist zunächst unbefriedigt lassen. Der Mangel beruht eben darauf, daß wir es hier nur mit einer Nominaldefinition zu tun haben; erst in der späteren erkenntnistheoretischen Betrachtung wird die notwendige Zusammengehörigkeit jener vielen scheinbar disparaten Merkmale dargetan werden.

IV. Personalismus und Impersonalismus.

Das Person-Sach-Problem ist an sich nicht neu vielmehr fristet es in den verschiedensten Formen und unter den verschiedensten Namen in Geistes- und Naturwissenschaften, in Metaphysik und Ethik sein Dasein. Neu soll nur die bewußte Zentralisierung des gesamten Weltanschauungsproblems nach der Person-

Digitized by Google

Sach-Alternative und die durchgeführte kritische und logische Lösung sein.

Was vom Problem gilt, gilt natürlich auch von den ihm gegenüber möglichen Stellungnahmen: sie existieren schon lange, sind aber in den verschiedensten anderen mehr oder minder zerstückelt, widerspruchsvoll, latent enthalten. Hier gilt es, Ordnung zu schaffen. Das neue Kampfobjekt verlangt vor allem eine einheitliche Schlachtordnung, in der, was zusammengehört, aus der Zersplitterung gerettet und seiner Solidarität bewußt gemacht werden muß, ebenso wie die Gegnerschaften aus dem Unbewußten ins Bewußte und aus dem Gelegentlichen ins Prinzipielle erhoben werden müssen.

Bei dieser Festlegung der Hauptstandpunkte werden jene altbekannten „— ismen", nach denen sich das philosophische Denken zu orientieren gewöhnt hat, stark zurücktreten müssen, was natürlich nicht ihre Geringschätzung oder gar Verwerfung, sondern nur ihre Unbrauchbarkeit für das vorliegende Problem bedeuten soll. An ihrer Stelle werden wir die Termini Personalismus (Personalstandpunkt) und Impersonalismus (Sachstandpunkt) anwenden, um auszudrücken, ob der Begriff der Person oder sein kontradiktorisches Gegenteil als Grundprinzip der Weltanschauung angenommen wird. Aber während bisher, soweit überhaupt die Menschheit sich nach dem Person-Sach-Problem in der Welt zu orientieren suchte, Personalismus und Impersonalismus als unversöhnliche und auch tatsächlich unvereinbare Gegner gegenüberstanden, liegt der Entscheidungspunkt der künftigen Beweisführung darin, daß der Personalismus in zwei durchaus verschiedenen Formen möglich ist. Von diesen bedeutet nur die niedere, naive Form gegenüber den impersonalistischen Gedankengängen absolute Negation, während die höhere, kritische Form im stande ist, alles, was der Impersonalismus an Wahrem und Rechtem enthält, voll in sich aufzunehmen — und doch Personalismus zu bleiben.

Im Anfang ist der Personalismus — die Überzeugung, daß einheitliche, selbständige und selbstwertige Personen existieren, daß sie als Personen fähig sind zu innerer Tat, und daß ihr Tun auf die Verwirklichung von Zwecken gerichtet ist.

Digitized by Google

Mit dem ersten: „Ich bin" ist der Personalismus für alle Zeiten gegeben; mit dem „Du bist" ist er erweitert; mit dem „Wir sind" ist er vollendet. Im „Ich bin" erlebt sich die Person als Person, die Einheit trotz der Fülle der Teile als Einheit, das Werden als Selbsttätigkeit. Im „Du bist" wird jene Personalbildung ihrer Einzigkeit entkleidet; es werden Mensch und Tier und Pflanze und auch Bach und Wald und Himmel, sei es mit Recht oder Unrecht, als reale Einheiten, als von innen heraus schaffende Wesen, angesprochen. Im „Wir sind" beginnt sich das große Geheimnis zu offenbaren, daß es auch einheitlich Zusammenfassendes über uns gibt, darin wir nur Glieder und Elemente sind, daß Person und Person, Ich und Du und Tier und Pflanze, so in sich geschlossen und selbständig sie scheinen, doch in tiefster Wurzel wieder verknüpft sind zu überindividuellem Sinn und Zweck, daß ein höchstes persönliches Sein über ihnen schwebt, welches der Welt in ihrer Ganzheit wieder Zielstrebigkeit, Fortschritt, Ordnung und Wert verleiht.

Die Idee des „Ich bin" „Du bist" „Wir sind" ist früher als die Idee „Es ist"; aber sie ist auch später; sie ist Anfang und Ende aller Weltanschauung und Lebenswertung; und mag der Personalismus in tausend und abertausend Einzelheiten geirrt haben und irren, als Ganzes ist er unabwendbar und unvermeidlich. Er ist die naive Gestalt, in der der Mensch zuerst sich und die Welt verstand; er kann, freilich auf ganz anderer Stufe, in vollendeter, ausgereiftester Form allein den höchststehenden Kulturmenschen wieder die Weltanschauung bedeuten.

Der Weg, den die Weltauffassung durchläuft, ist also eine Spirale; er führt vom Personalismus zum Personalismus. Er führt durch den Sachstandpunkt hindurch; er muß schließlich über ihn hinweg. Es bestätigt sich die bekannte Hegelsche Formel von Thesis, Antithesis und Synthesis.

Die Thesis ist ein Personalismus in sehr unvollkommener Form, die aber zunächst ausreicht, um das Wesentliche der personalen Momente in der Welt, wenn auch nicht wirklich zu begreifen, so doch zu veranschaulichen und zu symbolisieren: der „naive Personalismus". Wissenschaftlich zu forschen und theoretisch zu erkennen ist nicht seine eigentliche Aufgabe; und

Digitized by Google

wo er sich dessen doch vermißt, da erweist er sich als mit zahllosen Mängeln behaftet: mit logischen Unzulänglichkeiten, mit einem unbefriedigenden Dualismus, mit falschen Personifikationen und grob anthropozentrischen Teleologien.

Solche Mängel mußten von der fortschreitenden Selbstbesinnung der Menschheit aufgedeckt und bekämpft werden; und dieser Aufgabe unterzog sich der Gegenstandpunkt, der „Impersonalismus", der, mit schärfster Kritik und strengster Methodik vorgehend, ein personalistisches Gedankenmoment nach dem andern durch sein Gegenstück ersetzte; er löste die komplexen Einheiten in Aggregate auf, die eigenartigen Qualitäten in vergleichbare Quantitäten, das innere Tun in äußeres Bedingtsein, die Zielstrebigkeit in blinde Gesetzmäßigkeit. Unermeßlich und unverlierbar sind die Erfolge, die wir dieser Betrachtungsweise verdanken; aber auf höheres noch ging ihre Absicht. Natur- und Geisteswissenschaften, und schließlich Weltanschauung und Kultur überhaupt wollte sie sich untertänig machen; und es konnte für einige Zeit scheinen, als ob der Sachstandpunkt den Personalismus wirklich und endgültig abgetan habe.

Allein das war ein Trug. Es zeigt sich, daß der Impersonalismus gerade da zu versagen beginnt, wo die bedeutendsten Probleme des Wissens und Lebens, namentlich die des organischen, geistigen und kulturellen Daseins, erst anheben, und daß er vor allem gegenüber der Welt der Werte kläglichen Schiffbruch erleidet. Der fälschlich totgesagte Personalismus seinerseits aber zieht immer wieder neue Kräfte aus der tiefsten Natur des Menschen, ja wir dürfen wohl sagen, aus dem innersten Kern der Welt. Und so ist denn die Synthesis, in welcher Thesis und Antithesis zugleich überwunden und aufgehoben werden, doch wieder ein Personalismus, aber ein solcher höherer Art. Er teilt mit dem naiven Personalismus den Glauben, daß die Welt nicht ein Konglomerat gleichgültiger Elemente und ein Mechanismus blinder Gesetze, sondern ein sinnvolles System selbsttätiger und zielstrebiger Wesen und stufenweise übereinander geordneter Werte sei; aber er vermeidet dessen Kritiklosigkeit und logische Unzulänglichkeit. Und er stellt sich andererseits nicht blind zu den unheuren Schätzen, welche die impersonalistische Forschung aufgehäuft hat, sondern nimmt sie

Digitized by Google

mit vollem Bewußtsein und mit allen notwendigen Folgen in sich auf, aber so, daß die Vorherrschaft des personalen Prinzips hierbei durchaus gewahrt bleibt.

Diese zweite höhere Form des Personalismus ist die Gestalt der hier zu entwickelnden Weltanschauung.

V. Der kritische Personalismus.

Es wäre ein unmögliches Beginnen, wollten wir hier in der Einleitung schon eine kursorische Übersicht über den Hauptinhalt der neuen Lehre geben; das einzige, was zum Zweck einer ersten Orientierung getan werden kann, ist eine Art terminologischer Charakteristik, die freilich ebenfalls erst durch alles folgende Leben und Farbe erhalten kann.

Die neue Weltanschauung ist eine philosophische und muß daher die oben geschilderten Bedingungen einer solchen erfüllen, zugleich System und Kritik zu sein.

Als System sucht sie die Prinzipien aller dem Menschen zugänglichen Gebiete in eine widerspruchslose Einheit zu fassen und die Diskrepanzen, welche sonst die Einheit der Weltanschauung bedrohten — seien es die zwischen Wissen und Werten, Natur- und Kulturwissenschaften, Person und Sache, Teleologie und Kausalität, Geist und Stoff — zu überwinden.

Kritisch wird das neue System sein, indem es alle seine Inhalte sowohl der allgemeinen Erkenntniskritik, wie der speziellen Sachkritik unterwirft. Diese Eigenschaft der Kritik wird, um den Gegensatz zum „naiven" Personalismus auszudrücken, vorwiegend zur Bezeichnung des neuen Systems verwandt werden.

Unter anderen Gesichtspunkten werden wir von „esoterischem" Personalismus sprechen, im Gegensatz zu der „exoterischen" Form der naiven Auffassung, und zwar aus zwei ganz verschiedenen Gründen.

Zunächst bezeichnet „esoterisch" die Art, wie die den Personen zugeschriebene Kausalität gedacht wird. Der naive Per-

Digitized by Google

sonalismus stellt die Personen (Seelen, Götter) als besondere Substanzen neben die anderen Dinge, läßt sie von außen auf jene wirken und durch das äußere Wirken ihre Zwecke erreichen. In dieser exoterisch gedachten Kausalität und Teleologie liegt die Wurzel aller Mängel des naiven Personalismus. An deren Stelle ist ein immanent bleibendes Wirken und Zielstreben zu setzen; die Personen wirken als Ganze auf ihre Teile und funktionieren hierdurch zielstrebig für sich selbst, sich erhaltend und entfaltend. Es besteht daher die schwierige, aber notwendige Aufgabe, alle scheinbar exoterischen Kausalphänomene letzten Endes auf solche esoterischen zurückzuführen. In dieser Annahme einer immanenten Kausalität, die zugleich immanente Teleologie ist, erlebt der Entelechiebegriff des Aristoteles eine Wiedergeburt.[1])

Freilich der Begriff dieses innenbleibenden Wirkens und Strebens ist ein solcher, der über das nach Anschauung verlangende naive Denken der Menschheit für immer hinausgeht; darum wird der kritische Personalismus als philosophische Weltanschauung stets nur dem kleineren Kreise der wissenschaftlich Denkenden zugänglich und auch in diesem Sinne „esoterisch" sein. Schon Kant hatte ja die Philosophie als eine aristokratische Wissenschaft bezeichnet, und das wird auch in Zukunft gelten. Allein dennoch wird die Rückwirkung auch auf die allgemeine Weltauffassung nicht ausbleiben. Diese ist nämlich ein für alle Mal identisch mit dem naiven exoterischen Personalismus. Eine solche Anschauung aber mußte, gemessen an dem in den Naturwissenschaften herrschenden Impersonalismus, als schlechthinniger Irrtum erscheinen. Vom Standpunkt des kritischen Personalismus aus dagegen ist jene *philosophia perennis* der Masse eine Auffassung, die, wenn auch nur in symbolischer unkritischer Form, dieselbe Grundüberzeugung zeigt, die der Philosoph begrifflich und kritisch zu fassen sucht. Darum wird es einerseits der Philosophie in höherem Maße als bisher möglich

[1]) Daß dennoch zwischen der aristotelischen Philosophie und der Form, in der heute die causa finalis zum metaphysischen Prinzip gemacht werden kann, Weltenfernen liegen, ist selbstverständlich — wie auch ich nicht etwa durch Aristoteles zu den entscheidenden Gedankengängen gelangt bin, sondern erst nach Vollendung des Systems mir der Verwandtschaft mit seinen Lehren bewußt wurde.

Digitized by Google

sein, positiv auf Weltbild und Lebensgestaltung auch der unphilosophischen Menschheit einzuwirken; und es wird andererseits der in Religion, Sittlichkeit und Leben vertretenen naiven Auffassung um so leichter werden, auf die unberechtigten Übergriffe und Zwangsanwendungen gegenüber der Sphäre des philosophischen Denkens und der wissenschaftlichen Forschung zu verzichten.

Der kritische Personalismus ist, wenn man ihn nach der Zahl der zu Grunde gelegten Erklärungsprinzipien bezeichnet, „monistisch" zu nennen. Er unterscheidet sich hierdurch vom naiven Standpunkt, der bei dem Dualismus der Prinzipien: Person und Sache, Seele und Leib, Gott und Welt stehen bleibt — welche Zweiheit sich in sublimiertester Form noch in der Kantischen Gegenüberstellung von intelligibler und phänomenaler Welt äußert. Er unterscheidet sich aber auch von dem sogenannten „Monismus" unserer Tage, der die Einheit der Welterklärung nur dadurch zu wahren weiß, daß er alles Persönliche versächlicht, d. h. entrechtet und entwertet. Unser Monismus schlägt den umgekehrten Weg ein; er leitet den Begriff der Sache und alle ihr zugeschriebenen Merkmale (Gesetzmäßigkeit, Quantität, Mechanik des Geschehens) restlos aus dem — freilich sehr zu erweiternden — Prinzip der Person ab. Jenen Teil der Philosophie, der sich mit der Ableitung des Mechanischen aus dem Teleologischen beschäftigt, werden wir mit dem neuen Namen der „Teleomechanik" bezeichnen, das Prinzip dieser Ableitung den „teleomechanischen Parallelismus" nennen.

Bezeichnet man dagegen eine Weltanschauung nach der Zahl der angenommenen Substanzen, so ist der kritische Personalismus weder monistisch, noch dualistisch, sondern pluralistisch; denn er nimmt ein System von unendlich vielen Personen an, deren jede eine selbständige substantielle Wesenheit darstellt. Hierin liegt eine Verwandtschaft mit Leibnizens Monadenlehre. Indessen wäre die Bezeichnung Pluralismus einseitig; denn es werden die einzelnen Personen nicht lediglich nebeneinanderstehend gedacht, sondern in der Form eines Stufensystems, derart, daß jede Person erstens sie selbst, zweitens Teil einer Person höherer Ordnung, drittens zusammenfassende Einheit für Personen niederer

Digitized by Google

Ordnung ist — bis das ganze System gipfelt in der allesumfassenden Allperson, also wieder monistisch abschließt. Hier liegt nicht mehr Verwandtschaft mit Leibniz, sondern mit Fechner vor. Unter diesem Gesichtspunkt wäre unser System am besten zu bezeichnen als „hierarchischer" Personalismus.

Betrachtet man das System in seiner Stellung zu der alten Fundamentalfrage, dem Leib-Seelen-Problem, so gilt von ihm dasselbe, was wir oben von den Begriffen Person und Sache sagten: es ist psychophysisch neutral. Das Prinzip der Person wird durch Merkmale definiert, die weder auf die physische noch auf die psychische Seite der Welt beschränkt sind, sondern in beiden zugleich gelten; somit wird das Wesen der Welt nicht nur als metaphysisches, sondern zugleich als metapsychisches aufgefaßt; Physis und Psyche sind dann nur die beiden phänomenalen Formen, in denen die einheitlichen Personen erscheinen. Hieraus ergibt sich als Lösung des Leib-Seelen-Problems ein „psychophysischer Parallelismus", der sich freilich grundsätzlich von den heut unter diesem Namen herrschenden Anschauungen unterscheidet.

Endlich sei noch das neue System im Hinblick auf das Erkenntnisorgan charakterisiert: es ist weder rationalistisch noch empiristisch, sondern stets beides zugleich. Rationalismus ist der Glaube, aus einem obersten Erklärungsprinzip heraus auf logischem Wege das Ganze der Welt in ihrem tatsächlichen „Sosein", in ihren Qualitäten und Individualitäten, in ihren Zuständen und Veränderungen mit eindeutiger Notwendigkeit und restloser Vollständigkeit hervorzaubern zu können; er lebt ebenso in den Metaphysiken eines Spinoza und Hegel wie in dem naturwissenschaftlichen Kultus der Weltgesetzlichkeit. Hätte der Rationalismus recht, dann gäbe es keine Person, sondern nur Sachen; denn es gehört zum Wesen der „Sache", daß sie ihr Erklärungsprinzip nicht in sich, sondern außer sich hat, und daß ihre konkrete Besonderheit durch eine Formel abstrakter Allgemeinheit erschöpft werden kann. So ist jeder Rationalismus im Grunde nur eine Abart des Impersonalismus, den wir bekämpfen. Da es Personen gibt, gibt es Irrationales; denn jede Person ist etwas schlechthin

Digitized by Google

Eigenartiges, Inkommensurables, somit nicht durch allgemeine Begriffe, Gesetze und Notwendigkeiten Erschöpfbares. Was sie in sich schließt und was sich an ihr abspielt, ist im Prinzip rational ableitbar — wofern man ihr individuelles Dasein und Sosein schon voraussetzt.

Man glaube nicht, daß diese Einschränkung des Rationalismus zugleich einen Verzicht auf Erklärung bedeutet. Jede Person ist kausal bedingt, und wir müssen versuchen, sie in ihrer kausalen Bedingtheit zu verstehen; aber diese Bedingtheit, so notwendig sie ist, ist nicht mehr durch eine allgemeine Formel, sondern nur noch individuell ausdrückbar. Daß man kausales Bedingtsein und allgemeines Kausalgesetz für identisch hielt, war einer der gefährlichsten und verhängnisvollsten Irrtümer des Rationalismus.

Wer diese fortwährende Schranke der Weltrationalisierung beklagt, der vergißt, daß die kategorische Wirklichkeit etwas anderes und höheres ist, als die hypothetische Notwendigkeit, über welche das Denken allein nicht hinauskommt; der beklage auch, daß die Welt nicht ein abstraktes Schema und ein Rechenexempel, sondern der Inbegriff individuellen Lebens, konkreten Sinns und bedeutungsvoller Werte ist. Uns aber wird jene Grenzfestsetzung zwischen den rational ableitbaren und nicht-ableitbaren Seiten der Welt nicht allein die rechte Zurückhaltung geben, um die Welt durch absolute Einzwängung in logische Kategorien nicht allzusehr zu vergewaltigen, sondern auch von positiver Bedeutung für die Wissenschaftslehre werden; denn alle Wissenschaften werden sich nach jenem Scheidungsprinzip zwanglos in zwei große Gruppen ordnen: diejenigen, die es mit dem Allgemeinen, und diejenigen, die es mit dem Individuellen (d. h. Singulären, Nicht-Verallgemeinerungsfähigen) zu tun haben.

Doch nicht weniger haben wir uns gegen das andere Extrem, das empiristische, zu wenden. Jene Beschränkung auf das „Gegebene", die das Ideal darin sieht, ein Maximum von Tatsächlichkeiten mit einem Minimum eigener geistiger Verarbeitung zu erreichen, ist eine der schlimmsten Selbstverstümmelungen, welche die Menschheit an ihrer geistigen Leistungsfähigkeit je vorgenommen hat. Nicht das Sammeln von Tatsachen und ihre Beschreibung durch eine möglichst ökonomische Formel ist es, was

Digitized by Google

wir suchen, sondern das Begreifen und Erklären der Dinge durch Einfügung alles Gegebenen in ein universales in sich widerspruchsloses Weltbild. Hierzu aber bedürfen wir einer fortwährenden Durchdringung der Empirie mit Denktätigkeit, und zwar in doppelter Weise. Als apriorisches ist das Denken ja schon notwendig bei jedem Erfahrungsakt selber beteiligt — und es wird eine unserer Hauptaufgaben sein, festzustellen, in welcher Form wir das „Gegebene" auf Grund eigenen Denkzwanges verarbeiten müssen. Als spekulatives Denken aber baut es über die Erfahrung hinaus, schlägt Brücken zwischen dem Getrennten, erfaßt Gemeinsamkeiten zwischen dem Verschiedenen, schafft intuitiv Möglichkeiten und Hypothesen, welche künftige Erfahrung erst nachzuprüfen hat. Für das Recht des spekulativen Denkens gibt es nur eine Grenze: den Widerspruch der Tatsachen. Es ist eine Absurdität, vom Denken zu verlangen, daß es stets den Tatsachen nachhinke; zeigt doch die Entwicklungsgeschichte aller Wissenschaften, daß im Großen und Kleinen die spekulative Ahnung, Konstruktion und Hypothese erst den Weg gewiesen hat, den die Tatsachenerkundung einzuschlagen hatte. Aber es ist berechtigt, vom Denken zu verlangen, daß alle seine Überzeugungen sich mit dem bekannten Tatsachenbestand der Menschheit vereinigen lassen. So wird auch das folgende System nicht frei sein von Spekulationen; doch es wird nur solche enthalten, die zu gegenwärtig Bekanntem in Einklang stehen und zu künftigen Erfahrungseinsichten hinführen sollen. Und wenn der Wissenschaftsfortschritt der Zukunft die eine oder andere der aufgestellten Hypothesen wieder wird verwerfen müssen, so werden sie doch nicht vergeblich gewesen sein; denn neben ihrem etwaigen Wahrheitswert hat eine neue Hypothese noch stets den Förderungswert, die Erforschung eines Gegenstandes unter neuem Gesichtspunkte zu bringen.[1])

[1]) Von solchen einzelnen spekulativen Aufstellungen, die sich mir aus der personalistischen Auffassung der Welt herausgebildet haben, seien hier erwähnt: der neue Lösungsversuch des Descendenzproblems (die Theorie von der Geburt der Arten); der genetische Parallelismus; das bioenergetische Gesetz; schließlich die Teleomechanik, welche das Programm eines ganzen neuen Forschungsgebietes enthält.

Digitized by Google

Betraf die bisherige Charakteristik den kritischen Personalismus als Welttheorie, so haben wir nunmehr kurz anzudeuten, inwiefern er auch der praktischen Seite der Weltanschauung, der Weltwertung, gerecht wird. Wieder steht er hier über den beiden anderen Standpunkten; denn diese nehmen zu den Werten eine philosophisch ungenügende Stellung, der Impersonalismus, indem er sie negiert, der naive Personalismus, indem er durch schwächliche Kompromisse oder Sich-nicht-Wissen-Machen gefährdete Werte zu stützen oder gar wirklich überwundene zu retten sucht. Für den kritischen Personalismus dagegen ist die Wertlehre in jedem ihrer Teile eine unmittelbare Fortbildung der Weltlehre. Die „Personen", welche die theoretische Philosophie als Selbstzwecke betrachtet, werden hier zu Selbstwerten, die Sachen zu Sach- oder Dienstwerten; aus der hierarchischen Übereinanderstufung der Personen ergibt sich eine axiologische Rangordnung, die das Verhältnis der individuellen, sozialen, nationalen, religiösen Werte in einer früher nicht möglichen Klarheit erkennen und aus ihm Normen ableiten läßt. Die Teleologie der theoretischen Betrachtung endlich verwandelt sich axiologisch in Optimismus, d. h. in den Glauben, daß die Welt einen Sinn und ihr Verlauf eine stetige Wertsteigerung zeige, und daß alles Negativwertige eine letzte Versöhnung finde, indem es als Opfer niederer Werte zu Gunsten höherer aufgefaßt wird.

Sind die Werte in der Ethik Gegenstand des menschlichen Handelns, so sind sie im künstlerischen Genießen und Schauen sowie im religiösen Glauben Gegenstand des menschlichen Erfassens, und zwar nicht des begrifflichen, das sich nur auf die esoterische Gemeinde der Forscher und Denker beschränkt, sondern des anschaulich symbolischen, welches allen zugänglich ist. So wird uns Ästhetik und Religionsphilosophie zu einer Symbolologie, d. h. zur Lehre von den Symbolen, in denen die Menschheit den metaphysischen Wesenskern der Welt anschaulich zu ergreifen strebt.

Digitized by Google

Die Anordnung des Gesamtwerkes ist folgendermaßen geplant:

Es beginnt mit der Ableitung, die auf doppeltem Wege erfolgt: einerseits wird historisch-dogmatisch gezeigt, wie die geistesgeschichtliche Entwicklung der Menschheit gegenwärtig zu einem solchen System hindrängt; andererseits wird erkenntnistheoretisch nachgewiesen, daß die Welt nur in der Form von Personen widerspruchslos gedacht werden kann.

Der zweite Teil gibt die Prinzipienlehre. Sie ist als Ontologie die Lehre von der Beschaffenheit der Person, als Teleologie die Lehre von dem Wirken der Person (der Selbsterhaltung und Selbstentfaltung), als Teleomechanik die Lehre von den „Sachen".

Mit Hilfe der so gewonnenen Prinzipien wird im dritten Teil, der Weltlehre, das Weltbild gezeichnet. Es wird gezeigt, wie sich die Zuständlichkeit der Welt als hierarchisches System von Personen, und das Geschehen in der Welt als Ineinandergreifen teleologischer Kausalitäten verstehen läßt.

Im vierten Teile, der Wertlehre, erfolgt dann die Übersetzung der Welttheorie in die Sprache der Axiologie; sie wird eine Erkenntnistheorie der Werte, eine Metaphysik der Werte und die Darstellung des metaphysischen Optimismus enthalten.

Die beiden letzten Teile gelten den Formen, in denen der Mensch seine Auffassung von der Welt niederlegt.

Teil V. bringt die Lehre von der logischen Auffassung der Welt: die Wissenschaftslehre. Hier wird gemäß den vorhin gewonnenen Gesichtspunkten das System der Wissenschaften eine neue Einteilung und die Methodenlehre eine neue Grundlegung erfahren.

Der sechste Teil endlich, die Symbolologie, behandelt die symbolisch anschauliche Erfassung der Welt in Kunst und Religion.

Digitized by Google

Erster Hauptteil.

Ableitung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Unsere erste Aufgabe hat in dem Nachweis zu bestehen, daß der kritische Personalismus als Weltanschauung gefordert ist; erst dann werden wir dazu übergehen können, ihn als System darzustellen. Gefordert aber ist er auf doppelte Weise: durch den historischen Gang der menschlichen Überzeugungen, und durch die apriorischen Notwendigkeiten des menschlichen Denkens. Beides stützt sich gegenseitig: die historisch-dogmatische Untersuchung hat festzustellen, warum Denknotwendigkeiten, die immer vorhanden sind, gerade jetzt in die philosophische Gestaltung des Weltbildes bewußt aufgenommen werden müssen; umgekehrt hat die erkenntnistheoretische Untersuchung zu zeigen, daß zu derjenigen Systembildung, welche, nach Abwirtschaftung aller anderen, zeitgeschichtlich gefordert wird, auch ein Denkrecht, ja das höchste Denkrecht besteht.

So konvergieren beide Wege zu demselben Ziel.

Digitized by Google

Digitized by Google

„Die Natur (der Sinn) vereinigt überall, der Verstand scheidet überall; aber die Vernunft vereinigt wieder. Daher ist der Mensch, ehe er anfängt zu philosophieren, der Wahrheit näher, als der Philosoph, der seine Untersuchung noch nicht geendet hat. Man kann deswegen ohne alle weitere Prüfung ein Philosophem für irrig erklären, sobald dasselbe, dem Resultat nach, die gemeine Empfindung gegen sich hat; mit demselben Rechte aber kann man es für verdächtig halten, wenn es, der Form und Methode nach, die gemeinsame Empfindung auf seiner Seite hat. Schiller.

A. Dogmatische Ableitung.

Digitized by Google

Digitized by Google

I. Kapitel.

Die vier Dogmen.

Dem Person-Sach-Problem gegenüber sind drei Standpunkte möglich. die wir als naiven Personalismus, Impersonalismus und kritischen Personalismus bezeichnen. Diese Reihenfolge gibt auch im großen und ganzen den historischen Gang an, den das Weltanschauungs-Suchen und -Schaffen der Menschheit durchläuft.

Wir haben hier diese Entwicklungsgeschichte nicht mit der objektiven Stellungnahme des Historikers, sondern lediglich in systematischem Interesse zu betrachten; d. h. wir haben zu zeigen, 1. daß die Geistesbewegung der Menschheit mit einer ihr immanenten logischen Notwendigkeit dazu führt, in dem kritischen Personalismus die höchste Synthese aller vorangegangenen Weltanschauungen zu suchen, und 2. aus welchen Gründen gerade jetzt die Zeit für die Durchführung dieser welthistorischen Forderung gekommen ist.

Hierzu wird selbstverständlich eine gewisse Vereinfachung des historisch Gegebenen nötig sein; wir werden die beiden bisherigen Standpunkte nicht in der Fülle ihrer tatsächlichen Erscheinungsformen schildern, sondern ihren gedanklichen Wesenskern herausarbeiten und ihre mannigfaltigen Einzelinhalte nur als Ausstrahlungen einiger fundamentaler Grundüberzeugungen darstellen.

Diese letzten Glaubenssätze aller Standpunkte aber fügen sich bei richtiger Formulierung einem sehr einfachen logischen Schema, das durch Kreuzung nur zweier Begriffspaare gebildet wird. Es entstehen so vier Dogmen, von denen sich in der Geschichte der Weltanschauung verfolgen läßt, wie sie sich allmählich entwickelt, verschieden kombiniert, überlebt und abgelöst haben. Das Ergebnis wird sein, daß, nachdem alle bisherigen Dogmen-

Digitized by Google

kombinationen durch innere Widersprüche sich selbst unmöglich gemacht haben, eine einzige Verbindung zweier Dogmen übrig bleibt, die ein in sich widerspruchsfreies Weltbild erhoffen läßt; sie wird die Grundlage der künftigen Weltanschauung zu bilden haben.

Natürlich wird diese Ableitung die historisch-dogmatische Betrachtung nur bis zur Schwelle der neuen Weltanschauung führen.

Wir geben zunächst das Dogmenschema, dessen vollen Sinn und Tragweite deutlich zu machen, freilich erst den folgenden Kapiteln vorbehalten bleiben muß.

Das Neue an der von uns durchzuführenden Umgruppierung der Weltanschauungen ist die „psychophysische Neutralität" der Problemstellung; nicht zwischen Physis und Psyche legen wir den Schnitt, sondern in einer anderen Richtung, die sowohl das physische wie das psychische Gebiet durchkreuzt. Psychophysisch neutral waren daher die Grundbegriffe: Person-Sache spricht eine Alternative aus, die sowohl innerhalb des Materiellen wie innerhalb des Psychischen gilt; psychophysisch neutral müssen auch die Grundüberzeugungen sein. Da das bewußte und bedachte Weltanschauungsinteresse nun stets gewohnt war, sich nach der alten Geist-Stoff-Alternative zu richten, so ist es natürlich, daß die Dogmen, von denen wir sprechen werden, in ihrer allgemeinsten neutralen Form nur gelegentlich zur Prägung gelangt sind; dennoch wird später nachgewiesen werden können, daß sie als Glaubenssätze immer da waren, ja sogar immer entscheidend waren — nur daß sie das latente Dasein selbstverständlicher Voraussetzungen geführt haben.

Die Welt zeigt dem Menschen einzelne konkrete Wirklichkeiten in der Form von Zuständen und Geschehnissen: Positionen, — und zwischen diesen als wirklich gesetzten Tatbeständen abstrakte Beziehungen und Zusammenhänge mannigfacher Art: Relationen.

An diese Weltanschauungsstoffe geht der Mensch mit zweierlei Methoden heran: er zerlegt sie: Analyse, — oder er verknüpft sie: Synthese.

Digitized by Google

Diese Methoden werden nun objektiviert (ob mit Recht und mit welchem, ist ein erkenntnistheoretisches Problem, das uns hier nichts angeht), und es erhebt sich die metaphysische Grundfrage: ob die Positionen einerseits, die Relationen andererseits, so gedacht werden sollen, wie die Analyse sie zeigt, oder so, wie die Synthese sie zeigt.

Auf diese Grundfrage aber gibt es vier mögliche Antwortskombinationen, die nun unsere vier Dogmen ausmachen:

1. Die Positionen müssen synthetisch gedacht werden.
2. Die Positionen müssen analytisch gedacht werden.
3. Die Relationen müssen synthetisch gedacht werden.
4. Die Relationen müssen analytisch gedacht werden.

Sprechen wir diese Sätze in etwas anderer Fassung aus, um ihren Weltanschauungsgehalt wenigstens in erster Annäherung anzudeuten.

1. Das Dogma von der synthetischen Position.

Einheitliches Sein (bezw. Geschehen) und einfaches Sein (bezw. Geschehen) ist nicht identisch.

Oder: Was in gewissen Beziehungen vielheitlich (analysierbar) ist, kann doch in anderer Beziehung eine reale Einheit sein.

Oder: Das Ganze ist früher als die Teile (Aristoteles).

2. Das Dogma von der analytischen Position.

Alles Sein und Geschehen ist restlos analysierbar.

Oder: Was noch zerlegbar ist (also noch Teile hat, nicht einfach ist), ist auch nicht einheitlich.

Oder: *Omne individuum sua tota entitate individuatur* (Leibniz).

Oder: Nur die Elemente sind das wahrhaft wirkliche Sein, die Elementargeschehnisse das wahrhaft wirkliche Geschehen (Satz von der Hegemonie der Elemente).

3. Das Dogma von der synthetischen Relation.

Alle analytisch gefundenen Positionen sind durch abstrakte Beziehungen verknüpft; und zwar wird ihre Zuständlichkeit ver-

Digitized by Google

knüpft durch die Beziehung der Vergleichbarkeit (Quantität), ihr Geschehen durch die Beziehung der Regelmäßigkeit (Kausalgesetz).

Oder: Die Relationen schweben über den Positionen.

4. Das Dogma von der analytischen Relation.

Alle synthetisch gegebenen Positionen betätigen ihr einheitliches Sein und Geschehen an ihren Teilen dadurch, daß sie zwischen deren Zuständen und Geschehnissen Beziehungen (der Vergleichbarkeit, der Gesetzmäßigkeit) stiften.

Oder: Die Positionen schweben über den Relationen.

Von diesen Dogmen schließen sich 1 und 2 gegenseitig aus, ebenso 3 und 4. Dagegen gehören 2 und 3, ebenso 1 und 4 innerlich zusammen.

Auf die drei Standpunkte verteilen sich aber die Dogmen folgendermaßen:

Der naive Personalismus stützt sich auf die Dogmen 1 und 2, faßt keines von beiden in voller Schärfe und scheitert an ihrer Unvereinbarkeit.

Der Impersonalismus entwickelt auf Grund der zusammengehörigen Dogmen 2 und 3 ein in sich geschlossenes großartiges System; aber er scheitert an dem Verwerfenmüssen der unaufgebbaren Dogmen 1 und 4.

Der kritische Personalismus endlich stützt sich auf die Dogmen 1 und 4 und zeigt, wie sich hierbei die berechtigten Ideengänge und Kategorien des Impersonalismus dem Weltbild einfügen lassen. Sodann führt er den Beweis, daß die Dogmenpaare erkenntnistheoretisch ungleichwertig seien, indem die impersonalistischen Glaubenssätze 2 und 3 Dogmen im engeren Sinne, d. h. ungeprüfte Voraussetzungen, die Sätze 1 und 4 aber Axiome sind, die den Charakter der Denknotwendigkeit besitzen.

Digitized by Google

II. Kapitel.

Der naive Personalismus.

Welches ist zunächst der Standpunkt des naiven Menschen, der, ohne zu deuteln, die Welt und das Leben hinnimmt, wie sich ihm Welt und Leben als selbstverständlich darbieten?

Dieser Standpunkt kennt Sachen, er kennt Personen, beides in bunter Reihe neben- und durcheinander. Er scheidet zwischen Gott, der Person, und seiner Weltschöpfung, der Sache. Er scheidet zwischen Lebendigem und Leblosem; dies ist nach unserer Definition nichts anderes, als die Gegenüberstellung von „personalen", d. h. selbstständigen, zielstrebigen Einheiten und „sächlichen", d. h. eines inneren Selbstätigkeitsprinzips entbehrenden Aggregaten. Und für diesen Standpunkt ist der Mensch, der hier schreibt, eine Person, und die Feder, die er benutzt, eine Sache. Die Feder hat als Sache durchaus all die Merkmale, die unsere Definition gibt. Ihre Einheit ist nichts weiter, als das Resultat der von Stahlatom zu Stahlatom wirkenden Adhäsionskräfte, ihre Bewegung über das Papier die rein mechanische Folge der von außen her kommenden Stoßwirkungen, der Zweck ihres Funktionierens nicht ein Selbstzweck, sondern ein außerhalb liegender, auf die schreibende Person bezüglicher; ihr Wert ist keine „Würde", sondern durch eine andere Sache, nämlich Geld, völlig ersetzbar; ihre Eigenschaften: Größe, Gestalt, Gewicht u. s. w. sind restlos mit den Eigenschaften anderer Sachen vergleichbar und quantitativ bestimmbar.

Trotzdem dieser naive Standpunkt Sachen ebensowohl wie Personen kennt, ist er doch im Prinzip durchaus personalistisch, und er steht der Auffassung der Körperwelt als eines mechanischen Atomgewirbels ebenso verständnislos gegenüber, wie der

Digitized by Google

Auffassung des Seelenlebens als eines mechanischen Vorstellungsgewirbels. Er hält die Welt für sinnvoll — in ihrem Sein, indem er sie zu wirklichen Individualeinheiten höherer und niedrer Art gegliedert denkt, deren Existenz als solche wertvoll ist und deren Werte sich in eine Rangstufenleiter ordnen, — für sinnvoll in ihrem Geschehen, indem er dies als Ergebnis der Tendenz und Fähigkeit denkt, den Zwecken jener Einheiten zu dienen, ihren Wert zu erhalten und zu erhöhen. Somit werden die Sachen in der Welt den Personen durchaus untergeordnet; sie werden beurteilt, als wenn sie um der Personen willen vorhanden wären, bewertet, sofern sie für die Personen zweckmäßig sind, und schließlich mehr oder minder kritiklos selber personifiziert. Dieser naive Personalismus kommt ebenso den Einzelsachen, wie dem Weltganzen gegenüber zum Ausdruck, als Fetischismus und Mythologie, als Poesie und Religion, als Sitte und Sage.

Aber bei dem bloßen Glauben an die Existenz von Personen und persönlichem Wirken kann der Personalismus nicht stehen bleiben. Es regen sich in Kopf und Herz des Menschen Bestrebungen, die zu einer anschaulichen Ausgestaltung dieser Überzeugung drängen, das theoretische Bedürfnis nach Verständnis, das praktische und ästhetische nach Symbolik; beide wirken zusammen, um der naiven Auffassung in der Form des „exoterischen" Personalismus einen gewissen logischen Abschluß zu geben.

I. Das theoretische Bedürfnis.

Für das theoretische Bedürfnis war es nur ein erster Schritt, daß die Sachen durch die Personen verständlich gemacht wurden; der zweite Schritt führt zu der Frage: Was sind denn nun die Personen selber? Hier stößt das Denken sofort auf ein Mysterium, dessen Schleier es zu lüften sucht: auf das Zusammen von Einheit und Vielheit. Die Personen sind einheitliche Ganze, aber sie sind nicht einfach. Im kritiklosen Anfangszustand nimmt der Mensch noch ruhig diese Tatsache hin; seine ganze Dogmatik besteht aus dem einen Dogma der synthetischen Position: es ist möglich, daß konkretes Sein und Geschehen, obwohl nicht einfach, dennoch einheitlich ist. Allein sobald der

Digitized by Google

Zergliederungstrieb im Menschen erwacht, muß jenes Dogma versagen. Hier ist ein Mensch: Kopf, Rumpf, zwei Beine, zwei Arme — und doch ein Mensch. Millionen Zellen — und doch ein Mensch. Ein Heer von Vorstellungen und Gefühlen — und doch ein Mensch. Und wie das Sein Vielheit und Einheit zugleich ist, so auch das Tun. Das Herz pulsiert, der Magen verdaut, die Muskeln kontrahieren sich, die Nerven pflanzen die Erregungen fort — und doch ein Ziel, nämlich die Selbsterhaltung des Ganzen. Vorstellungs- und Willensakte jagen und drängen sich, aber „Ich" bin es, worin sie sich jagen, „Ich", die bewußte Einheit meiner selbst.

Hier, bei diesem Mysterium des Vielen im Einen setzt nun ein methodologisches Prinzip ein, das nicht eher zur Ruhe kommt, als bis es jede konkrete synthetische Einheitlichkeit, und damit den Personalismus, völlig aufgelöst hat: die Analyse.

Es ist ein apriorischer Zwang unseres Denkens — wir kommen im erkenntnistheoretischen Teil ausführlich darauf zu sprechen — daß zu jedem Geschehen ein Jemand oder Etwas, von dem es ausgehe, kurz ein wirkendes Substrat, gehöre. „Wer macht das?" fragt der Mensch schon sehr früh, sobald er einen Vorgang wahrnimmt. Oft genug ist ihm ja die Antwort durch die Anschauung nahegelegt. Er sieht das Nest: „Wer macht das?" Der Vogel. Er sieht sein eigenes Werk, das Haus, das er gebaut: „Wer hat das gemacht?" Ich. Hier ist die Ursache anschaulich außerhalb des Verursachten gegeben. Aber diese Ursachen sind eben nur gleichsam provisorische; denn es drängt sich sofort auf, daß sie zusammengesetzt sind, und von neuem erhebt sich jene Frage. Der Mensch muß, um zum Hausbau die Steine zu schichten, die Arme bewegen und seine Gedanken kombinieren. — „Wer macht das?" Die Antwort: „Ich, der Mensch", reicht nicht mehr aus. Denn wenn er sagt: Ich bewege mich, ich besinne mich — so will er jetzt das Subjekt und Objekt des Satzes, das „Ich" und das „Mich" in die anschauliche Scheidung des Hier und Dort bringen; er verlangt das, was sich gedanklich trennen läßt, auch dem Wesen nach zu trennen und dem Substrat des bewirkten Ergebnisses ein selbständiges Substrat des bewirkenden Tuns gegenüberzustellen.

Digitized by Google

Da sich aber diese substantielle Scheidung nicht ohne weiteres in der Anschauung findet, so denkt er sie. Was also ist die Ursache, daß die Gedanken den Hausbau vordenken und die Arme sich entsprechend bewegen? Irgend etwas außerhalb der Gedanken und Arme, ein selbständiges Substrat, das zwar nicht durch seine Anschaubarkeit selbst gegeben, wohl aber durch seine Wirkung gefordert ist. Und immer weiter kann die Analyse gehen, solange noch dies Substrat als irgendwie zusammengesetzt gedacht wird. Wer wirkt eigentlich? d. h.: welcher von den noch vielen denkbaren Teilen ist der letzte Urheber? Zu einem Abschluß kommt dies analytische Verfahren erst dann, wenn es bei einem nicht weiter zerteilbaren, also bei einem einfachen Substrate anlangt, dem gegenüber alles übrige Außenwelt ist; in unserem obigen Beispiel heißt es: Seele; auf das Ganze der Welt bezogen heißt es: Gott.

Ein entsprechender Gedankengang wie an die simultane Einheit des Vielen knüpft sich auch an die successive Einheit des Vielen, an die Tatsache der persönlichen Identität. Ich bin ich; du bist du. Und ich bleibe ich, du bleibst du im Wechsel der Zeiten. Wechsel der Zeiten ist zugleich — das zeigt die Analyse bald — Wechsel der Elemente. Ein ununterbrochenes Kommen und Gehen in mir, von Stoffen, von Erlebnissen, aber ich — bleibe. Ja, was bleibt denn da, wenn alle jene Teile, die ich an und in mir vorfinde, nicht bleiben? Es muß also noch etwas Besonderes da sein, was beharrt, etwas neben all jenen Teilen, ein ruhender Pol in der Erscheinungen Flucht. Dieses Etwas aber kann nicht zusammengesetzt gedacht werden, denn sonst wäre ja noch Zerfall und Wandel, also Aufhören der Identität, möglich. Die Analyse geht hier wieder bis zum letzten: bis zu einem Etwas, in dem gar nicht mehr die Möglichkeit liegt, daß es nicht so bleiben könnte, wie es ist, und nicht das bleiben könnte, was es ist, kurz: bis zu einem schlechthin einfachen und dadurch unvergänglichen Wesen.

Hiermit ist die erste große Station erreicht, die der theoretisch analysierende Menschengeist macht: der exoterische Personalismus, als Versuch, erstmalig das Mysterium des Vielen im Einen logisch zu bewältigen. Zu Grunde liegt eine Über-

Digitized by Google

zeugung, die nicht den Charakter eines Axioms hat, d. h. einer unprüfbaren Voraussetzung, sondern eines Dogmas, d. h. einer ungeprüften Voraussetzung; wir nannten es oben das „Dogma der analytischen Position": Alles Einheitliche beruht auf Einfachem. Genauer ausgedrückt: Was in einer Beziehung einheitlich ist, beruht auf etwas, das in jeder Beziehung einheitlich, d. h. einfach ist; was in einer Beziehung vielheitlich ist, ist in jeder Beziehung vielheitlich. (*Omne individuum sua tota entitate individuatur.* Leibniz).

Hieraus ergibt sich nun allerdings das absolute Recht der Analysis. Denn da die der äußeren Erfahrung zugänglichen körperlichen und die der inneren zugänglichen seelischen Elemente des Individuums eine Vielheit bilden und eine Vielheit nach dem Dogma nichts als Vielheit ist, konnten sie nicht in ihrer Gesamtheit Träger des personalen Prinzips bleiben; da die Personen in ihrem Sein und Tun als etwas Einheitliches gedacht werden, mußten sie auf etwas Einfaches zurückgeführt werden.

Ferner folgt aus dem analytischen Dogma ebenfalls notwendig die exoterische Auffassung der Kausalität. Einheitliches Wirken kann, weil es einheitlich ist, nur von etwas Einfachem ausgehen; weil es aber wirkend ist, muß es eine Veränderung in einem Objekt herbeiführen. Da in einem Einfachen nicht mehr die Scheidung zwischen wirkendem Subjekt und durch die Wirkung betroffenem Objekt möglich ist, muß das Wirkungsobjekt außerhalb des Wirkungssubjekts liegen: das Wirken ist ein überspringendes („transeuntes"), zwischen zwei nebeneinander bestehenden Entitäten sich Abspielendes. Es ist die exoterische Kausalität oder Außenkausalität.

Nun aber führt der naive Personalismus das oben ausgesprochene Dogma von der Analysierbarkeit alles Konkreten nicht konsequent durch und gewinnt daher einen dualistischen Charakter. Er beschränkt nämlich seine Analyse auf das Sein, läßt dagegen das Geschehen noch gänzlich unanalysiert. Eine Person, die noch nicht zerlegt ist, ist ja nicht nur in ihrem Sein, sondern auch in ihrem Tun höchst kompliziert. Einheitlich ist an dem Tun der teleologische Erfolg, vielheitlich dagegen der funktionelle Inhalt. Würde auch auf dieses Wirken die Analyse

Digitized by Google

angewandt, so müßte sie die Funktion genau so in einfache Elementarfunktionen auflösen, wie das Sein in einfache Seinselemente aufgelöst worden war. Dies aber geschieht nicht. Während für das Sein das Dogma von der analytischen Position gelten soll, bleibt für das Geschehen das Dogma 1 von der synthetischen Position bestehen; und so kommt es, daß den einfach gedachten Elementen des Seins unter Umständen höchst komplizierte teleologische Funktionen zugeschrieben werden können. Daraus ergibt sich sofort der Dualismus: unter all den einfachen Bestandteilen einer noch unanalysierten Person ist einer, der seiner Wirkungsfähigkeit nach allein alles für die Person Charakteristische übernimmt, während sämtliche anderen Bestandteile nur von dieser Kernperson aus dirigiert und beeinflußt werden. Wenn uns n Glieder in der Anschauung gegeben sind, so muß ein n + erstes als eigentliche Kernperson, als personales Atom gedacht werden. Der naive Personalismus depersonifiziert die Person als ganze, aber er personifiziert dafür ein Element; die Person als ganze ist ihm Maschine + Ingenieur.

Hier sieht man zugleich die nahe Verwandtschaft, die den genannten Standpunkt mit seinem Gegner, dem mechanischen Impersonalismus, verbindet. Beide haben das Dogma von der analytischen Position und die exoterische Kausalität gemein. Man braucht aus obiger Formel: „Person = Maschine + Ingenieur", nur das Plus-Element fortzunehmen, und wir haben die Mechanistik in reiner Form: die Person eine Maschine. Aber diesen Schritt tut der naive Mensch nicht; denn ihm liegt ja gerade alles an der Sicherung der Existenz personaler Einheiten, Tätigkeiten und Werte. Auf das „Ingenieur"-Element (die substantielle Seele, den von außen stoßenden Gott) kommt es ihm daher allein an, die „Maschine" ist ihm durchaus Nebensache.

II. Das symbolische Bedürfnis.

Neben dem bisher behandelten theoretischen Verlangen nach Lüftung des Viel-Einheits-Mysteriums hat nun aber der naive exoterische Personalismus noch einen anderen Entstehungsgrund in der menschlichen Psyche, der jenen an Wichtigkeit womöglich noch übertrifft: den Drang nach Symbolik.

Digitized by Google

Der Mensch braucht für die Quintessenz der Eigenschaften und Wirkungen, Werte und Unwerte, die einer „Person" zukommen, einen anschaulichen Repräsentanten, an den er Liebe und Haß, Verlangen und Bitten, Verantwortung und Rechenschaft heften und seine Ideale knüpfen kann. Und so wird er dazu geführt, aus dem komplexen, unanschaulichen und wandelbaren Ganzen, als welches die Person ihm zunächst entgegentritt, einen Sonderkern herauszukristallisieren, der nun als isolierbares Etwas dem peripheren Restbestand gedanklich gegenübergestellt und damit in die Sphäre einer — wenn auch nur fingierten — selbständigen Anschaulichkeit und Greifbarkeit versetzt wird. Der zentrale Wert der Person soll sich eben in einer besonderen zentralen Wirklichkeit symbolisieren.

Diese Tendenz tritt uns vor allem wieder beim Seelenproblem entgegen; jene beiden Phänomene, auf welche schon der theoretisierende Mensch stößt — die simultane Einheit des Vielen im selbstbewußten Willensakt und die successive Einheit des Vielen in der Identität des Ich mit sich selbst — sie beschäftigen auch den wertenden Menschen und lassen ihn das Symbol der substantiellen Seele mit Notwendigkeit schaffen.

Gegenüber all dem körperlichen und psychischen Vielen, das gleichzeitig in einem menschlichen Wesen vorhanden ist, das aber nur Sekundärwert hat, steht ein Fundamentalwert: die moralische Persönlichkeit als sittlich wollende und handelnde, als sittlich urteilende und zu beurteilende Einheit. Dieser Wertgegensatz innerhalb der Person verwandelt sich sofort in einen Seinsgegensatz. „Seele" und „Ich", („Ich" d. h. die gesamte übrige Person) treten auseinander und stellen sich als wesenhaft getrennte exoterisch aufeinander wirkende Existenzen gegenüber. Meine Seele ist der eigentliche Urheber dessen, was „ich" tue. Sie ist der allein wertbestimmende Teil an „mir".

Diese Loslösung einer atomistisch gedachten Seelenperson von der synthetisch und veränderlich gedachten „Ich-Person" vollendet sich in der Unsterblichkeitsidee, indem auch die im Zeitablauf vorhandene Identität des „Ich" mit sich selbst nach einer symbolischen Hypostase verlangt. Die oben aus theoretischen Gründen abgeleitete Tendenz, diese Identität des Ich an ein schlechthin

Digitized by Google

einfaches, unwandelbares Wesen zu knüpfen, wird hier durch mächtige atheoretische Bedürfnisse unterstützt. In der substantiellen Unvergänglichkeit symbolisiert sich der unbedingte Personalwert, den das Ich für sich selber hat, die absolute Position, durch welche es sich nicht anders als daseiend zu denken vermag. Vor allem jedoch ist jener naive Unsterblichkeitsglaube ein Symbol für eine unanschauliche, aber reale Unsterblichkeit: für das Weiterleben der als individuelle Existenz geschwundenen Person in dem Leben jener Personen, deren Ausgangspunkt oder Glied sie war.

Ein gleicher Akt analytischer Symbolisierung schuf den theistischen Gottesbegriff. Die schlechthinnige Abhängigkeit alles Einzelnen von der als teleologisch empfundenen Weltordnung, der überindividuelle Zusammenhang, der den Menschen hinaushebt aus der engen Hülle seines Einzel-Ichs und ihn eint mit den Andern und der Welt — kurz, das Teilhaben des Individuums an der ungeheuren Einheit der Allperson, — es kann gefühlt, geahnt, mit erhabenen Schauern erlebt, aber in unmittelbarer Form nicht anschaulich gemacht werden. Damit dies möglich würde, mußte wieder das Verhältnis des Gliedes zum übergreifenden Ganzen in das Verhältnis von A zu B verwandelt werden; das Persönliche wurde aus dem All herausgenommen und als Sonderperson neben es gesetzt. Und nun hatte das Ich wieder sein Du. Ein Du, welches weltenhoch über dem Ich stand, das aber zugleich doch außer ihm stand, Person neben Person. Nun erst konnte die Beziehung des Menschen zum All in der bewußten Anschauung jenen persönlichen Charakter erhalten, den sie im Gefühl schon ohne dies hatte. Nun konnte sich in Gebet und Kult der Verkehr von Menschperson zu Gottperson entfalten; es konnte die Gottheit, als repräsentatives Symbol der schlechthin höchsten Seins- und Wertstufe, zum anschaulichen Ausgangspunkt und Zielpunkt der moralischen Weltordnung und damit zur Krönung der Hierarchie der Werte überhaupt gemacht werden.

Die substantielle Seele, der theistische Gott sind die beiden vornehmsten Beispiele für den symbolischen Personalismus, aber doch nur Beispiele. Denn es gibt kaum ein Gebiet des Lebens, auf dem nicht diese uralte Weltanschauung entschei-

Digitized by Google

dende Wirkungen ausgeübt hätte. So mag hier nur noch an die symbolische Bedeutung des Herrschertums erinnert sein. Geschlecht, Stamm, Volk, es sind Individuen höherer Ordnung, als deren Teil wir uns fühlen; unanschauliche Persönlichkeiten, aber in Wert und Zweck, Wesen und Bedeutung höher stehend, als wir. Darum schafft sich der Mensch ein Symbol für die Gewalt, die eine solche höhere Einheit ihm auferlegt, und für die Heiligung, die sie von ihm beansprucht: den Monarchen.

III. Der naive Personalismus in Kultur und Wissenschaft.

Wie die Kultur vom naiven Personalismus durchsetzt ist, läßt sich nicht schildern; wir finden ihn auf ihren niedersten und höchsten Stufen wirksam mit Leistungen verschiedensten Wertes. Der Begriff der substantiellen Seele ist einerseits Träger alles tollen Geisteraberglaubens und Gespensterspuks — aber was hat er andererseits Großes vollbracht! Niemals hätte der moralische Wert der menschlichen Persönlichkeit als einer selbsttätig handelnden, zwecksetzenden und stellungnehmenden so zum bewußten Ziel intensivsten Strebens und infolgedessen zum Ferment eines gewaltigen Kulturprozesses werden können ohne den Glauben an eine substantielle unsterbliche Seele. — Exoterisch gedacht sind die Gottheiten des niedersten Negerkults und rohesten Polytheismus, aber auch die Gottheit des Judentums und Christentums; der von außen stoßende Gott ist eben die einzige Form, in welcher die an Anschaulichkeit gebundene große Masse der Menschheit überhaupt dem Gottesglauben zugänglich ist und immer sein wird. — Und endlich die Kunst! Sie steht und fällt mit dem symbolischen, also exoterischen Personalismus. Denn ihre Mission ist: Veranschaulichung der personalen Werte der Welt. Und um dies zu vollbringen, muß sie alles Innerpersönliche (d. h. die seelischen Regungen) und Überpersönliche (d. h. die Wesensart überindividueller Einheiten, der Völker, der Gattungen, der Typen), in etwas Nebenpersönliches verwandeln (d. h. in eine dem schaffenden und wahrnehmenden Ich isolierbar gegenüberstehende Individualitätsform). Die gewaltige, aber unanschauliche Über- und

Digitized by Google

Untereinanderschichtung der Personen projiziert sie in die Ebene des Nebeneinander, des Ich und Du, also der Anschauung. Diese metaphysische Aufgabe der Kunst kann freilich erst an viel späterer Stelle ganz verständlich gemacht werden.

Die analytisch und exoterisch gedachte Person: als substantielle Seele, als außerweltlicher Gott, als gestaltetes Kunstwerk, ist symbolisch. Sie ist nur Symbol, mithin ohne Wahrheitsgehalt, sagt der Impersonalist (Mechanist, Atheist) — als ob Symbol ein bloß negativer Begriff, gleich „Illusion" wäre! In Wirklichkeit ist Symbol etwas durchaus Positives, „Geheimnis und Offenbarung zugleich", ein Anschauungssurrogat für den unerreichbaren Begriff. Wenn man über den naiven Personalismus hinaus zu einer philosophischen Weltanschauung kommen will, heißt es nicht das Symbol schlechthin negieren, sondern es entziffern. Seelenperson neben Leib, Gott neben Welt, das in der Kunst gestaltete persönliche Dasein: gewiß, es ist nur Symbol, halber Irrtum und halbe Wahrheit. Aber Individuum ohne persönliches, Welt ohne göttliches Prinzip, das Kunstwerk nur ein bedeutungsloses Aggregat von Farben und Tönen: ist das die volle Wahrheit — oder nicht eher der volle Irrtum? —

Schließlich sei noch auf die Rolle hingewiesen, welche der exoterische Personalismus innerhalb der Wissenschaft spielt.

Hier drängt sich zunächst ein negatives Verhältnis auf. In ausgesprochenem Gegensatz zu den Kulturgebieten der Religion, Sittlichkeit und Kunst, wo jene Auffassungsweise stets vorherrschte und auch heute noch vorherrscht, hat die Forschung und Philosophie, namentlich die neuere, eine stark betätigte Tendenz, sie zu bekämpfen. Die Wissenschaft weist dem naiven Personalismus seine logische Unzulänglichkeit nach, bekämpft seinen Dualismus, zerpflückt seine Personifikationen, Anthropomorphismen, Teleologien und Wunder und sucht sie durch die streng sachlichen Gesichtspunkte der blind-mechanischen Kausalgesetzlichkeit aufzuheben. In welcher Art und mit welchem Erfolg, wird sich weiter unten, bei Besprechung des „Sachstandpunktes", ergeben. Aber hier muß doch schon betont werden, daß jener Kampf gegen den exoterischen Personalismus nicht die gesamte

Digitized by Google

Wissenschaft charakterisiert. Vielmehr gibt es in ihr auch breite Gebiete — und es sind nicht immer die schlechtesten — in denen jene Weltanschauungsform bald mit Bewußtsein, bald auch unbewußt, ja manchmal wider Willen, vertreten wird.

Plato und Leibniz — zwei sehr verschiedene Denker, aber beide übereinstimmend darin, daß sie für je eine Art von personalen Einheiten den exoterischen Personalismus mit philosophischer Konsequenz bis zum äußersten durchbildeten. Platos „Idee" nämlich soll die überindividuelle Einheit der Gattung, Leibnizens „Monade" die Singularität der individuellen Einzelpersönlichkeit repräsentieren; Idee und Monade aber sind exoterisch gefaßt. Denn die Idee thront nach Plato in einsamer Höhe, losgelöst von den Einzelwesen, die in ihrer Gesamtheit die Gattung bilden; und die Seelenmonade steht nach Leibniz außerhalb der anderen Monaden, die den Körper bilden, die Gottmonade neben der Welt als äußerstes höchstes Glied der unendlichen Monadenreihe.

Gewisse Gedankengänge des exoterischen Personalismus ziehen sich geradezu ohne Unterbrechung durch die gesamte Entwicklung der Wissenschaft hin, bis in die neueste Zeit. So finden wir in der Religionsphilosophie neben Atheismus und Pantheismus stets den Theismus vertreten — mag nun das Verhältnis der Gottheit zur Welt in einem religiös gestimmten Zeitalter als das des Schöpfers zur Kreatur vorgestellt werden, in einer mehr ethischen Epoche als das des Erziehers zum Zögling, in einer Zeit mechanischer Interessen als das des Ingenieurs zur Maschine, und schließlich von ästhetisch gerichteten Menschen als das des Künstlers zum Kunstwerk — jedesmal ist es die Auffassung einer substantiellen Zweiheit von Gott und Welt, also exoterischer Standpunkt.

In der Seelenlehre ist sogar mit Ausnahme des Aristotelismus, Materialismus und Spinozismus die substantielle Sonderexistenz der Seele ganz allgemein angenommen worden; selbst Kant, der sie als Erkenntnis leugnet, heischt sie als Postulat. Und in der Gegenwart hat zwar der spinozistische Parallelismus noch die Vorherrschaft; aber in der neuerdings wieder erstarkten, auf Lotze oder Herbart basierenden Auffassung von der Wechsel-

Digitized by Google

wirkung zwischen Leib und Seele ist wieder die Rückkehr zum alten naiven Personalismus erkennbar.

Und endlich das merkwürdige Problem der Teleologie. Wo Personen sind, sind Zwecke, Zwecksetzungen, Zwecktätigkeiten. Im Begriff der Zwecktätigkeit liegt logisch eine Dreizahl von Gliedern: das handelnde Subjekt, das Mittel, durch welches der Zweck verwirklicht wird, und das Ziel. Nun gibt es in der Welt zahllose Fälle, in denen diese drei Etappen der Zwecktätigkeit miteinander identisch sind; der Typus hierfür ist der Lebensprozess, in welchem ein Ganzes, das lebende Individuum, seine Teile zweckmäßig funktionieren läßt, um sich als Ganzes zu erhalten. Die Analyse aber verlangte auch hier wieder nach reinlicher Scheidung jener Momente, nach einer Umwandlung der logischen Dreiheit in eine substantielle. Und darum nahm der analytische Personalismus nicht den Lebensprozess zum Muster, sondern den technischen Prozeß, in welchem ja Werkmeister, Werkzeug und Nutznießer tatsächlich drei getrennte Substanzen sind. So entstand eine ganz und gar exoterische Teleologie. Jedes zweckmäßige Sein wurde zurückgeführt auf die Zwecktätigkeit eines anderen von ihm substantiell getrennten Wesens; die Objekte wurden aufgefaßt als Mittel zur Verwirklichung eines außerhalb ihrer selbst liegenden Zweckes, gewöhnlich eines menschlichen; und die Gesetzmäßigkeit, welche die Beziehung der zueinander äußerlichen Dinge beherrscht, wurde fortwährend unterbrochen durch die von a zu b überspringende Zwecktätigkeit. Auf solchen Betrachtungen beruhte z. B. jene teleologische Verirrung des 18. Jahrhunderts, da man die Gestirne erklärt zu haben glaubte, wenn man ihre Zweckmäßigkeit, dem nächtlichen Wanderer als Heimwegbeleuchtung zu dienen, herausgefunden hatte. Dies als ein Beispiel für Gedankengänge, wie sie zu den verschiedensten Zeiten in der wissenschaftlichen Welterklärung versucht wurden; sie mußten das Wort und den Begriff der Teleologie um so mehr diskreditieren, als hierbei in anthropozentrischer Überhebung fast stets der Mensch als das Ziel dieser äußerlichen metaphysischen Zwecktätigkeiten angesehen wurde. Nur hätte die Forschung im Kampf gegen jene exoterische Teleologie, die ja in der Tat einen argen Tiefstand wissenschaftlichen Sinnes be-

Digitized by Google

deutete, nicht jede Teleologie überhaupt bestreiten sollen; denn so unbrauchbar jene war, so berechtigt, ja unentbehrlich ist die Annahme einer inneren Teleologie, einer Zwecktätigkeit, mit der ein Ganzes auf seine Teile wirkt.

Derjenige Leser, dessen Denken sich nicht von dem Zwangskurs der überlieferten wissenschaftlichen Einteilungen und Betrachtungsweisen freizumachen vermag, muß in den Beispielen der letzten Seiten: in Platos Idee, Leibnizens Monade, dem von außen stoßenden Gott der Theisten und der äußerlichen anthropozentrischen Teleologie, eine sprunghafte Aneinanderreihung der disparatesten Dinge erblicken. Wer sich aber in die Neugruppierung der Überzeugungen hineingedacht hat, wird einsehen, daß die Verschiedenheiten jener Beispiele auf Gebieten liegen, die uns hier nichts angehen, daß sie dagegen in dem für uns entscheidenden Punkt alle zusammengehören: sie sind wissenschaftliche Bekundungen des Glaubens, daß einheitliches, zielstrebiges Dasein neben den Elementen, die es erst zur Einheit und Zielstrebigkeit zusammenschließt, in irgend einer Form eine isolierbare Selbständigkeit besitze.

Digitized by Google

III. Kapitel.

Der Impersonalismus.

Der zweite, dem Person-Sach-Problem gegenüber mögliche Standpunkt ist derjenige, der die Personen negiert und in der Welt nur ein System von physischen und psychischen „Sachen" sieht.

Zunächst einige terminologische Vorbemerkungen.

Der Sachstandpunkt ist nach der negativen Seite hin zu bezeichnen als „Impersonalismus", nach der positiven Seite eben als „Sachstandpunkt", oder, mit Rücksicht darauf, daß er die Welt nach Analogie von technischen Gebilden (Maschinen) auffaßt, als „Mechanistik". Freilich ist dieser Ausdruck hier nicht in dem engen Sinne zu nehmen, den er in der neuesten Physik und Naturphilosophie erhalten hat, sondern in der alten umfassenden Bedeutung der Metaphysik.[1])

Daß der Sachstandpunkt mit dem alten „Materialismus" nicht identisch ist, bedarf nach früheren Ausführungen keiner besonderen Darlegung. Der Sachstandpunkt ist psychophysisch neutral; innerhalb des rein psychischen Gebietes ist die Durchführung einer mechanistischen Betrachtungsweise genau so wie auf physischem Gebiete möglich und oft genug versucht worden; der „Materialismus" ist daher nur eine spezielle Anwendungsform des Sachstandpunktes. Der Ausdruck „Naturalismus" endlich, den man öfters ebenfalls in einem Sinne gebraucht findet, welcher unserem „Im-

[1]) Während z. B. die physikalische Theorie unter Mechanistik, im Gegensatz zur Energetik, die Auffassung der materiellen Welt als eines Bewegungssystems von Atomen versteht, gehören in der Metaphysik beide Standpunkte durchaus zusammen in das große Lager der „mechanistischen", d. h. impersonalistischen, auf teleologische Verursachung verzichtenden Welttheorien.

Digitized by Google

personalismus" ähnlich ist, scheint mir zu gut für das zu sein, was er hier ausdrücken soll. Er klingt nämlich so, als ob der damit bezeichnete Standpunkt zwar in der Betrachtung der Natur notwendig und allgültig, aber für andere Gebiete nicht mehr ausreichend sei; wir aber sind durchaus nicht gewillt, auch nur die Natur dem Sachstandpunkt als unbestrittene Beute preiszugeben. Berechtigt wäre der Ausdruck Naturalismus höchstens insofern, als er eine Bezugnahme auf gewisse vorherrschende Betrachtungsweisen der Naturwissenschaft bedeutete.

Bei adjektivischer Bezeichnung der Standpunkte werden wir nicht die Ausdrücke „persönlich" und „sachlich" gebrauchen, weil diese im festgewurzelten Sprachgebrauch eine Wertunterscheidung zu Gunsten des zweiten bezeichnen, die uns völlig fern liegt. Wir werden statt dessen „personal" oder „personalistisch" und „sächlich" sagen. (Drückt ja das Wort „sächlich" auch in der Grammatik bereits das „Nichtpersönliche" aus.)

I. Ableitung des Impersonalismus.

Sehen wir nun zu, wie sich der Sachstandpunkt aus seinem conträren Gegenteil, dem naiven Personalismus, entwickeln mußte.

Der naiv personale Standpunkt kennt, wie wir gezeigt haben, den Unterschied zwischen Personen und Sachen, ordnet die Sachen den Personen als äußerliche Mittel für ihre Zwecke unter und unterwirft die Personen selbst einer Analyse, die bis zur Annahme eines in ihnen enthaltenen, selbständigen und einfachen, personalen Kernelements als alleinigen Trägers des personalen Wertes und Tuns führte. Der logische Bestimmungsgrund für diese Auffassung lag in dem Dogma von der analytischen Position: Alles Einheitliche beruht auf Einfachem.

Indessen gerade in der Durchführung dieses Dogmas war der Personalismus auf halbem Wege stehen geblieben. Er hatte das Sein der Person analysiert, nicht aber das Geschehen selbst, hatte in diesem vielmehr über der Einheit des Zweckes die ganze Kompliziertheit der Akte vernachlässigt. Das war sein logisches Manko; je mehr sich die Logik schärfte, je mehr sich der theoretische Wissensdrang gegenüber den primitiveren Bedürfnissen

Digitized by Google

nach Anschaulichkeit und Symbolisierung durchsetzte, um so weniger konnte jene Halbheit genügen. Die einmal begonnene Analyse mußte zu Ende geführt, die Zergliederung des Seins durch die des Geschehens ergänzt werden.

Und zwar wendet sich nun der entfesselte Geist der Analyse zunächst einmal den Sachen zu und entdeckt hier, daß man es mit viel einfacheren Verhältnissen zu tun habe. Der Stein auf der Erde, das Wasser im Gefäß, das Eisen des Magneten, jede dieser Sachen läßt sich in Elemente zerlegen, die unter sich gleichartig sind, und deren jedes dieselben Eigenschaften hat und Funktionen vollzieht, wie das andere. Und nehmen wir alle diese Funktionen der Elemente zusammen, so ist damit schon restlos das Geschehen des Ganzen gegeben. Das Fließen des Wassers, der Fall des Steins, die Anziehung des Magneten ist nichts, als die Summe der Funktionen aller Wasser-, bezw. Stein-, bezw. Magnetteile. Hier also bei den Sachen gelingt es mit relativer Vollkommenheit, nicht nur das Sein des Ganzen auf anschauliche Elemente, sondern auch das Geschehen am Ganzen auf die einfachen Leistungen dieser einfachen Elemente zurückzuführen. An diesem Punkte fand daher das Dogma der analytischen Position erst seine vollständige Ausbildung. Hatte der Personalismus nur den Teilsatz herausgearbeitet: „Alles Geschehen in der Welt ist auf das Wirken einfacher Wesen zurückführbar", so wird jetzt die notwendige Ergänzung hinzugefügt: „Einfache Wesen können nur einfache Funktionen vollziehen." Die Hegemonie der Elemente war nun erst vollständig proklamiert.

Diese Konsequenz aber, zuerst bei der Analyse der Sachen ausgebildet, mußte nunmehr auch auf die Personen selbst Anwendung erhalten; und jetzt ergab es sich, daß der naive Personalismus, indem er die Analyse zur Universalmethode erhoben hatte, den Ast angesägt hatte, auf dem er selbst saß. Die Durchführung seines Dogmas von der analytischen Position führte geradewegs zum Impersonalismus.

Vom naiven Personalismus hatten wir das Bild gebraucht: er mache aus der Person eine Maschine + „Ingenieur". Der „Ingenieur" sollte hier jenen einen Bestandteil des Ganzen bezeichnen, der, neben allen anderen Elementen selbständig existierend, wie

Digitized by Google

diese wirklich elementar und einfach ist, der aber die personale Tätigkeit vollbringt, während jene nichts zu tun haben, als auf äußere Anstöße in einfacher und eindeutiger Weise zu reagieren.

Bei dieser vom Personalismus als selbstverständlich angenommenen personalen Tätigkeit eines einfach gedachten Wesens setzte nun die Kritik ein. Wenn man erwägt, welche unermeßliche Fülle von Einzelakten etwa zu dem oben gebrauchten Beispiel des Hausbauens gehört, — wie da auf psychischem Gebiet Überlegungen, Anschauungen und Willensentschlüsse, Enttäuschungen und Hoffnungen, auf physischem Gebiet Millionen von Muskelkontraktionen u. s. w. stattfinden müssen — so steht der denkende Geist bald vor dem Widerspruch, daß ein einfaches Wesen die Ursache dieser unermeßlichen Fülle von Wirkungen sein soll. Ein Wesen, daß keine Vielheit von Teilen mehr in sich enthält, soll diese Vielheit von Geschehnissen aus sich heraus gebären! Ein Wesen soll auf andere, die außerhalb seiner stehen, also eigentlich nichts mit ihm zu tun haben, nicht nur wirken, sondern so wirken, daß ein in Zukunft zu berechnender Zustand die Veranlassung für eine bestimmte, sehr komplizierte Beschaffenheit der gegenwärtig sich vollziehenden Geschehnisse sein soll! Jenes „Ingenieur-Element" soll sich, was die Einfachheit und Selbständigkeit betrifft, durchaus nicht von den anderen, den „Maschinen-Elementen" unterscheiden, soll dagegen, was die Wirkungsfähigkeit betrifft, so absolut anders sein! Hierzu kam nun, daß jenes personale Element nur in der Annahme vorhanden, niemals aber in der Anschauung gegeben war, während die unpersönlichen „Maschinen-Elemente" fortwährend aufweisbar waren — kurz, das Facit dieser Gedankengänge war unausbleiblich: die Unvereinbarkeit personaler Funktionen mit einfachem Sein, d. h. die Auflösung der Person.

Die Argumente entwickeln sich in scheinbar lückenloser Schlußweise: Da alles Geschehen in der Welt auf das Funktionieren letzter Elemente zurückgeführt werden muß (erster Teil des Dogmas 2), da ferner einfache Elemente nur einfacher Funktionen fähig sind (zweiter Teil des Dogmas 2), so kann es letzte Seinselemente, welche personale (also komplizierte) Tätigkeiten vollziehen, überhaupt nicht geben; und das nur scheinbar einheitliche

Digitized by Google

personale Tun ist in Wirklichkeit nichts als die Summierung einfacher Funktionen unpersönlicher Elemente. Hatte der Personalismus auf Grund seiner unvollständigen Analyse gesagt: Person = Maschine + Ingenieur, n sächliche Elemente dirigiert durch ein n + erstes personales Element, — so heißt es nun auf Grund durchgeführter Analyse: Person = Maschine ohne Ingenieur; Summe von n sächlichen Elementen ohne personales Element.

Nihil est in persona, quod non sit res mechanica. So könnte man in Variation (in Wirklichkeit ist es nur eine Verallgemeinerung) des Lockeschen Satzes die These für den eben entwickelten Standpunkt formulieren.

Bis hierher haben wir den Sachstandpunkt lediglich in seiner negativen Stellungnahme kennen gelernt, als Impersonalismus. Allein, da er ja den Personalismus nicht nur verdrängen, sondern auch durch etwas anderes ersetzen will, so muß er zu neuen positiven Aufstellungen kommen. Hierzu reicht das analytische Dogma, welches alles Sein der Welt auf einfache Teile, und alles Geschehen auf einfache Funktionen dieser einfachen Teile zurückführt, allein nicht aus.

Denn die bloße Analyse würde mit der völligen Zersplitterung der Welt, d. h. mit dem Chaos enden; man muß schließlich doch nach Vernichtung aller bestehenden Synthesen eine neue Synthesis suchen, um aus der völligen Vereinzelung wieder zu positiven Zusammenhängen zu kommen. Die Beschaffenheit dieser Synthesis entscheidet über die Ausgestaltung der Weltanschauung. Wird das Prinzip der Synthesis als konkret gedacht, also etwa in der Form existierender Wesenheiten, welchen die Fähigkeit zukommt, das Einzelne zu neuer Ganzheit zu verknüpfen, so wäre das nichts anderes, als die Wiedereinführung von Personen, wenn auch in anderer Gestalt; diese aber vertragen sich nicht mit den Konsequenzen des Dogmas von der analytischen Position. Somit kann das Prinzip der Synthese, durch welche in die zerlegte Welt wieder Zusammenhang gebracht werden soll, nur ein abstraktes sein: die Beziehung. Das synthetische Dogma des Sachstandpunktes lautet demnach: Alles einfache Existierende muß in Beziehung zueinander stehend ge-

Digitized by Google

dacht werden. Wir nennen es das Dogma von der synthetischen Relation (Dogma 3).

Die konstruktive Rolle, welche der Beziehungsbegriff in dem Sachsystem spielt, ist eine ungeheure, fortwährend wachsende. Immer mehr tritt das konkrete Grundprinzip, das einfache analytische Sein, hinter dem abstrakten Grundprinzip, der synthetischen Beziehung, zurück. In seiner radikalsten Form wird so das Sachsystem zu einem vollständigen Relativismus, welchen das Seiende gar nicht mehr durch das, was es an sich ist und wirkt, interessiert, sondern lediglich durch die Beziehungen, in denen es zu anderen Seienden steht. Die Formel dieser Beziehungen zu finden, wird zum alleinigen Problem; die Welt verflüchtigt sich zu einer ins Endlose sich erstreckenden Kette von aufeinander bezogenen Bezogenheiten.

Aber wir können das Relationsdogma noch schärfer fassen. Zwischen zwei substantiell getrennten Seienden, die durch nichts Konkretes mehr zur Einheit geschlossen werden, kann eine abstrakte Beziehung nur darin bestehen, daß das eine gedanklich an die Stelle des anderen gesetzt werden kann, d. h., daß sie verglichen werden. Die Grundkategorie aller abstrakten Beziehungen ist daher die Gleichheit.

Nun ist ja die Funktion der Vergleichung längst methodologisch als eine der fruchtbarsten wissenschaftlichen Verfahrungsweisen erprobt; das Forschungsprinzip, an den Dingen das zu beobachten, was an ihnen übereinstimmend ist, hat erst alle Klassifikation, Quantifikation, Verallgemeinerung, Gesetzesfindung ermöglicht. Jetzt aber muß der Sachstandpunkt dies Prinzip der Vergleichbarkeit zu einem alles Erschöpfenden, d. h. metaphysischen machen; und seine Ausschließlichkeit wird zum eigentlichen Inhalt des Dogmas von der synthetischen Relation, welches nun lautet: Alles Sein in der Welt und alles Geschehen in der Welt ist schlechthin vergleichbar.

Es ist dies die Grundformel für jene Seite des Sachsystems, die speziell als „mechanistische" Weltauffassung bezeichnet wird.

Daß auch dieser Satz ganz so wie das oben abgeleitete Dogma der analytischen Position tatsächlich ein Dogma und kein denknotwendiges Axiom ist, kann erst die erkenntnistheoretische Untersuchung erweisen.

Digitized by Google

II. Die Thesen des Impersonalismus.

Auf Grund der obigen zwei Dogmen sind wir nunmehr fähig, die Lehrmeinung, zu welcher der Sachstandpunkt bei völliger logischer Durchführung kommt, in einer Reihe von Thesen zu entwickeln. Diese stehen, wie sich ergeben wird, in völliger Parallele zu den Definitionen, welche wir in der Einleitung von dem Begriff der „Sache" gegeben hatten, nur daß jetzt an die Stelle der früheren Nominaldefinitionen Realdefinitionen treten, in denen die Existenz und zwar die alleinige Existenz der so definierten Sachen behauptet wird.

a) Die Konsequenz des Dogmas von der analytischen Position hatten wir schon gezogen: Alles was ist, ist nur die Summe seiner Teile; alles was an einem Seienden geschieht, ist die Summe der Teilgeschehnisse.

> These: Es gibt in der Welt nur Aggregate einfacher Elemente und Kombinationen einfacher Geschehnisse.

b) Das Dogma von der schlechthinnigen Vergleichbarkeit führt zu zwei wichtigen Thesen, je nachdem es auf das Sein oder auf das Geschehen in der Welt angewandt wird.

Bezieht man die Vergleichbarkeit auf die durch Analyse gefundenen Seinselemente, so heißt dies, daß sie in jeder Beziehung übereinstimmen, alle gleiche Qualitäten, oder was damit identisch ist, keine Qualitäten mehr haben. An die Stelle der Qualitäten kann jetzt nur noch eine fortgesetzte Wiederholungsreihe gleicher Elemente treten; und alles, was in der Welt existiert, ist zu charakterisieren, indem die darin enthaltene Wiederholungszahl der Elemente angegeben wird: der Sachstandpunkt kommt zur Quantifikation alles Qualitativen. — Unterstützt wird diese Tendenz übrigens auch vom analytischen Dogma her: Solange noch eigenartige Qualitäten gedacht werden, sind auch qualitative Wandlungen denkbar. Was grün ist, kann gelb werden. Damit aber wäre an einem Element die Succession verschiedener Zustände möglich; das Element wäre nicht einfach. Die Analyse kann also erst dann für vollendet gelten, wenn alle Qualitäten und deren Änderungen nicht auf Eigenschaften innerhalb eines

Digitized by Google

Elements, sondern lediglich auf Beziehungen zwischen mehreren unwandelbaren Elementen zurückgeführt sind. Diese Beziehungen aber sind selbst noch nicht rein und einfach dargestellt, so lange sie etwas Qualitatives enthalten, sondern erst dann, wenn sie auf ein Mehr oder Weniger zurückgeführt sind; also auch hiernach ist die Qualität durch die Quantität zu ersetzen.

Stellt sich die Vergleichbarkeit bei den Seinselementen als das gemeinsame Maß dar, so bei den Geschehnissen als gemeinsames Gesetz. Auch hier wird die Vergleichbarkeit verabsolutiert; jedes Geschehen soll restlos darstellbar sein als Fall einer allgemeinen Regel. Aber für diese Regeln erhebt sich wieder die Forderung der Vergleichbarkeit. Sie sind nur Spezialformen einer noch allgemeineren Gesetzlichkeit, auf diese restlos zurückführbar — und so schwebt denn dem Sachstandpunkt als Ideal nicht etwa die Aufstellung einer Reihe von qualitativ noch verschiedenen Gesetzen, sondern die vollständige und eindeutige Reduktion aller Geschehnisse auf ein absolutes Weltgesetz vor.

These: Alles Qualitative muß restlos auf Quantitatives, alles Einzelgeschehen restlos auf Gesetzmäßigkeit zurückgeführt werden.

c) Aus der Qualitätsgleichheit alles Seins und der Gesetzmäßigkeit alles Geschehens ergibt sich das weitere Merkmal der Passivität alles Seienden. Was unter dem Namen Aktivität, Freiheit, Spontaneität einhergeht, ist zu verwerfen. Denn es gibt in der Welt nur ein Gewirktwerden, welches auf dem abstrakten Prinzip der Gesetzmäßigkeit beruht, kein Wirken, das als Tat von einem konkreten Seienden selbst ausginge, und durch welches dieses Seiende von sich aus das Geschehen zu beeinflussen vermöchte. Nicht die eigene Wesensart eines Seienden — denn es hat ja keine — bestimmt seine Funktion, sondern ausschließlich die Konstellation zu anderen Seienden, in der es sich befindet.

These: Alles Geschehen ist mechanisch determiniert, d. h. aus der Konstellation eines Seienden zu seinen Umweltbedingungen gesetzmäßig sich ergebend und eindeutig ableitbar.

Digitized by Google

d) Die Auflösung aller Teleologie folgt hieraus von selbst. Denn wenn es überhaupt kein aktives Tun gibt, so auch kein zwecksetzendes. Da alles Funktionieren Summation einfacher Funktionen ist, so ist der komplizierte Zweckakt nicht als einheitliche Funktion möglich; da das Geschehen eindeutig bestimmt ist durch die, aus der Vergangenheit sich ergebende, gegenwärtige Konstellation der Bedingungen, so ist ein Bestimmtsein durch Zukünftiges (den zu erreichenden Zweck) ausgeschlossen.

These: Alle Zwecktätigkeit in der Welt ist nur Schein; alle Zweckmäßigkeit ist nur nachträglicher Erfolg zweckfremden gesetzmäßigen Geschehens; alle Ursachen sind blind.

e) Das letzte Merkmal ist wieder negativ: die Wertfremdheit. Das, was als wirklich wertvoll galt, und was für alles andere Nicht-Selbstwertige zum Wertmaßstab wurde, die Existenz selbsttätiger, einheitlicher Persönlichkeiten, ist in Schein aufgelöst. Und diejenigen Funktionen, die als personale darauf gerichtet schienen, den Wert jener Einheiten zu erhalten und zu erhöhen, sind als nachträgliche Erfolge der Summation zweckfremder Elementarfunktionen entlarvt worden. Und schließlich: Wo es keine verschiedenen Qualitäten gibt, kann es auch keine verschiedenen Wertqualitäten mehr geben.

These: Die Welt des Seins und des Geschehens hat mit Werten und Wertungen nichts zu tun.

III. Die Entwicklung des Impersonalismus.

Die obigen Thesen enthalten sämtliche entscheidenden Gedankengänge des Sachstandpunktes in vollster Konsequenz entwickelt. Damit soll nicht gesagt sein, daß nun überall, wo wir dem Sachstandpunkt begegnen, auch alle jene einzelnen Gedanken, und sie alle in logischer Restlosigkeit, zu finden seien; im Gegenteil, eine solche vollkommene Durchführung ist überhaupt nie gelungen. Wohl aber drücken die Sätze die Tendenz aus, die überall, wo auch immer der Sachstandpunkt vertreten wird, sei es auf einem einzelnen Wissensgebiet, sei es

Digitized by Google

für die gesamte Welttheorie, sei es in der praktischen Kultur, das Denken bestimmt. Aber die Realisierung dieser Tendenz hat eine Entwicklung durchgemacht, die durch die Jahrhunderte geht. Immer mehr Gebiete werden in den Sachgedanken hineingezogen; immer weiter werden die einmal gefundenen Sachprinzipien ausgebaut und ausgebeutet; immer offener wird die Loslösung von den personalen Gedankengängen, die sonst dem Menschen das Leben wertvoll und sinnvoll gemacht hatten, verkündet.

Diesen langsamen Versächlichungsprozeß können wir so recht deutlich in den letzten Jahrhunderten, mit größerer Beschleunigung in der letzten Jahrhunderthälfte beobachten.

Dies zeigt schon die praktische Kultur. Je mehr „Sachen" der Mensch in den Kreis seiner Kulturbetätigung und seiner Bedürfnisse einbezieht, um so mehr gerät er als Person auch in Abhängigkeit von Sachgütern; je mehr sächliche Vermittelungsstationen sich zwischen Person und Person drängen, — man denke an Handel, Geldwesen, Verkehrsmittel — um so mehr wird die Alleinherrschaft rein innerpersönlicher Beziehungen gehemmt. Die fortwährende Zunahme der Kultur an geistigem Gehalt gibt zwar einerseits die Möglichkeit zu einer immer höheren Ausbildung der Individual- und Gesamtpersönlichkeiten, steigert aber andererseits auch die Gefahr, daß der Einzelne zu einem immer gestalt- und stilloseren Aggregat von Bildungsstoffen werde, und daß er den feinen Takt für die Abstufung der Werte verliere; endlich lenkt die Fülle der Kultureinzelheiten den Menschen immer mehr von dem letzten Urgrund aller Dinge und von dem Verlangen ab, in einer höchsten Persönlichkeit dem Ganzen der Welt innere Einheit und abschließenden sinnvollen Zweck zu geben: die Sachkultur gipfelt in Weltanschauungslosigkeit und Irreligiosität. —

Noch deutlicher aber, weil innerhalb einer engeren Sphäre und frei von Nebeneinflüssen, zeigt sich diese Entwicklung zur Sächlichkeit in der wissenschaftlichen Theorie, sowohl der philosophischen, wie der spezialwissenschaftlichen. Einmal tritt uns bereits im Altertum der Sachstandpunkt entgegen in Democrits Atomistik; doch blieben diese Ideen für die nächsten anderthalb Jahrtausende wirkungslos. Anders wurde es erst, als sich mit Beginn der Neuzeit eine neue Philosophie und Forschung aus

Digitized by Google

der Scholastik herauszuarbeiten begann. Freilich war das offizielle Programm dieses philosophischen Denkens das Geist-Stoffproblem und ist es bis heute geblieben; und freilich ist sogar für gewisse Strömungen in der Neuzeit der Gegenpol der Sächlichkeit, der Kult des Individualistisch-Persönlichen, bezeichnend (man denke nur an die Renaissance, an Leibniz, an Nietzsche). Aber nur um so mehr muß man da die überwältigende Stetigkeit und Unfehlbarkeit bewundern, mit der, unbekümmert um jenes offizielle Programm und ungehindert durch diese entgegengerichteten Strömungen, ein inoffizielles, ja zum Teil geradezu unbewußtes Wissenschaftsprogramm im Laufe der Jahrhunderte seine Verwirklichung durchführte; ein Programm, das aus der einzigen Forderung bestand: die Welt muß mechanisiert (d. h. in ein System von Sachen aufgelöst) werden.

Im Mittelalter hatte die Gelehrsamkeit fast nur die Humaniora umfaßt; indem die Forschung zu Beginn der Neuzeit auch die Naturalia eroberte, ging sie nicht nur vom Menschen zur Natur, vom Psychischen zum Physischen über, sondern auch von der personal-teleologischen zur sächlich-mechanischen Betrachtungsweise. Und als sie sich später wieder mit erneuter Liebe dem Menschlichen, Psychischen, Historischen, Kulturellen zuwandte, da stand sie vor der Alternative, entweder auch diese Sphären der in den Naturwissenschaften bewährten, mechanischen Betrachtungsweise zu unterwerfen, oder aber ein für alle Mal auf ihre Einordnung in die großen Zusammenhänge wissenschaftlicher Weltanschauung zu verzichten. So stark war inzwischen die Suggestivkraft des Sachprinzips geworden.

Sachen, Tatsachen, Ursachen; diese drei Sachkategorien traten an die Stelle der früheren personalen Kategorien: die Sachen an die Stelle der Personen, die Tatsachen an die Stelle der Werte, die Ursachen an die Stelle der Zwecke. Erst hatte diese Wandlung eine methodologische Bedeutung, unvermerkt gewann sie eine metaphysische.

Depersonifikation war das eine Ziel. Zunächst wurde — mit vollstem Recht — unter den falschen Personifikationen gründlich aufgeräumt, die Geister, Gespenster und Götter in Fels und Wasser, Donner und Blitz, Krankheit und Mißwachs durch natür-

Digitized by Google

liche Gründe ersetzt — dann aber suchte man auch die wirklichen Personen selbst und schließlich die Welt als ganze zu depersonifizieren.

Quantifikation, Nachweis von Gesetzmäßigkeiten hieß die gestellte Aufgabe. Man begann mit der berechtigten Forderung, daß das in allem Individuellen und Verschiedenen aufzeigbare Gemeinschaftliche, die Verknüpfung gleicher Ursachen mit gleichen Wirkungen und die zahlenmäßige Festlegung dieser Verhältnisse ein fundamentaler Gegenstand wissenschaftlicher Forschung sein müsse — und man endete mit der Überzeugung, daß die nivellierenden Zahlen und Gesetzmäßigkeiten alles Verschiedene, Besondere und Qualitative bis zum letzten Rest auszuschöpfen im stande seien.

Kausalität war die Parole. Mit vollstem Recht suchte man die naive Zweckfrage nach dem „Wozu" durch die sublimere Ursachenfrage nach dem „Woher" zu ergänzen; allmählich aber wurde aus der Ergänzung eine Verdrängung; man bestritt, daß das Wozu gleichzeitig auch das Woher, der Zweck auch Ursache sein könne; man identifizierte Kausalität überhaupt mit blinder mechanischer Kausalität.

Analyse wurde gefordert. Ins Ungeheure stieg die Kenntnis der Elemente, der Elementareigenschaften und Elementarfunktionen der Dinge; aber dieser blendende Erfolg führte zu der Meinung, daß mit den analytisch gefundenen Elementen und ihren abstrakt gesetzmäßigen Beziehungen untereinander prinzipiell alles gegeben sei, was zum Verständnis der großen Einheiten und Ganzheiten der Welt gehöre.

Wertfremdheit schließlich galt als Norm. Mit Recht verlangte man, daß die wissenschaftliche Betrachtung jenseits von Liebe und Haß, von Wünschen und Interessen ihren geraden Weg auf das Wahrheitsziel gehen müsse; aber man vergaß, daß die Wertungen und Werte ja selbst weltwesentliche Tatsachen seien, und daß ihre grundsätzliche Vernachlässigung das wissenschaftliche Weltbild nicht nur nicht bessern, sondern geradezu verfälschen, ja veröden müsse; und man entfernte sich zugunsten einer schemenhaften, wertfremden Abstraktionswahrheit um so mehr von der echten Lebenswahrheit, die nicht nur ein System des Seins, sondern auch der Werte verlangt. —

Digitized by Google

Die Durchführung dieses Programms der Weltmechanisation, das sich die Wissenschaft vor drei Jahrhunderten stellte, hat zehn Generationen in rastloser Anspannung der Kräfte beschäftigt. Selbstverständlich fehlen auch Bemühungen entgegengesetzter Tendenz nicht; aber sie vermögen mit ihrer Zersplitterung, ihrer Halbheit und ihrem Steckenbleiben im Speziellen den Siegeszug des Sachprinzips nicht aufzuhalten. In unseren Tagen nun scheint der Zeitpunkt gekommen zu sein, da die Durchführung des Programms an ihrer Grenze angelangt ist — ein bedeutender Augenblick, denn es ist eine schwindelerregende Leistung, auf welche die Menschheit zurückblicken darf — aber zugleich ein tragischer Moment; denn der Schluß ist trotz allem: die endgültige Unfähigkeit des Sachprinzips, die Welt sich geistig zu unterwerfen.

Ehe wir aber zu dieser Peripetie übergehen, verlohnt es sich wohl, durch wenige Striche das historische Bild dieser in ihrer unbeugsamen Folgerichtigkeit bewundernswürdigen Entwicklung des Sachprinzips in die Erinnerung zu rufen.

Es ist bemerkenswert, wie sich sofort bei Beginn des neuzeitlichen Forschens und Philosophierens die Fragestellung auf die mechanisch-sächliche Seite der Welt zuspitzte. Baco — (der in seinem Spruch „Wissen ist Macht“ auch für unsere praktisch-technische, intellektualistische Sachkultur das Motto verkündigte) — will auch die theoretische Wissenskultur ändern; und er versteht unter dieser Änderung die neue Grundlegung der naturwissenschaftlichen Methode. Innerhalb der Naturforschung übernahm die Physik, also die Wissenschaft von der unorganischen Natur, die Führung — das war die zweite Etappe; und innerhalb dieser wieder — damit war das Schicksal der modernen Wissenschaft besiegelt — die Mechanik, deren Objekt nur die Raumlage und Ortsveränderung qualitativ indifferenter Seinselemente ist. Hier konnte der Sachgedanke gleich zu Beginn gewaltige Erfolge erringen; denn die Existenzen, an die er mit seiner Analyse heranging, waren wirklich nur Scheineinheiten, welche vollste Auflösung ohne Verlust vertrugen. Galilei Kepler und später Newton zeigten, daß alle Bewegungen des Leblosen

Digitized by Google

durch das gesetzmäßige Aufeinanderwirken der Elemente verständlich zu machen seien; und der letztgenannte legte in seiner „philosophia naturalis" die neue mechanische Einsicht philosophisch fest. Man vereinfachte die Welt, indem man nur das Quantitative achten lehrte.

Aber fast gleichzeitig mit Galileis Auftreten wurde schon der weitere Schritt gemacht: Descartes versächlichte schon die gesamte materielle Natur, also auch die organische; die pflanzlichen, tierischen und menschlichen Körper sind nicht reale Ganze mit teleologischer Funktionsfähigkeit, wie es dem naiven Denken erscheint, sondern ebenfalls nur Scheineinheiten, wie ein Stück Eisen oder ein Hebel; sie sind Maschinen, restlos erklärbar durch das blinde Aufeinanderwirken der Elemente. Noch wird wenigstens die geistige Seite personalistisch aufgefaßt — und zwar naiv personalistisch als von außen auf die mechanische Materie des Leibes wirkende Seelensubstanz; aber es währt nicht lange, und auch hier setzt die Versächlichung ein.

In England entwickelt sich allmählich eine Psychologie, welche die Einheit der seelischen Persönlichkeit auflösen will in ihre Bewußtseinsinhalte: „Das Ich ist ein Bündel von Vorstellungen!" lehrt Hume. Schon lange vorher aber hat auf dem Festlande Spinoza die blinde, gesetzmäßig fortschreitende Bedingtheit, die für das Materielle gefordert wurde, auf das ihm parallel gesetzte Geistige übertragen; dies läßt er kontinuierlich und ungegliedert sich durch das All ergießen und sieht in jeder Individualisation, d. h. Abrundung des Geistigen zu geschlossenen persönlichen Ganzen, nur eine Unwirklichkeit — *omnis determinatio est negatio.* Schließlich vollzieht er den letzten Schritt zur Versächlichung, die Wertaufhebung, indem er menschliches Wollen und Tun mit indifferenter Objektivität betrachten will, als ob es sich um mathematische Figuren handele.

So ist denn bis etwa zur Mitte des 18. Jahrhunderts, vor allem aber durch Spinozas System, das Bild der versächlichten Welt erstmalig entworfen, freilich nur in großzügigen Strichen und andeutenden Umrissen, aber doch erkenntlich genug, um der Sicherungs-, Detaillierungs- und Erweiterungsarbeit der folgenden Zeiten die wertvollste Unterlage zu bieten. Die Sicherung sollte

Digitized by Google

die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts geben; die empirische Spezialdurchführung versuchte das 19.

Im 18. Jahrhundert legte die Erkenntnis Kritik an sich selber an; und wieder war es entscheidungsvoll für den Fortgang der Weltanschauung, daß die Norm wissenschaftlicher Erkenntnis von einem Manne aufgestellt wurde, der auf dem Gebiet der mechanischen Naturwissenschaften als Forscher selbst tätig gewesen war und nun den Typus dieser Doctrin schlechtweg zur Erkenntnis überhaupt verallgemeinerte. Die Kategorien der Substantialität und Kausalität werden von Kant durchaus in mechanistischer Weise interpretiert, nämlich Substanz als starres Beharren, und Kausalität als exoterische Gesetzmäßigkeit zwischen zwei Geschehnissen. Das Reich der Personen mit ihrer Zielstrebigkeit und Fähigkeit zu spontaner Tat wird zwar als Welt höherer Realität gefordert, aber ausdrücklich aus der Sphäre der wissenschaftlichen Erkenntnis ausgeschlossen. —

Das 19. Jahrhundert hatte die eigentümliche Aufgabe, die Mechanisationsarbeit zum großen Teil noch einmal von vorn anzufangen, nun freilich in ganz anderen Dimensionen. All jene Gebiete, welche die vorangegangenen Jahrhunderte dem mechanischen Weltbild bereits in kühner Skizze eingefügt hatten: Physik, Chemie, Physiologie, Psychologie und Ethik, sie potenzierten sich an Stoffen, verfeinerten sich an Methodik und zersplitterten sich in zahllose Unterdisziplinen. Dieser empirische Aufschwung, wie man ihn bis dahin noch nie ähnlich erlebt hatte, mußte natürlich zunächst die einfachen Linien einer mechanischen Deutung verwischen; jeder Tag brachte neue Qualitäten (von chemischen Elementen, physischen Energieformen, biologischen Arten, psychischen Typen); früher unbekannte Zweckzusammenhänge (Korrelationen, Anpassungen, Regulationen, Anlagen, Selbststeuerungen u. s. w.) wurden allenthalben aufgedeckt; man war dem mechanischen Verständnis der Welt als eines qualitätslosen Seins und blinden zweckfremden Geschehens ferner als je. Galt dies schon von den alten Wissenschaftsdisziplinen, so kamen nun noch ganz neue Seiten der Welt im 19. Jahrhundert zum erstenmal in die wissenschaftliche Sehweite. Neben die Frage, was da ist, trat als gleichberechtigte, oder gar vorgeordnete, die

Digitized by Google

Frage nach dem, wie es wurde: durch die genetische (evolutionistisch-historische) Betrachtungsweise vervielfältigte sich sofort der Forschungsstoff auf allen Gebieten. Und neben das Studium von Natur, Leben und Seele trat das Studium der Kultur: große Teile der „Geistes-", besser „Kulturwissenschaften" — der Staats-, Rechts-, Gesellschafts-, Sprach-, Literatur-, Kunst-, Religions-Wissenschaften — sind Schöpfungen des 19. Jahrhunderts.

Allein der Sachgedanke verlor weder gegenüber den unbewältigten Stoffmassen der alten Disziplinen, noch gegenüber den ihm bisher ganz fremden Inhalten der neuen Gebiete den Mut. Die Arbeit an der Weltmechanisation begann von neuem; was die früheren Zeiten in spekulativer Ahnung skizziert hatten, wurde nun mit allen Mitteln umfassendster Empirie und experimenteller Methodik im einzelnen ausgeführt und über die frühere Bildgrenze hinaus erweitert. Die sächlichen Erkenntnisformen der Quantifikation und der Gesetzmäßigkeit erwiesen eine ungeahnte heuristische Fruchtbarkeit; kein Gebiet blieb davon ganz unberührt, manche wurden ihm fast vollständig unterworfen. Daß sich dabei, wie immer, die erfolgreiche Methodik sehr bald in metaphysische Dogmatik verwandelte, daß allmählich das geistige Sehorgan für all die anderen Seiten der Welt, die sich nicht restlos dem Sachprinzip fügten, atrophisch zu werden begann, war die Kehrseite.

Die unbestrittensten Erfolge haben die sächlichen Prinzipien der quantitativen Äquivalenz, der blinden Kausalgesetzlichkeit und der äußerlichen Beziehungen dort erzielt, wo sie sich zuerst Bürgerrecht erworben hatten: in den Wissenschaften vom Anorgasischen. Die Physik hatte aufgehört, vorwiegend Mechanik in engerem Sinne (d. h. Lehre von den makroskopischen Bewegungen fester und flüssiger Körper) zu sein, aber sie blieb schließlich Mechanik im weiteren Sinne; denn an den neuen Gebieten: Gastheorie, Licht-, Wärme-, Elektrizitäts-, Strahlungslehre, sah man die eigentliche Aufgabe darin, sie ins Mechanische zu übersetzen oder sie auf gemeinsame mathematisch-mechanische Prinzipien zurückzuführen. Ein Teil der Physiker (die sog. Mechanisten im engeren Sinne) deuteten jene Phänomene ganz unmittelbar als mechanische Bewegungen, die sich von den grob mechanischen

Digitized by Google

nur durch rein quantitative Momente (Periodik, Elongation, Geschwindigkeit) unterschieden. Andere Physiker (die Energetiker) gingen nicht so weit; aber sie schufen im Begriff der Energie einen Ausdruck für das rein Quantitative, das allen jenen wechselnden und vergänglichen Qualitäten gemeinsam ist und als das wahrhaft Reale über ihnen schwebt oder ihnen zu Grunde liegt; ja schließlich machten sie dies rein sächliche Moment der Vergleichbarkeit oder Äquivalenz selber zum Ding an sich. Einig sind sich ferner fast alle Physiker darin, daß sich in einer unbedingten und eindeutigen Gesetzmäßigkeit das gesamte Geschehen der Welt erschöpfen müsse; die zahlreichen Fortschritte, die in dieser Richtung gemacht wurden, kulminierten im Gesetz der Energieerhaltung als dem allgemeinsten.

Ganz entsprechend arbeitet die Chemie an der Aufgabe, durch Quantifikation und Hypothese alles Qualitative in der Beschaffenheit, Verschiedenheit und Metamorphose der Stoffe zu überwinden. Durch die stereometrische Hypothese sucht sie alle chemischen Vorgänge im Bilde quantitativ fest bestimmter Lageverhältnisse und Lageänderungen einfacher stabiler Elementarbestandteile zu denken; als physikalische Chemie macht sie den Chemismus nur zu einem Teilphänomen der Energetik, womit der Anschluß an die sächlichen Erkenntniskategorien der Physik erreicht wäre; und schließlich sucht die chemische Hypothese von den gleichartigen Uratomen (aus welchen alle chemischen „Elemente“ zusammengesetzt sein sollen) für die letzten eigentlichen Bestandteile des Seienden die volle Qualitätslosigkeit, also das sächliche Ideal, zu erreichen.

Beträchtlich schwerer war die Mechanisationsaufgabe für die Wissenschaften vom Leben, weil hier zum Kampf gegen das Qualitative noch der Kampf gegen das Teleologische kommen mußte. Bei dem summarischen Verfahren früherer Zeiten, die lediglich dekretiert hatten, daß der Organismus eine Maschine ohne teleologisches Prinzip sei, konnte es nicht bleiben; denn damit waren die tatsächlich vorhandenen Zweckmäßigkeiten in jedem Lebensprozeß weder erklärt, noch aus der Welt geschafft. Ja die fortschreitende empirische Forschung hatte sogar solche organischen Zweckmäßigkeitstatsachen in immer größerer Fülle ent-

Digitized by Google

deckt, so daß der in der ersten Hälfte des Jahrhunderts herrschende „Vitalismus" geradezu für wissenschaftlich gefordert hielt, ein besonderes Lebensprinzip aufzustellen. Eine mechanistische Lebenstheorie hatte also neben der Negation einer besonderen Lebenskraft die positive Aufgabe: die teleologischen Tatsachen des Lebens durch nicht-teleologische Ursachen zu erklären. So arbeitete und arbeitet die organische Wissenschaft seit Jahrzehnten ausdauernd an dem Problem, das oft geradezu organisches Grundproblem überhaupt zu werden schien: den Organismus als Maschine zu verstehen, das Ineinander und Füreinander in ein Nebeneinander aufzulösen, jede spezifisch-organische Erklärungstheorie, mochte sie nun „Lebenskraft", „nisus formativus", „Seele", „Dominante" heißen, als unmöglich und unnötig zu erweisen, und durch Kombination anorganischer Ursachen und Anwendungen allgemein physikalisch-chemischer Prinzipien zu ersetzen.

Die Physiologie suchte den Nachweis analytisch zu führen; sie unternahm es zu zeigen, daß in keinem Einzelbestandteil des organischen Seins und Geschehens etwas spezifisch Organisches und Teleologisches liege. Als physiologische Chemie wies sie nach, daß sich in dem organischen Körper keine anderen Stoffe finden, als in den anorganischen, und zog den Schluß, daß sich die Stoffwechselvorgänge lediglich durch eine erhöhte Komplikation, nicht aber prinzipiell von den im Laboratorium erzeugbaren Prozessen unterscheiden können. Die Blutphysiologie suchte den Kreislauf als hydromechanischen Pumpvorgang zu verstehen. Die Ortsbewegungen wurden auf Mechanik fester Körper reduziert. Der Nervenprozeß wurde erst durch elektrische Spannungen, später durch chemische Dissociationsvorgänge erklärt. Die Physiologie niederer Tiere und die Zellularphysiologie übertrug dann diese Studien ins Feinere und Feinste; Funktionen, die den Eindruck spontanen (und damit prinzipiell hypermechanischen) Tuns machten, wurden als eindeutig mechanische Reaktionen auf äußere Reize (Geotropismus, Chemotropismus u. s. w.) nachgewiesen. Durch beliebige äußere Einwirkungen auf das Zellwachstum konnte man dieses beliebig modifizieren; ja es gelang sogar, gewisse organisch zweckmäßige Leistungen (wie z. B. die

Digitized by Google

Panzerbildung der Diatomeen) experimentell an unorganischen Stoffen (z. B. Ölkügelchen) nachzumachen.

Daß alle jene Befunde und Theorien unsere Einsicht vom Leben zum Teil auf ganz neuen Boden stellen, ist fraglos; zweifelhaft aber ist ihre Eignung, die Existenz eines teleologischen Wirkungsprinzips im Organismus zu widerlegen. Denn hiergegen erhebt sich der (später ausführlich zu behandelnde) Einwand: daß der Kern der Lebenszweckmäßigkeit ja gar nicht in irgend einer der einzelnen von der Physiologie untersuchten Funktionen besteht, sondern in der Korrelation aller jener Funktionen im Sinne der Selbsterhaltung. Die Zweckmäßigkeit des Ganzen als einer Einheit ist also lediglich auf dem Wege der Analyse nicht endgültig zu begreifen. Nun aber wandte die organische Wissenschaft noch eine andere Methode an, um das Leben zu verstehen, die genetische. Und hierbei ist es gerade das Individuum als Ganzes, das eine sächliche Interpretation finden soll. Die Verwertung dieser Methode wurde Sache der eigentlichen Biologie; sie machte das lebende Individuum zur Sache, indem sie es als passives Produkt exoterischer Einwirkungen faßte. Klima und Nahrung, Feinde und Nöte haben die Lebewesen zu dem gemacht, was sie geworden sind. Kleine Veränderungen von beliebiger Zufälligkeit, äußere Umweltursachen von blinder Gesetzmäßigkeit haben, obwohl jeder Zielstrebigkeit bar, doch Zweckmäßigkeitserfolge gezeitigt, nämlich die Anpassung. Zugleich aber befriedigt diese Milieutheorie noch eine weitere mechanistische Tendenz, jenen horror qualitatum, der uns schon in Physik und Chemie begegnete. Die unerhörte Fülle der organischen Qualitäten (Arten, Gattungen, Formen) wurden nicht nur als aus einander hervorgegangen, sondern — was damit nichts weniger als identisch ist — als aus einander nach mechanischen Gesetzen ableitbar betrachtet. Ja, als letztes Ideal erscheint auch hier die Reduktion sämtlicher Qualitäten auf Qualitätslosigkeit; eine einzige undifferenzierte Urbeschaffenheit und die allgemeine Gesetzmäßigkeit der Differenzierung müssen nach Spencer prinzipiell genügen, um die gesamte Mannigfaltigkeit der Artenbildung auf mechanischem Wege hervorspringen zu lassen. —

Neben unorganische und organische Natur tritt als drittes

Digitized by Google

Objekt der Mechanisationsversuche, wie im 17. Jahrhundert, so auch wieder im 19. das Seelenleben.

Die Psychologie wurde aus einer Wissenschaft von der Seele und der Ich-Tätigkeit zu einer Lehre von den Bewußtseinsinhalten und ihrem Mechanismus, somit aus einer Personal- zu einer Sachwissenschaft. Nur was Analyse zeigte, galt als vorhanden; psychische Sektionsbefunde sollten erschöpfend das Wesen des psychischen Lebens wiedergeben, das in Wirklichkeit beim Sektionsprozeß selbst vernichtet worden war. Das Kommen und Gehen, Verknüpft- und Verschmolzenwerden passiver Elemente galt als der Kern dessen, was den Schein aktiver Tat in sich trug; Vielheit und Wechsel galt als Wahrheit von dem, was den Schein der Einheit und Identität zeigte. Sächliche Gesichtspunkte wie Quantifikation (mathematischer Kalkül, Messung, Statistik), Nachweisung von Gesetzmäßigkeiten, Postulierung gleichartiger Urelemente, Hervorrufung von Phänomenen durch exoterische Bedingungen (Experiment) fanden mit bedeutendem Erfolg im Psychischen Anwendung. Und nachdem so weit die Versächlichung des Seelischen getrieben war, konnte auch mit Glück an seine konsequente Parallelisierung zu der ja ebenfalls sächlich gedachten Körperseite der Welt gegangen werden: so ist auch hier der psychophysische Parallelismus, ganz wie bei Spinoza, die letzte Konsequenz des Sachgedankens, mag er sich auch noch so idealistisch geben. —

Während alles bisher Genannte in der Hauptsache nur ein zielbewußtes Fortgehen auf dem schon vom 17. Jahrhundert betretenen Pfade war, bot die Sphäre der menschlichen Kultur dem Mechanisierungstriebe ein völlig neues Betätigungsobjekt; es ist zugleich das Gebiet, auf welchem die Durchsetzung des Sachprinzips noch am unvollkommensten ist. Ursprünglich waren die Wissenschaften, welche die Kulturphänomene der Menschheit behandelten, entweder historisch (Geschichte mit allen Zweigen: Literaturgeschichte u. s. w.; Philologie) oder normativ (Ethik, Logik, Ästhetik, Jurisprudenz, Theologie). Die historischen gingen auf die einmalige individuelle Besonderheit des Geschehens, also auf das eigentlich Qualitative; die normativen gingen auf die Aufstellung von Werten und Zwecken, welche durch innere

Digitized by Google

Tat erreicht werden sollen; individuelle Besonderheit, Wert, Teleologie und innere Kausalität aber sind durchaus personalistische Kategorien. Da war es nun von größter Bedeutsamkeit, daß auch hier der Sachgedanke Bresche zu legen wußte und in buntestem Durcheinander nützliche und schädliche Einwirkungen ausübte. Von dem einseitigen Standpunkt des sächlichen Allgemeingültigkeits- und Gesetzesbegriffs aus schien Einmaligkeit und individuelle Besonderheit, also das Objekt der Geschichte, überhaupt kein Gegenstand wissenschaftlicher Forschung zu sein; und man suchte die Geschichte in eine Gesetzeswissenschaft zu verwandeln; die Soziologie — sprachlich ein Bastard und inhaltlich ein formloses Etwas — sollte an ihre Stelle treten. Die bloß qualitative Betrachtungsweise befriedigte nicht den an Quantifikation gewöhnten Geist der Zeit; und das Zahlenwesen wurde — als Statistik — in den Dienst der Kulturwissenschaften gestellt. Der teleologische Gesichtspunkt der Normgebung vertrug sich wiederum nicht mit der Forderung des Sachgedankens, daß Wissenschaft das Vorhandene nur zu analysieren und kausal zu verknüpfen, nicht aber Wertmaßstäben zu unterwerfen habe — und so entstand denn jener Psychologismus, der die Zergliederung der Bewußtseinsinhalte beim Werten und Handeln, Denken und Erkennen, Schauen und Schaffen, Glauben und Beten für Ethik, Logik, Ästhetik und Religionsphilosophie hielt. Die Spontaneität des inneren Tuns endlich war unvereinbar mit der Forderung des Sachprinzips, daß alle Kausalität als exoterische zu denken sei — und so erwuchs auch hier, ähnlich wie im Biologischen, eine Milieutheorie, die „materialistische", besser „ökonomistische" Sozial- und Geschichtsauffassung; sie sieht den Menschen nur noch als mechanischen Spielball seiner unpersönlichen Umweltbedingungen an, erklärt die Personen aus den Zuständen und leugnet jede innerpersönliche Ursächlichkeit sowohl der Einzelindividuen wie der Völkerindividuen. Es ist kein Zufall, daß unter den modernen Kulturwissenschaften die Nationalökonomie, die ja mit Statistik und Soziologie so untrennbar verbunden ist, eine ähnlich zentrale — Problem, Methoden und Erklärungsweisen beeinflussende — Rolle spielt, wie unter den Naturwissenschaften seit Jahrhunderten die Physik; ist diese die Wissenschaft vom

Digitized by Google

Unorganischen in der Natur, so jene die Wissenschaft vom Unpersönlichen in der Kultur. Und auch die Einbeziehung der Psychologie ändert an dieser Unpersönlichkeit nichts; denn die Psychologie als Lehre von den psychischen Gesetzmäßigkeiten und als wertfremde Analyse der Bewußtseinsinhalte ist ja selber eine Sach-, keine Personalwissenschaft; „psychologistische" und „materialistische" Kulturbetrachtungen sind somit im Prinzip beide gleich „sächlich". —

Endlich kulminiert all dies wissenschaftliche Streben nach Versächlichung der Welt in einer allgemein philosophischen Welttheorie, die Natur, Geist und Kultur umfassen will. Sie tritt in sehr verschiedenen Gestalten auf: als Materialismus bei Büchner, als Evolutionismus bei Spencer, als hylozoistischer „Monismus" bei Häckel, als „Energismus" bei Ostwald — aber in der Grundtendenz bleibt sie immer dieselbe: sie faßt die Welt als ein nicht-zielstrebiges, wertfremdes, quantifizierbares, auf der exoterischen Kausalität seiner letzten Elemente beruhendes Sachsystem.

Digitized by Google

IV. Kapitel.

Die Wende.

Den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts war es vorbehalten, den Sachgedanken und das Sachprinzip in der praktischen sowie in der wissenschaftlichen Kultur zur höchsten Vollendung zu bringen; es war das „sächliche Zeitalter" κατ' ἐξοχήν.[1] Aber der Höhepunkt des Sachgedankens bedeutet auch zugleich den Anfang vom Ende; da es so weit war, daß man seine vollständige Durchführung zu einer wirklichen Weltanschauung von ihm verlangen und erwarten mußte, versagte er. Dasselbe Zeitalter, das den Stempel der Sächlichkeit an sich trug, besaß auch, wie schon in der Einleitung erwähnt, das Stigma der Weltanschauungslosigkeit. Der Triumph der „Sache" war nicht etwa identisch mit dem Bankerott einer bestimmten Weltanschauung, sondern mit der prinzipiellen Unmöglichkeit einer Weltanschauung überhaupt. Vom bloßen Sachgedanken aus war eben eine, wie auch immer geartete, höchste Synthese von Welttheorie und Weltwertung nicht zu erreichen.

Hat sich aber erst einmal die philosophische Unzulänglichkeit des Sachprinzips überhaupt herausgestellt, so entdeckt man sie nicht nur gegenüber den allgemeinsten Weltanschauungsfragen, sondern bald auch gegenüber den Grundproblemen der Einzel-

[1]) Mir scheint keiner von den Namen, welche für die eben hinter uns liegende Epoche vorgeschlagen worden sind, zugleich so erschöpfend und treffend zu sein, wie dieser. Man nannte es das technische, das naturwissenschaftliche, das materialistische, das soziale, das industrielle, das demokratische, das positivistische Zeitalter u. s. w. — Bezeichnungen, die entweder nicht umfassend genug sind oder gerade das Spezifische nicht genug hervorheben. Soweit sie aber Richtiges und Charakteristisches enthalten, ist alles mitgenannt in dem universellen Merkmal der Sächlichkeit.

Digitized by Google

disziplinen. Erscheinungen wie: die Qualitäten in den unorganischen Wissenschaften, die Zweckmäßigkeit in der Biologie, die innere Aktivität in der Psychologie, die Werte in der Kultur, die Geltung von Normen in Ethik, Ästhetik, Logik, das Einmalig-Individuelle in der Geschichte — sie sind, wie sich nunmehr ergibt, durch die sächliche Betrachtungsweise nicht erklärt, ja nicht einmal ihrer Erklärung näher gebracht. Man sieht ein, daß nur engblickendes Spezialistentum und dogmatische Erstarrung hatte glauben können, da fertig zu sein, wo die Problematik erst beginnt.

So ist denn hier ein völliger Umschwung zu erwarten. Was der Sachgedanke Großes geschaffen hat, wird unverloren sein; aber die hohe Aufgabe, Weltanschauung und Wissenschaft philosophisch zu begründen, muß er nun wieder dem älteren, gegnerischen Standpunkt überlassen. Freilich wird auch der Personalismus erst durch eine völlige Umwandlung fähig, die Leistung zu vollbringen.

Suchen wir diesen Wendepunkt in unser Dogmenschema einzureihen und die Notwendigkeit seines Eintritts sowohl von der impersonalistischen wie von der personalistischen Seite her abzuleiten.

I. Die Unzulänglichkeit des Impersonalismus.

Der Siegeslauf des Impersonalismus, den wir im vorigen Kapitel geschildert haben, steuert auf ein Weltbild zu, das sich lediglich auf die beiden Dogmen 2 und 3 stützt: einfache Elemente und Elementarfunktionen, durch die Beziehung der quantitativen Vergleichbarkeit und blinden Gesetzmäßigkeit verknüpft, sollen die alleinigen Bausteine der Weltanschauung bilden. Der Impersonalismus verwirft ausdrücklich das Dogma 1 von der synthetischen Position, welches der naive Personalismus in schwächlicher Unklarheit neben dem damit unvereinbaren Dogma 2 hatte stehen lassen. Aber gerade mit diesem Verwerfen gräbt sich der Impersonalismus selbst die Grube. Denn das Dogma 1 ist unaufgebbar; und wo es offiziell geleugnet wird, schleicht es sich notwendig inoffiziell ein.

Hierdurch muß der Impersonalismus zur Selbstauflösung kommen: er krankt an dem inneren Widerspruch, daß er aus-

Digitized by Google

drücklich nur die Existenz einfacher Elemente mit einfachen Funktionen anerkennen kann, aber stillschweigend die Existenz einheitlicher nicht-einfacher Ganzer mit einheitlichen nicht-einfachen Funktionen voraussetzen muß. Diese Unvereinbarkeit von Forderung und Voraussetzung sei der „impersonale Paralogismus" genannt; er wird uns den Schlüssel bieten für eine große Reihe sehr verschiedenartiger Phänomene auf fast allen Gebieten der Wissenschaft.

Der Paralogismus läßt sich zunächst im großen an der allgemeinen Welttheorie feststellen.

Die in Dogma 1 niedergelegte Grundüberzeugung alles Personalismus: es gibt konkretes Sein und Geschehen, das, obwohl zusammengesetzt, dennoch real einheitliche Wesenheit besitzt — diese Überzeugung ist dem Menschen so ureigen, daß er sich ihrer ebensowenig entäußern kann, wie der Haut, in der er steckt. Die Begründung hierfür wird erst die Erkenntnistheorie geben können, indem sie nachweist, daß es sich nicht mehr um ein beliebiges Dogma, sondern um ein Axiom, um eine notwendige Voraussetzung unseres Denkens handelt. Solche Denknotwendigkeiten aber wahren ihr Recht trotz aller Theorie; mag diese sie bewußt verleugnen, unbewußt und ungewollt muß sie mit ihnen arbeiten. Wäre wirklich Dogma 1 hinfällig und die Welt als bloße Summation von Elementen und Elementarbeziehungen tatsächlich ein absolutes „Sachsystem", so wäre sie der Tod — oder vielmehr, da dieser ja immer noch Beziehung zum Leben hat — das Nichts. Aber glücklicherweise ist es um uns nicht so bestellt, daß wir dies kimmerische Grau zu fürchten hätten. Der Mensch, der sich zum Sachprinzip bekennt, hat eine Doppelnatur an sich: während sein bewußtes Überlegen und Nachdenken die kühne Hochtour in die Gletscherwelt der unpersönlichen Theorie wagt, um sich die Welt verständlich zu machen, bleibt er trotzdem mit dem Kern seines Wesens im warmen Neste des Selbstverständlichen sitzen und lebt hier mit ruhiger Sicherheit ein persönliches Leben, das jene Theorie durch seine praktische Realität widerlegt.

Denn die Sachtheorie spricht von Verständlichkeit dort, wo Personen, Zwecke, Normen und Werte in Dunst zerflossen sind; des Daseins Selbstverständlichkeit aber ist es, daß es all dies

Digitized by Google

gibt, nicht als Schein, sondern als eigentliche Quintessenz der Welt. Darum ist der Sachstandpunkt wohl eine imposante Theorie, aber niemals mehr; denn die Weltanschauung soll auch das Selbstverständliche mit enthalten. Und darum hat die beispiellose Macht jener Theorie dort eine Grenze, wo die Einsicht aufgeht, daß sie gerade das Selbstverständliche am unverständlichsten lasse. Solange der Mensch atmet, kann man ihm die Lebensluft, in der er atmet, nicht wegdisputieren.[1])

Ein Spinoza hat mit größerer Geistesenergie und Folgerichtigkeit als irgend ein anderer vor oder nach ihm eine Metaphysik zu entwerfen gesucht, die durchaus unter dem Gesichtspunkt der

---

[1]) Ein fingiertes Beispiel möge den Paralogismus etwas grobkörnig veranschaulichen.

Der impersonalistische Naturphilosoph sitzt an seinem Arbeitstisch und schreibt: „Was wir Mensch nennen, ist physisch nichts als ein Aggregat von Atomen bezw. Energiequanten, psychisch ein Aggregat von Bewußtseinsinhalten; es geschieht physisch nichts an ihm, als was sich als Folge der blinden Kausalbeziehung der physischen Elemente ereignen muß; und sein sogenanntes geistiges Leben ist nichts, als die mechanische Verknüpfung jener psychischen Elemente.“ Dann aber tritt er in sein Kinderzimmer, wo ein Kind erkrankt ist; er bäumt sich auf gegen den Gedanken, dies geliebte Wesen zu verlieren — Geliebtes Wesen? Was ist an Atom + Atom + Atom (oder auch: Energie + Energie + Energie) und an Vorstellung + Vorstellung + Vorstellung denn Liebenswertes? Und „verlieren“? Das eine Mal sind (beim sogenannten lebenden Individuum) die Elemente dichter beieinander, das andere Mal in lockererer Beziehung. Dort ist im Energiestrom Zufuhr und Ausfuhr gleich, hier nicht — wie kann diese ganz gleichgültige Verschiedenheit rein räumlicher Konstellationen oder energetischer Strömungen den Unterschied von Jubel und Verzweiflung bedeuten? — — Und wenn sein anderes Kind mit schlechtem Zeugnis aus der Schule kommt, da ermahnt er es: Du sollst dich bessern — Bessern? Gibt es denn in der indifferenten Verknüpfung indifferenter Atome und indifferenter Vorstellungen ein Besser und Schlechter? Woher stammt auf einmal dieser Wertmaßstab, woher der Wert überhaupt? Und: du „sollst“? Wo mechanische Gesetze wirken und nichts weiter, wie kann es da ein Sollen geben? Denn Sollen bedeutet nichts anderes als Bestimmung des eigenen Tuns durch das Bewußtsein eines Zweckes. Sollen kann nur das Wesen, das Selbsttätigkeit hat, eine bloße Elementenverknüpfung kann nicht sollen.

„Nachtansicht“ nennt Fechner jene Art, die Welt aufzufassen. Der Name ist gut, denn in nächtlicher Abstraktionsarbeit reißt der Impersonalismus die Gewebe biologischer, geistiger, kultureller, religiöser Werte durch seine sächliche Analyse entzwei, die sich im hellen Sonnenlicht der vollen Menschlichkeit sofort wieder zusammenfügen.

Digitized by Google

Unpersönlichkeit, der streng mathematischen Methode, der unbedingten logischen Notwendigkeit stehen sollte, ein System, das jede Teleologie verwarf und das menschliche Handeln nach der Weise mathematischer Figuren betrachten sollte — aber die Mathematik schlug schließlich um in Mystik, die strenge Notwendigkeit in die begeisterte Verkündigung eines sittlichen Ideals, kurz der gewollte Impersonalismus in ungewollten Personalismus. Der gleiche innere Widerspruch aber wird sich an jedem impersonalistischen System aufzeigen lassen, das nicht nur bloße Forschungshypothese, sondern Weltanschauung sein will.

Und wie im allgemeinen, so im einzelnen. Schon das vorige Kapitel hatte ausgeführt, daß der moderne Sachstandpunkt sich nicht mehr mit dem rein negativen Verhalten, dem Verwerfen der personalen Anschauungsweise begnügt, sondern auch positiv versucht, sie zu überwinden. In der Tat sind ja auch die personalen Phänomene der Individualisierung und Qualität, der Zweckmäßigkeit und der Selbsttätigkeit, der Werte und der Normen in der Welt zu aufdringlich, um einfach beiseite geschoben zu werden; wollte man sich getreu bleiben, so mußten sie als impersonale Epiphänomene nachgewiesen werden. Zahllos sind die Versuche dieser Art; man unternahm es, die Tatsachen des Lebens und der Entwicklung, der Seele und der Freiheit, der Kultur und der Geschichte mechanisch zu erklären. Aber so viel Neues uns diese Untersuchungen gebracht haben, in dem, was sie eigentlich wollten, versagten sie wieder — auf Grund des impersonalen Paralogismus. Es wurden nämlich personalistische Momente — natürlich durchaus unbewußt — schon in die Voraussetzungen dieser Beweisführungen eingeschmuggelt; und die Forscher waren dann sehr befriedigt, wenn sie durch das mechanische Spiel und Gegenspiel der Voraussetzungen zu Ergebnissen kamen, in denen sie nur den mechanischen Charakter der Ableitung, nicht aber den hypermechanischen der Prämissen bemerkten.

Für diesen Tatbestand, der sich trotz der verschiedensten Einkleidungen in wunderlicher Gleichförmigkeit wiederholt, werden uns weiterhin so viel Belege begegnen, daß es hier genügen mag, nur kurz an einem Beispiel das Gemeinte zu veranschaulichen.

Digitized by Google

Darwins Idee der natürlichen Auslese will ohne Zuhilfenahme irgend welcher teleologischen Wirkungsfaktoren (also mechanisch, impersonalistisch) die Vielgestaltigkeit der Arten, ihre zweckmäßige Angepaßtheit an ihre Umgebung und ihr Hervorgehen aus einander erklären. Die Prinzipien, mit denen jene Erklärung bestritten wird, sind: Selbsterhaltungstrieb (der sich im Daseinskampfe betätigt) und Vererbung. — Ganz gleichgültig nun, wie es sich mit der inhaltlichen Triftigkeit dieser Erklärung verhalten möge, eine Mechanisierung bedeutet sie auf keinen Fall; denn die genannten Erklärungsprinzipien sind selbst hypermechanischer Natur. Selbsterhaltungstrieb bedeutet ja, daß einem individuellen Ganzen eine Tendenz innewohnt, sich im Wechsel als Ganzes zu erhalten, und eine Tätigkeit, die dieser Tendenz entspricht. Eine solche Tendenz und Tätigkeit verliert, wenn man sie als Summierung von Elementarfunktionen darstellen will, völlig ihren Sinn; denn den Elementen des Ganzen ist der Fortbestand einer gerade so beschaffenen Verbindung durchaus gleichgültig. Und Vererbung bedeutet Wiedergeburt gerade derjenigen formalen und funktionellen Momente, die sich bei früheren Generationen in äonenlangen Kämpfen bewährt haben, also Zweckmäßigkeit in höchster Potenz!

Wenn aber der Impersonalismus gewisse personale Grundüberzeugungen weder aus der Welt schaffen, noch ihnen gerecht werden kann, was dann? Da gibt es zunächst von seinem Standpunkt aus noch ein Mittel, sich mit dieser Sachlage abzufinden, das der spezialistischen Bescheidung. Der Forscher macht es sich in seinem fachwissenschaftlichen Winkelchen heimisch, wo er die Fruchtbarkeit der sächlichen Betrachtungsweise ungestört erproben und ausnutzen kann, wo er analysiert, mißt und zählt, gesetzmäßige Zusammenhänge feststellt, mechanische Erklärungen ersinnt; die Frage aber, wie sich seine Ergebnisse und Gedankengänge in das allgemeine Weltbild und die Lebensanschauung fügen, weist er als nicht zu seiner Verpflichtung gehörig ab. Er fühlt es vielleicht oder gibt es sogar ausdrücklich zu, daß einer Durchführung des Sachprinzips in gewissen personalen

Digitized by Google

Tatsachen prinzipielle Grenzen gesetzt sind, sieht aber in dieser Grenzsetzung nicht etwa die Aufforderung, seine eigenen Dogmen zu revidieren, sondern nur die Rechtfertigung, sich um jene nicht hineinpassenden Momente eben nicht zu kümmern und sich in seine fachliche und methodische Spezialität einzuspinnen, als ob sie eine Welt für sich wäre.

Ein solches Verfahren aber, welches gewissen Grundproblemen gegenüber schließlich das Fragen verbieten muß, um den dogmatisch angenommenen Standpunkt zu retten, kann nur ein provisorisches sein. Als methodologisches Prinzip mag es zeitweilig zugelassen werden, wenn es sich darum handelt, zunächst einmal eine bestimmte Methode bis zur äußersten Konsequenz auszunutzen und einen bewährten Gesichtspunkt durchzuführen. Hierher würde etwa der geistvolle Versuch des Physikers Hertz gehören, das physikalische Geschehen in ein denkbar vereinfachtes, aus drei mechanischen Urbegriffen aufgebautes System einzuspannen; doch ob seine Konstruktion auf Probleme des Lebens anwendbar sei oder nicht, darüber enthält sich Hertz ausdrücklich jedes Urteils.

Sofern nun aber die Wissenschaft im Dienste der Weltanschauung steht, kann es natürlich bei diesem Ausschaltungs- und Umschaltungsbelieben nicht bleiben. Hier gilt als der Weisheit letzter Schluß: Wenn ein Standpunkt sich als unfähig erweist, gegebene Tatsachen in sein System einzuordnen, so sind nicht die betreffenden Tatsachen, sondern der Standpunkt aufzugeben. Eine Versündigung gegen diese elementare Forderung ist Dubois Reymonds berühmtes „Ignorabimus“, welches Bescheidenheit vorspiegelt, aber in Wirklichkeit die Bekundung eines anmaßenden Dogmatismus ist. Dubois Reymond war zu der Überzeugung gelangt, daß die mechanistische Welttheorie nicht im stande sei, das Bewußtsein zu erklären, und zog daraus den Schluß, daß das Bewußtsein definitiv uneinfügbar in ein wissenschaftliches Erkenntnissystem sei. Wir ziehen daraus einen ganz anderen Schluß: die Tatsache des Bewußtseins darf nicht dem Standpunkt der Mechanistik geopfert werden. Ist die Mechanistik nicht fähig, das Bewußtsein zu erklären, so hat sie ihre Unzulänglichkeit als philosophische Grundanschauung erwiesen

Digitized by Google

und muß durch einen anderen Standpunkt abgelöst werden, der auch der Tatsache des Bewußtseins gerecht wird.

Die Schöpfung einer einheitlichen, in sich geschlossenen und widerspruchslosen Weltanschauung ist somit vom Impersonalismus aus nicht möglich. Aber auch nicht von jenem Personalismus aus, den wir bisher besaßen.

II. Die Unzulänglichkeit des bisherigen Personalismus.

Jahrtausende lang hat der Personalismus dem Menschen Welt und Leben begreiflich und sinnvoll gemacht. Aber die naive Form, in der er dies bis jetzt tat, ist künftig höchstens noch angängig, solange es sich um eine wesentlich gefühlsmäßige, symbolisierende Stellungnahme zu den Dingen handelt; nicht mehr, wenn ihre begriffliche Fassung und ihre Synthese zur philosophischen Weltanschauung in Frage kommt.

Da der Personalismus in dem Sachstandpunkt stets seinen Todfeind sah, zeigte er ihm gegenüber ein fast ausschließlich negatives Verhalten (wie es ja umgekehrt ähnlich der Fall war). Er wies die ungerechtfertigten Folgerungen des Sachgedankens, die Angriffe auf Gott und Willensfreiheit, die Bedrohung der wesentlichsten Werte, zurück — aber er machte nicht den ernsthaften Versuch, dessen Tatsachen von sich aus zu erklären. Demgegenüber ist wieder zu fordern, daß bei einem Konflikt zwischen Tatsachen und Standpunkt die Tatsachen zu entscheiden haben. Will der Personalismus sich als philosophische Welttheorie ausweisen, so muß er sich mit dem umfassenden, logisch so scharf zugespitzten Sachsystem und seinen Tatsächlichkeiten endgültig auseinandersetzen. Er muß nicht nur die Superiorität ihm gegenüber, sondern auch seine positive Stellung zu ihm dartun.

Denn so wenig der Impersonalismus seinerseits im stande war, Qualitäten, Werte und Zwecke, persönliche Einheit und inneres Tun als inhaltlose Illusionen fortzudeduzieren, so wenig vermag andererseits der Personalismus, durch noch so aufrichtig empfundene Sorge um die höchsten Güter der Menschheit die eherne Naturgesetzmäßigkeit, die Energiekonstanz, das um Wert und Zweck

Digitized by Google

unbekümmerte Gleichmaß zahlenmäßiger Beziehungen aus der Welt zu schaffen. Er muß daher die solide Masse feststehender Ergebnisse der Sachen-, Tatsachen- und Ursachen-Forschung in seine philosophische Weltanschauung einbeziehen.

Wie läßt sich diese Forderung nun wieder unserem Dogmenschema einreihen? Da zeigt sich zunächst, daß die eigentlichen Errungenschaften des Sachgedankens — diejenigen, deren Berücksichtigung von jeder Weltanschauung zu verlangen ist — nicht dem Gebiet der Positionen, sondern dem der Relationen angehören. Schon oben deuteten wir die Tendenz des Sachstandpunktes an, reiner Relativismus zu werden, da seine Aussagen über die Positionen doch stets jenseits der Erfahrung bleiben, wogegen seine Beherrschung der quantitativen und funktionellen Beziehungen von Tag zu Tage wächst. Nun hatte aber der Sachstandpunkt nicht nur empirische Beziehungstatsachen gesucht und gefunden, sondern auch die Art, wie sie aufzufassen seien, dogmatisch festgelegt. Es hatte sich nämlich aus dem Dogma der analytischen Position als selbstverständliche Folge das der synthetischen Relation ergeben: da die Dinge letzten Endes einfach sind, können sie die Beziehungen nicht mehr in sich enthalten, sondern müssen sie über sich haben als das Prinzip ihrer Verknüpfung. Dieses Dogma freilich ist für den Personalismus nicht annehmbar; er kann nicht anerkennen, daß das Walten abstrakter Beziehungen den letzten Grund des Welt-Seins und Geschehens ausmache.

Somit lautet für ihn die Entscheidungsfrage: Kann man die Beziehungs-Tatsachen der Sachforschung von dem genannten Dogma loslösen und einem anderen unterordnen, welches zu den personalistischen Gedankengängen in Einklang steht oder nicht?

In dieser Form war die Frage vom Personalismus bisher noch nicht aufgeworfen worden. Sofern er den Standpunkt des naiven Menschen bildete, hatte er sich um die entgegenstehenden Sachgedanken nicht bekümmert. Sofern er aber in philosophischem Gewande auftrat und jenen Gedankenbau kannte, hatte er ihn ungebührlich überschätzt. Die Suggestivkraft des Sachprinzips zog auch den Gegner so sehr in ihren Bann, daß nicht nur die Tatsächlichkeit der dort gefundenen Gesetzes- und Quantitäts-

Digitized by Google

beziehungen, sondern auch die dogmatische Fassung dieser Tatsachen (im Dogma von der synthetischen Relation) für unangreifbar gehalten wurde. Da aber dies Dogma in der Tat mit den personalistischen Forderungen unvereinbar, diese wiederum ihrerseits unaufgebbar waren, so blieb nichts anderes übrig als ein schroffer Dualismus: Beide Standpunkte wurden als Notwendigkeiten, sich die Welt geistig anzueignen, hingestellt, deren jede unbedingte Geltung beansprucht, aber jede in einem anderen Bereich, so daß sie miteinander nicht in Konflikt kommen können. Hierher gehört vor allem Kant mit seiner Grenzscheidung von Glauben und Wissen, von intelligibler und phänomenaler Welt, von praktischer und theoretischer Realität. Unter den Neueren wäre Fechner mit seiner Gegenüberstellung der Tages- und Nachtansicht, sowie viele Vertreter des Neukantianismus und Neu-Fichteanismus hierher zu zählen. Der einzige Unterschied dieses Dualismus gegenüber dem oben geschilderten, vom Sachstandpunkt herkommenden Dualismus ist ein solcher der Wertung. Dort führte der empfundene Zwiespalt dazu, daß die personalen Elemente aus der Betrachtung ausgeschaltet wurden; hier führt er dazu, daß sie einer höheren wertvolleren, darum aber auch ganz andersartigen Realität zugeschrieben werden. In beiden Fällen aber bleibt für das Gebiet des Erkennens die sächliche Dogmatik unangetastet.

Eine solche „Zweiweltentheorie" mag Philosophie sein, da sie Grenzregulierung der menschlichen Erkenntnis ist; sie mag Lebensanschauung sein, da sie eine Ethik enthält — philosophische Weltanschauung ist sie nicht, denn zur Weltanschauung gehört die synthetische Vereinbarkeit aller Bestandteile; ihr Wesen besteht darin, daß trotz der Fülle alles Einzelnen es doch eine Welt ist, die sie anschaut. Jene Zerreißung des Ganzen in zwei Welten, die nicht nur einander fremd, sondern geradezu entgegengesetzt sind, bedeutet somit den Verzicht auf Weltanschauung überhaupt. Ein solcher Verzicht aber ist dem Menschen so unnatürlich, daß er ihn nur als Provisorium ertragen kann. Denn ihn zu einem endgültigen zu machen, wäre die größte Tragik für das Geistesleben der Menschheit; der Versuch über die Resignation hinweg zu neuer Schöpfung zu kommen, muß sich wiederholen.

Digitized by Google

Wir brauchen also einen monistischen Personalismus.

Damit dieser aber zugleich ein kritischer werde, muß er die bisherigen Mängel, mögen sie auch viel Liebgewordenes in sich schließen, rückhaltlos eingestehen und zu beseitigen suchen. Denn wenn der Personalismus in den letzten Jahrzehnten seiner Stellung als schöpferischen Kultur- und Erkenntnisfaktors so ganz verlustig gegangen war, so lag dies nicht nur an der Stärke des gegnerischen Sachprinzips, sondern auch an seiner eigenen Unzulänglichkeit.

Zwei dieser Mängel sind mehr formaler Natur.

Der erste ist das Fehlen jeglicher Geschlossenheit. Die Anhänger des Personalprinzips wurden sich seines Charakters als des allumfassenden Grundprinzips gar nicht bewußt; vielmehr erschien dies, wo immer es auftrat, als vereinzeltes und eng umgrenztes Sondermoment. Die Teleologie in den biologischen Wissenschaften, die (dem Nützlichkeitsstandpunkt gegenüberstehende) Gesinnungsethik, die Annahme eines tätigen Seelensubjektes in der Psychologie, die Überzeugung von der Freiheit des Willens, der Glaube an die historische Wirksamkeit großer Persönlichkeiten, die Lehre von dem selbstzwecklichen Charakter überindividueller „Personen" (zum Beispiel der Völker), der Gottesglaube, das Verlangen, die Lebensführung künstlerisch zu durchdringen, die Bestrebung, den sozialen Arbeitsprozeß wieder zu verpersönlichen — das waren lauter Einzelüberzeugungen, die, ohne von ihrer Solidarität etwas zu wissen, den Kampf aufnehmen mußten gegen eine geschlossene Heeresmasse. Denn das Sachprinzip war sich seines durchgehenden Zusammenhanges bewußt, von der mechanischen Physik bis zum mechanischen Arbeitsprozeß in der Riesenfabrik, von der Biologie der Zelle bis zur Biologie der menschlichen Gesellschaft, von der Kausalität der Atome bis zur Leugnung der Willensfreiheit; jeder Widerspruch, und war es der speziellste, wurde als prinzipieller, die Grundvoraussetzung alles Forschens und aller Kultur verletzender, empfunden, und rief daher stets den Gegenschlag des ganzen geschlossenen Systems hervor. — Was konnte da ein vereinzelter Gegner erreichen!

Der zweite Mangel: Die Anhänger des Personalismus kämpften nicht nur zersplittert, sondern sie vergeudeten auch

Digitized by Google

zum Teil ihre Kraft im Kampf für verlorene Posten. Das gerechtfertigte Bestreben, unaufgebbare Werte vor Entwertung zu schützen, verführte sie zu dem Glauben, auch jene wechselnden Gebilde verteidigen zu müssen, in denen sich die Werte in einer bestimmten Kulturphase verkörpert oder symbolisiert hatten. So wurde der Kampf für die personalen Werte zugleich ein Sich-Verpflichten auf bestimmte sächliche Inhalte (z. B. religiöse Dogmen, soziale und politische Einrichtungen u. s. w.). Hiermit aber mußte der Personalismus notwendig den kürzeren ziehen, sobald der Sachstandpunkt diese speziellen, seiner Machtsphäre zugehörigen Inhalte mit den berechtigten Hilfsmitteln seiner wissenschaftlichen Methodik zerpflückte und widerlegte. Um nur zwei Beispiele zu bringen: Die chronologischen Angaben der Bibel, nach denen die Welt in sechs Tagen entstanden sei und das Menschengeschlecht ein Alter von nur wenigen tausend Jahren habe, finden in den Tatsachenbefunden der modernen Geologie, Paläontologie, Anthropologie u. s. w. ihre einwandsfreie Widerlegung. Wo daher der spezielle Bibelinhalt mit dem Wertgebiet der Religion überhaupt identifiziert wird, da muß die Erschütterung der Einzelsache zugleich als Erschütterung jener Wertsphäre selbst erscheinen. — Ferner auf ökonomischem Gebiet: Man bekämpft den modernen Großbetrieb, weil er in seiner herrschenden Form den menschlichen Arbeitsprozeß zu depersonifizieren droht. Aber man erstrebt nicht etwa eine neue Versittlichung und Weihung des Arbeitsprozesses auf der Grundlage der nicht mehr rückgängig zu machenden technischen und ökonomischen Formen moderner Sachkultur — sondern man tritt für eine Aufhebung der sächlichen Errungenschaften zu Gunsten früherer Formen ein, in denen Arbeit und Persönlichkeit noch nicht getrennt waren: Kleinbetrieb (Ruskin), Gildenwesen u. s. w.

Diese Unfähigkeit, den Grundgehalt des zu schützenden Wertes von der konkreten Einzelform der überwundenen Sache loszulösen, hielt auch viele der tüchtigsten und tiefsten Geister, welche innerlich warm für den Personalismus fühlten, dennoch davon ab, für ihn einzutreten; er hatte einen zu rückständigen und rückschreitenden Charakter. Das Prinzip des Fortschritts fiel nun einmal lange Zeit hindurch mit dem Sachprinzip zusammen —

Digitized by Google

ein Zusammentreffen aber, das nichts weniger als Wesensidentität ist. Und die zukünftige Weltanschauung kann der Personalismus nur dann begründen, wenn er aufhört, reaktionär zu sein.

Von weit größerer Bedeutung aber als die obigen formalen Unzulänglichkeiten ist ein dritter Mangel. Denn er steckt in dem innersten Kern der personalistischen Grundanschauung selbst, nämlich in jener naiv-exoterischen Denkweise, die, wenn man sie zu Ende denkt, in einen logischen Widerspruch mündet. Wir haben ja diese Anheftung der Personalität an einfache Sonderelemente, welche von außen auf die anderen Elemente wirken, oben ausführlich besprochen. Sie stellte den Versuch dar, zwischen dem ersten Dogma, welches synthetische Einheiten kennt, und dem zweiten Dogma, das nur in den Elementen der Analyse wahre Wirklichkeiten sieht, einen schwächlichen Kompromiß zu stiften. Die Beharrlichkeit, mit der diese exoterische Denkweise sich halten konnte, war nur dadurch möglich, daß der Personalismus in seinem Ursprung wie in seinem Bestand zum großen Teil von atheoretischen Momenten abhängig ist — im rechten Gegensatz zum Sachprinzip. Dieses ist nicht nur in seiner entwickelten Existenzform, sondern schon von Anfang an ein rein wissenschaftliches; seine Stärke beruht gerade auf der Exaktheit des Verfahrens und der Klarheit und Deutlichkeit der Begriffe, wodurch das Prinzip innerhalb seiner Berechtigungssphäre eine so imposante Festigkeit erhält. Das Personalprinzip dagegen ist viel älter als alle Wissenschaft und hat andere Ziele als nur die, den wissenschaftlichen Forschungstrieb zu befriedigen. So hatte bei seiner Formulierung und Ausbildung stets das Herz die erste Stimme, und die Logik trat zurück. Nicht eine Welttheorie, sondern eine Weltanschauung in wirklichem Anschauungssinne wollte es vor allem geben; und darum gewann der Drang nach Anschaulichkeit, nach verständlicher Symbolisierung des Tiefsten und Höchsten die Vorherrschaft. Darum mußten auf Grund des analytischen Dogmas die „Personen" in gesonderte isolierbar vorzustellende Seinselemente gekapselt und allen anderen, sächlichen, Elementen dualistisch gegenübergestellt werden — die Hauptquelle jener unzähligen Unzulänglichkeiten und Widersprüche, gegen die das Sachprinzip sich wandte. Ein Aufgeben

Digitized by Google

dieses Mangels bedeutet also zugleich den Verzicht auf das Dogma von der analytischen Position nebst den damit verbundenen Anschauungshilfen und Symbolisierungen; dagegen verlangt das Dogma von der synthetischen Position restlose Durchführung. Die Person ist nicht mehr zu verstehen als Sonderding neben ihren Elementen, sondern als das die Elemente zur Ganzheit zusammenschließende Einheitsprinzip, ihr Wirken nicht mehr exoterisch als Wirken von a auf b, sondern esoterisch als Wirken des Ganzen auf seine Teile.

Diese Umformung wird aber schließlich auch das Letzte leisten können, das wir von der neuen Weltanschauung fordern mußten: die widerspruchslose Einverleibung der vom Sachsystem gefundenen Wahrheiten, der gesetzmäßigen und quantitativen Beziehungen, in das personale System. Der Impersonalismus hatte die Positionen analytisch gefaßt und mußte daher die Relationen synthetisch fassen (s. o. S. 84); da der kritische Personalismus dagegen die Positionen durchaus synthetisch faßt, kann er die Relationen analytisch begreifen. Wenn die wahrhaften Einheiten (die „Personen") komplex sind, so enthalten sie Teile und Teilfunktionen in sich; die gemeinsame Zugehörigkeit zum Ganzen aber muß für die Teile bedeuten, daß sie zueinander in Beziehung stehen: so ergeben sich die Relationen aus der Analyse der Positionen. Dies ist das von uns aufzustellende neue „Dogma von der analytischen Relation".

Die Durchführung dieses letzten, hier nur anzudeutenden Gedankens wird das eigentliche Experimentum crucis für die Leistungsfähigkeit des kritischen Personalismus darstellen; denn das neue Dogma ist es erst, das die Wahrheitskerne der beiden sich bisher entgegenstehenden Weltanschauungsformen in eins verschmilzt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Mit Ehrfurcht erfüllt mich die erhabene Bestimmung meines Verstandes. Er ist nicht mehr jener spielende und leere Bildner von Nichts zu Nichts: er ist mir zu einem großen Zweck verliehen.

Fichte.

B. Erkenntnistheoretische Ableitung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die vorangegangenen Seiten sollten erweisen, daß der dogmengeschichtliche Ablauf des Denkens und Forschens nach einer Anschauung hindrängt, die, über den naiven Personalismus wie über den Impersonalismus hinausschreitend, das Berechtigte an beiden in sich zur Vereinheitlichung bringt.

Indes die historische Forderung kann uns allein nicht genügen, wenn es gilt, ein philosophisches System als notwendig darzutun. Es ist ja nicht ausgeschlossen, daß zwischen historischem Bedürfnis und menschlicher Erfüllungsmöglichkeit eine unüberbrückbare Kluft besteht, daß menschliches Denken und Erkennen gar nicht zu leisten vermag, was die geistesgeschichtliche Entwicklung von ihm verlangt. Ein solch ewiger Zwiespalt zwischen Forderung und Fähigkeit ist ja gerade in Bezug auf die metaphysische Weltanschauung oft genug behauptet worden; wir dürfen uns daher nicht an eine dogmatische Aufstellung des neuen Systems wagen, ehe wir nicht neben die historische die erkenntnistheoretische Rechtfertigung unseres Unternehmens gesetzt haben.

Freilich, die Kompetenz, über Berechtigung und Zulässigkeit von Weltanschauungen schlechthin zu Gericht zu sitzen, kann der Erkenntnistheorie nicht eingeräumt werden: denn das Weltanschauungsbedürfnis liegt viel tiefer, als das rein theoretische Erkenntnisbedürfnis; der ganze Mensch ist mehr als nur der Intellekt. Doch Weltanschauung schlechthin ist nicht philosophische Weltanschauung; und gerade diese, die wir als „Synthese von Welttheorie und Weltwertung“ definierten, ist ja unsere Aufgabe. Unter Welttheorie aber verstehen wir den jeweilig höchsten Zusammenschluß aller wissenschaftlichen Arbeit; und in dieser ist kein noch so winziges Element einer Überzeugung, das nicht erst vor dem

Digitized by Google

Aichungsamt der Erkenntnistheorie seinen Berechtigungsstempel erhalten müßte. Eine wissenschaftliche Weltanschauung ist also nur dann gerechtfertigt, wenn ihr gedanklicher Inhalt erkenntnistheoretisch zulässig erscheint.

Ein Blick nun auf die Gesamtheit dessen, was bisher als Erkenntnistheorie auftrat, ist für unsere Absicht zunächst wenig ermutigend. Denn so verschieden die erkenntnistheoretischen Richtungen und Schulen in vielen und sehr wichtigen Punkten sein mögen, in Bezug auf unser Problem, das Verhältnis von Person und Sache, stimmen sie alle überein; sie fordern eine impersonale Welttheorie. Das ist historisch wiederum sehr wohl verständlich. Denn der Standpunkt des naiven Personalismus, welcher von außen stoßende Personen, Durchbrechung der Kausalität durch Wunder, äußerlichste Teleologie u. s. w. annahm, zeigte so viel logische Schwächen, daß er vor irgend welcher ernsteren Prüfung seines Erkenntniswertes nicht bestehen konnte. Von den beiden übrigen Standpunkten wäre der des esoterisch-kritischen Personalismus erst zu schaffen gewesen, aber solche schöpferische Arbeit ist der Erkenntnistheorie fremd; ist diese auch dem Begriffe nach die Vorbedingung der Wissenschaft, so ist sie doch chronologisch stets nur die nachträgliche Rechtfertigung und Grenzregulierung gewisser schon bestehender Dogmen und Forschungsmaximen gewesen. Und so sind denn auch die heut herrschenden erkenntnistheoretischen Anschauungen nichts anderes, als ein Niederschlag der Tatsache, daß der Hauptzug des wissenschaftlichen Denkens seit langen Zeiten der impersonale war. Die Begriffe Substanz, Kausalität u. s. w., mit denen die Erkenntnistheorie operiert, und die Art, wie sie mit ihnen operiert, sind gänzlich durch die sächliche Naturwissenschaft bestimmt.

Diese Formulierung, daß nur die sächlichen Denkkategorien Mittel wissenschaftlicher Erkenntnis sein können, hatte für die Weltanschauungsfrage die verhängnisvollste Wirkung. Eine philosophische Weltanschauung, welche die Erkenntnisinhalte mit umfassen soll, hätte somit impersonalistisch sein müssen. Eine solche aber erwies sich als unmöglich — wie wir ja in den vorigen Kapiteln dargelegt haben — und so finden wir denn

Digitized by Google

auch bei fast allen erkenntnistheoretischen Untersuchungen als Endergebnis, daß Wissenschaft und Weltanschauung, Forschung und Metaphysik unvereinbar seien; ja oft genug wurde diese Behauptung geradezu dahin zugespitzt, als läge es im Wesen der Erkenntnistheorie überhaupt, Recht und Möglichkeit der philosophischen Weltanschauung zu negieren. Die Folge war dann entweder der Dualismus, der die Welt in die zwei disparaten Welten der Erkenntnis und der Wertung zersplitterte, oder der Positivismus, der, um die Erkenntnis zu retten, die Metaphysik verleugnete, oder der Mystizismus, der lieber auf die theoretischen Erkenntnisresultate als auf die Werte der Weltanschauung verzichtete.

Wollen wir also unserer selbstgesetzten Aufgabe treu bleiben, so haben wir in allen bisherigen erkenntnistheoretischen Untersuchungen den Grundfehler nachzuweisen, den sie bei der Wendung zum Impersonalismus hin begangen haben. Wir nennen ihn den erkenntnistheoretischen Paralogismus, der nichts als eine Spezialform des schon früher erwähnten impersonalen Paralogismus[1]) ist, und der seinerseits wieder zwei Unterformen ausgebildet hat.

Diesem negativen Teile der Untersuchung hat dann der positive zu folgen. Wenn sich herausgestellt hat, daß eine einwandfreie erkenntnistheoretische Begründung des Impersonalismus nicht möglich ist, wird nun zu zeigen sein, wie wir das Erkenntnisobjekt formulieren müssen, damit es den notwendigen Vorbedingungen unseres Denkens fehlerlos und lückenlos genüge. Es wird sich ergeben, daß das so abgeleitete Erkenntnisobjekt der kritische Begriff der Person ist; und somit ist denn der kritische Personalismus nicht nur als erkenntnistheoretisch zulässig, sondern als notwendig erwiesen.

---

[1]) S. S. 78.

Digitized by Google

V. Kapitel.

Impersonale Erkenntnistheorien.

Für unsere Zwecke wäre es wenig zuträglich, wollten wir uns in den Tageskleinkampf der erkenntnistheoretischen Richtungen hineinbegeben, um jede der zahllosen Schattierungen auf ihre Stellung zum Person-Sach-Problem hin zu prüfen. Zum Glück ist diese Spezialisierung auch nicht notwendig, da die Trennungspunkte fast stets auf andere Problemstellungen zurückgehen, die gegenüber unserer Frage nur sekundäre Bedeutung haben. Für uns lassen sich die sämtlichen erkenntnistheoretischen Schulen auf zwei Typen zurückführen, die wir als Positivismus einerseits, als Apriorismus andererseits bezeichnen und unter Vernachlässigung der Detaillehren in ihrem grundsätzlichen Verhalten zum Person-Sach-Problem darstellen werden; nur so können wir den logischen Fehlschluss, den wir nachzuweisen haben, mit voller Schärfe herausarbeiten. Der Positivismus, von Hume über Comte und Spencer bis zu Avenarius und Mach reichend, sieht im Erkennen ein „Vorfinden" und im Erkenntnisinhalt das „Vorgefundene"; der Apriorismus, welcher identisch ist mit Kantianismus und Neukantianismus, sieht im Erkennen die notwendige Formung des Vorfindbaren und im Erkenntnisinhalt das in notwendige Formen gebrachte Vorgefundene. Es wird gezeigt werden, daß beide Standpunkte in dem Versuch, den Erkenntnisinhalt rein auf sächliche Gesichtspunkte zurückzuführen, entweder personale Betrachtungen schon in ihre Voraussetzungen aufnehmen, oder aber Lücken lassen, die nur auf personalem Wege ausgefüllt werden können. Aber wenn wir uns auch gegen beide Standpunkte ablehnend verhalten müssen, so ist doch unsere po-

Digitized by Google

sitive Stellung zu beiden sehr verschieden: Während der erste als durchaus unzureichend zu verwerfen sein wird, führt uns der zweite, der Apriorismus auf den rechten Weg zur Begründung einer personalistischen Erkenntnistheorie.

I. Der Positivismus.

Der Kern aller positivistischen Erkenntnistheorie läßt sich auf die folgenden Formeln bringen:

Ausgang der Untersuchung ist das Erlebnis als Passivum, d. h. als erlebter Inhalt. Als Erkenntnisobjekt vorhanden ist nur, was analytisch im Erlebnis vorfindbar ist; was sich dagegen nicht als selbständiges einzelnes, gegen andere Erlebnisse isolierbares Erlebnis nachweisen läßt, hat keine empirische Existenz und daher im Erkenntnissystem keinen Platz. Somit wird die Aufgabe der Forschung positiv ausgedrückt als: Konstatierung tatsächlicher Zusammenhänge (Comte), Herstellung der reinen Erfahrung (Avenarius), einfachste Beschreibung der Erlebnisinhalte (Kirchhoff, Mach) — negativ als: Reinigung der Erkenntnis von allen „metaphysischen" Bestandteilen, d. h. denjenigen, die ihr Ursprungsattest als isoliert vorfindbare Erlebnisse nicht aufzuweisen vermögen.

Dieser Reduktionsprozeß geht schrittweise vorwärts. Er beginnt beim Substanzbegriff: Wenn man die Eigenschaften Stück für Stück gesondert darstellt, bleibt nichts Substantielles als besonderes Erlebnis übrig, folglich existiert die Substanz nicht —; Ding = Summe der Eigenschaften, Seele = Bündel von Vorstellungen (Hume). Es folgt die Kausalität: Ein „Wirken" ist niemals in der Erfahrung aufweisbar, weder als Zielstrebigkeit (causa finalis), noch als Kraftbetätigung (causa efficiens); erlebbar ist lediglich das häufige Nacheinander zweier Ereignisse. Die hierher gehörige Gedankenkette führt von Hume's Leugnung einer metaphysisch notwendigen Kausalverknüpfung bis zu Machs Versuch, den Kausalbegriff ganz zu beseitigen und durch die indifferente Funktionalbeziehung zu ersetzen. — Schließlich endet der positivistische Säuberungsprozeß bei der Leugnung der Dualität von Psyche und Physis. Das primäre Erlebnis ist weder Vorstellung

Digitized by Google

noch Ding, sondern beides zugleich, oder beides noch nicht; die Scheidung wird erst dadurch möglich, daß ein und dasselbe identische und indifferente Erlebnis bald in Beziehung zu einer bestimmten ziemlich stabilen Erlebnisgruppe (Muskelempfindungen, Körpergefühle), bald in Beziehung zu anderen wechselnderen Gruppen erfahren wird. Jene erste Gruppe ist das, was „Ich" genannt wird, diese andere die Außenwelt; ein „Subjekt" besteht so wenig wie ein „Objekt"; vorhanden sind nur zahlreiche Gruppen passiver Erlebnisse (Mach, Avenarius u. a.).

Hiermit haben wir aber erst die eine Hälfte des positivistischen Ideengehaltes. Denn der Positivist lehrt zwar: „Alles, was als Erkenntnisinhalt gelten soll, muß als isoliertes Erlebnis aufweisbar sein"; aber er kehrt den Satz nicht um zu der Behauptung: „Alles, was isoliert als Erlebnis aufweisbar ist, darf als Erkenntnisinhalt gelten". Denn dann würde ja Erkennen mit Erleben überhaupt identisch sein. Somit braucht der Positivist ein Auslese**prinzip**, durch welches diejenigen Erlebnisse, denen Erkenntniswert zukommen soll, aus der Fülle sämtlicher vorhandenen Erlebnisse herausgezogen werden. In der Tat finden wir auch ein solches Auslese**prinzip** in den verschiedensten Formulierungen, auf den verschiedenen Entwicklungsstufen des Positivismus vor.

Dieses Prinzip aber ist ein teleologisches. Erkenntniswert haben nur diejenigen Erlebnisse, welche einem irgendwie definierten Zwecke dienen, und weil sie diesem Zwecke dienen. Freilich, jener Erkenntniszweck, den der metaphysische Dogmatiker aufstellt: Übereinstimmung des Vorstellungsinhalts mit dem Wesen der Dinge — kommt für den Positivisten nicht in Betracht, da er ein Ding an sich, ein Wesen der Welt, das hinter den Erlebnissen läge, nicht kennt. Sein Erkenntniszweck ist vielmehr ein anthropologisch-utilitaristischer; Erkennen nennt er eine solche Registrierung und Ordnung der Erlebnisse, die dem erlebenden Menschen nützlich ist.

Hier nur die Hauptbelege:

Hume: Das Ding ist nichts hinter und neben seinen Eigenschaften, die Kausalität nichts hinter und neben den succedierenden Geschehnissen. Aber dennoch haben wir ein gewisses Recht, von Dingen und Ursächlichkeiten zu sprechen: als Ausdruck der

Digitized by Google

Gewöhnung an die Regelmäßigkeit des Beieinanderseins und des Nacheinanderseins. (Gewöhnung aber ist ein teleologisches Prinzip, denn es bedeutet Erleichterung, Vereinfachung der Funktion durch Wiederholung für weitere Wiederholung). —

Comte: Letzte Aufgabe der Erkenntnis ist nicht, die Tatsächlichkeit als Tatsächlichkeit zu erleben und zu beschreiben, sondern sie so zu beschreiben, daß daraus Anweisung für künftige Gestaltung der Tatsachen entnommen werden kann: *Savoir pour prévoir.* (Hier wird also die positivistische Erkenntnis ganz direkt in den Dienst praktischer Zwecke gestellt).

Der Empiriokritizismus: Dasjenige Prinzip, durch welches aus der Fülle der Erlebnisse und ihrer möglichen Beschreibungen die Erkenntnisinhalte ausgesondert werden, ist das Prinzip der Kraftersparnis. Nach Mach ist dasjenige Gesetz, diejenige Formel, diejenige Hypothese die wahrste, welche die größte Fülle der Erlebnisse auf die bequemste und ökonomischste Weise ausdrückt. Nach Kirchhoff ist Wissenschaft eine solche Beschreibung der Tatsachen, welche mit einem Maximum von Vollständigkeit ein Maximum von Einfachheit verbindet. Nach Avenarius ist Philosophie das Denken der Welt gemäß dem Prinzip des kleinsten Kraftmaßes.

Am deutlichsten aber tritt der teleologische Charakter des Positivismus dort hervor, wo er vom Individuum auf die Gattung übergeht, d. h. wo er den Entwicklungsgedanken auf die Erkenntnis anwendet (Spencer): Hiernach ist Erkenntnis diejenige Art, Erlebnisse zu registrieren und zu ordnen, welche sich im Laufe der Generationenfolge stets als die vorteilhafteste im Daseinskampf bewährt hat. Wahr ist jedesmal nicht eine solche Einsicht, die mit irgend einer metaphysischen Wirklichkeit übereinstimmt, sondern eine solche, die zu dem förderlichsten Verhalten überleitet und schon dadurch die Tendenz in sich trägt, auf die folgenden Generationen als objektiv gültig, d. h. sich im Leben bewährend, überzugehen. Damit ist der Positivismus gänzlich aus der theoretischen in die praktische Sphäre übergegangen; die Beziehung der Erkenntnisse auf eine objektive, den Erlebnissen zu Grunde liegende Realität wird nicht nur als theoretisch unmöglich, sondern auch als praktisch überflüssig abgelehnt.

Digitized by Google

Zur allgemeinen Charakteristik des Positivismus hätten wir dann nur noch einen mehr affektiven Zug hinzuzufügen, den Haß gegen die Metaphysik. Auch der weiterhin zu besprechende Apriorismus verwirft die Metaphysik als Wissenschaft, aber er läßt wenigstens dem metaphysischen Bedürfnis Gerechtigkeit und Anerkennung zukommen. Für den Positivismus ist dies Bedürfnis nichts als eine Verirrung, seine Produkte nichts als Schädlinge. Hume will alle Metaphysik ins Feuer werfen; Comte sieht in ihr eine rückständige, hoffentlich bald ganz überwundene Entwicklungsphase der Menschheit; und von den Neuen wird sie leicht mit Mythologie und Gespensterglauben identifiziert. Nicht so sehr dem Kantianismus wie dem Positivismus verdanken wir es, wenn das Wort Metaphysik kaum mehr ohne Odium gesprochen und verstanden wird.

Obige kurze Darstellung der Hauptlehren des Positivismus genügt, um nun zu zeigen, wie er sich bewußt und wie er sich unbewußt zum Person-Sach-Problem stellt.

Der bewußten Absicht nach tritt er durchaus auf die Seite der Sache. Genau jene beiden Verfahrungsweisen, mit denen der Sachstandpunkt allein operierte, finden wir hier wieder: erst die Analyse des Vorhandenen bis zu den einfachsten Elementen, und dann Annahme einer exoterischen Beziehung zwischen den so isolierten Elementarbestandteilen.

Erste Voraussetzung des ganzen Positivismus ist das Dogma von der analytischen Position: daß wirkliche Existenz eigentlich nur den Elementen zukomme. Es ist ihm selbstverständlich, daß ein Ganzes restlos in seine Teile zerlegt und durch seine Teile ersetzt werden könne, daß man daher, wenn man nur die Teile lückenlos habe, alles habe, was an dem Ganzen vorhanden gewesen sei. Wir müssen sogar sagen, daß wir in der ganzen Wissenschaftsgeschichte das analytische Dogma nirgends mit solcher Reinheit und Folgerichtigkeit durchgeführt finden wie hier; ist doch Analyse der Erlebnisse der einzige Weg, welcher zur Erlangung der wissenschaftlichen Elementartatsachen für erlaubt gilt; und darf doch — nach der Absicht mancher Neueren — diese Zerlegung nur so weit gehen, als die Teile sich noch selber als Erlebnisse auf-

Digitized by Google

weisen lassen. So wird z. B. neuerdings der Atombegriff abgelehnt, weil er nicht durch wirkliche, sondern durch gedachte Zerlegung gebildet sei. Die letzten Elemente der Erlebnisse sind Empfindungen, darum sei Welt = Summe von Empfindungen, und Wissenschaft = Analyse der Empfindungen.

Mit dieser Auffassung hängt notwendig die andere Überzeugung des Sachstandpunktes zusammen, daß Beziehungen nur denkbar sind als exoterische. Ehe man nicht durch Analyse die Teile bis aufs letzte vereinzelt hat, meint man gar nicht irgend welche Zusammenhänge untersuchen zu können und zu dürfen. Die Frage, ob ein Ganzes als Ganzes zu seinen Teilen Beziehung habe, wird überhaupt nicht aufgeworfen; die Kausalitätsfrage — Kausalität jetzt in dem weitesten Sinn funktioneller Beziehung verstanden — beginnt erst, nachdem der Forscher seine anatomische Tätigkeit erledigt hat, das Ganze also gar nicht mehr existiert. Es ist wieder das Dogma von der synthetischen Relation.

Von diesem Gesichtspunkt aus läßt sich auch die scharfe Polemik des Positivismus gegen die personalistischen Lehren verstehen. Denn wie er selbst nur eine exoterische Auffassung der Weltzusammenhänge kennt, so ist es auch lediglich der naive exoterische Personalismus, gegen den er sich wendet. Der Positivismus hat Recht, wenn er bestreitet, daß sich neben allen x erlebbaren einzelnen Vorstellungen, Empfindungen u. s. w. irgend ein anderes x + erstes Seiendes aufzeigen lasse, welches als „Seele" jenen isoliert gegenüberstehe, wie der Feldherr seinen Soldaten. Er hat Recht, daß nach Zerlegung des „Dinges" in seine Eigenschaften nicht ein neben jenen stehendes „Noch-Etwas", sondern gar nichts übrig bleibe. Er hat die Schwäche des exoterischen Personalismus bis ins letzte Winkelchen hinein beleuchtet, und wir müssen ihm dafür dankbar sein; aber ob der Impersonalismus, den er dafür setzt, nicht mindestens gleich große Schwächen und innere logische Widersprüche habe, ist nunmehr zu untersuchen.

Wir beginnen mit dem mildesten Einwand: Der Positivismus will auf reiner Erfahrung beruhen und will und muß als Er-

Digitized by Google

kenntnistheorie dogmenlos sein; der Satz von der analytischen Position aber ist, ganz abgesehen davon, ob er richtig oder falsch sein mag, ein Dogma, und nichts weniger als ungetrübter Ausdruck der Erfahrung.

Auf irgend welchen Voraussetzungen muß jedes wissenschaftliche Denken beruhen. Man nennt solche Voraussetzungen, die nicht mehr auf noch tiefer liegende zurückzuführen sind, Axiome. Eine Voraussetzung dagegen, welche als letzte hingenommen wird, obwohl sie noch eine weitere Kritik oder eine Anzweifelung verträgt, nennen wir ein Dogma. Von der Erkenntnistheorie als der Kritik aller Kritik muß verlangt werden, daß sie nicht von Dogmen ausgehe, sondern nur von Axiomen, und daß sie sich der angewandten Axiome klar bewußt werde. Der Positivismus hat zu seiner Grundvoraussetzung den Satz: „Das Ganze ist in seinem Sein und seinem Geschehen die Summe des Seins und des Geschehens der Teile." Er nimmt ihn meist als letzten hin, hält ihn also für ein Axiom; in Wirklichkeit aber ist der Satz lediglich ein Dogma, denn er kann angezweifelt und bestritten werden — wie es Aristoteles, der Pantheismus und manche andere tun —, er muß jedenfalls, wo er aufgestellt wird, abgeleitet und begründet werden. Hiervon ist beim Positivismus keine Spur zu finden. Zudem aber steht der Satz im Widerspruch zu einer anderen Voraussetzung des Positivismus, der „reinen Erfahrung". Denn wenn die Identifikation des Ganzen mit der Summe seiner Teile nicht von axiomatischer Selbstverständlichkeit ist, so liegt dort, wo ein Erlebnis in der Betrachtung durch die Summe seiner Teile ersetzt wird, nicht mehr das Hinnehmen der reinen Erfahrung vor, sondern eine eigenmächtige Bearbeitung der Erfahrung auf Grund einer vorgefaßten Meinung, also gerade das, was der Positivismus sonst mit schärfsten Waffen bekämpft. Ein Beispiel: Wenn ich eine Amöbe beobachte, so ist sie ein Erlebnis bestimmter Art, als solches ein Ganzes. Wenn ich nun bei der Analyse an Stelle dieses Erlebnisses „Amöbe" eine Vielheit anderer Erlebnisse setze, (z. B. die Vielheit ihrer Teile bei der mikroskopischen Analyse, oder die Vielheit der Reaktionen bei der physiologischen Untersuchung, oder die Vielheit ihrer Merkmale beim successiven Wechsel der Aufmerksamkeit) — so hat das erste Erlebnis einen

Digitized by Google

ebenso berechtigten und selbstwertigen Erfahrungscharakter wie die andern; und es ist nicht einzusehen, mit welcher Befugnis auf dem Boden der reinen Erfahrung behauptet werden kann, daß der einheitliche Inhalt des ersten Erlebnisses durch die Summe der Inhalte der letzten Erlebnisse aufgehoben und ersetzt werden dürfe.

Aus diesem Dilemma gibt es nur den einen Ausweg für den Positivismus, daß er das Dogma von der analytischen Position zwar als selbstverständliche Voraussetzung aufgibt, es dafür aber als willkürliche Determination seiner Betrachtungsweise einführt. Er kann den Satz dann so formulieren: „Ich beachte an den komplexen Erlebnissen nur dasjenige, was durch die Summe und Beziehungen der mittelst Analyse dargestellten Elementarerlebnisse, repräsentiert werden kann.“ Das Recht zu dieser Formulierung kann ihm keiner nehmen, — nur hört er damit auf Erkenntnistheorie zu sein; er wird zur wissenschaftlichen Methodologie, die selber ohne erkenntnistheoretische Begründung dasteht, und deren willkürliche Selbstbeschränkung statthaft ist, solange sie sich bewährt, die aber in jedem Augenblick von einer anderen Methodenlehre abgelöst werden kann, sobald diese in der Praxis einen anderen Satz zu bewähren vermag.

Den Kernpunkt der Sache für unseren Zweck treffen wir aber erst mit den beiden anderen Einwänden.

Der zweite Einwand lautet: Das eben genannte Dogma (daß das Ganze die Summe seiner Teile sei) ist als erkenntnistheoretische Überzeugung widerspruchsvoll, weil der Erkenntnisakt selber ein Ganzes voraussetzt, das mehr ist als die Summe seiner Teile, nämlich das erkennende Subjekt.

Der Positivist will ja nicht nur sämtliche möglichen Erkennungsobjekte „versächlichen“, d. h. auf Erlebniskonglomerate zurückführen, sondern auch das Erkenntnissubjekt. Er selbst, der positivistische Forscher, ist ebenfalls nichts als eine Summe von Vorstellungen oder Empfindungen, oder wie er es sonst ausdrücken mag. „Was ich mein ‚Ich‘ nenne“, so sagt er wohl, „ist lediglich diese Summe; nicht einmal der Ausdruck ‚es sind meine Empfindungen‘ ist berechtigt; es darf nur ganz neutral heißen:

Digitized by Google

‚es sind Empfindungen da'. Wenn ich ‚mich' erfasse, mich in ‚mich' vertiefe u. s. w., so tue ich nichts, als daß ich jene Empfindungen konstatiere."

Hiergegen ist zu sagen: In dem Satz ‚Ich erfasse mich' hält der Positivist Subjekt ‚Ich' und Objekt ‚mich' für identisch, und meint, wenn er das Objekt, das ‚Mich', bis aufs letzte zergliedert hätte, auch von dem ‚Ich' nichts übrig gelassen zu haben. Hier liegt der fundamentale Fehler. Das Ich ist nicht dasselbe wie die Erlebnissumme des Mich, sondern seine einheitliche und notwendige Vorbedingung, nämlich die Tätigkeit, durch welche jene Erlebnisse ergriffen werden. Nicht daß jene Empfindungen, Muskelgefühle u. s. w. da sind, die jetzt vielleicht sein Ichbewußtsein ausmachen, sondern daß seine Ichfunktion zu ihnen Stellung nimmt, und sei es auch nur konstatierend, macht ja den gesamten Erkenntnisprozeß erst möglich. Dieses ‚Ich' aber sind nicht die Empfindungen selber, die sich so wenig selbst erfassen können, wie das Auge sich sehen kann; es ist aber andererseits auch nicht — darin hat jener mit seiner Polemik Recht — ein von den Empfindungen isolierbares gleichsam neben ihnen selbständig bestehendes Seinselement ‚Seele'; sondern es ist die individuelle tätige Einheit seiner selbst, zu der sich die Empfindungen als Momente oder Teile verhalten. Diese Einheit seiner selbst wird durch die Unteilbarkeit des Erkenntnisaktes ebenso unwiderleglich bewiesen, wie die Mannigfaltigkeit seines Bewußtseinsinhalts durch die Vielheit der Erkenntniselemente."

Man kann diesen grundsätzlichen Einwand noch etwas anders formulieren. Der Positivismus geht in seiner Betrachtung aus von dem Vorgefundenen oder Vorfindbaren, dem Gegebenen, dem Inhalt des Erlebten. Man beachte die Ausdrücke schon grammatisch: es sind lauter Passiva; und dieser Passivismus ist in der Tat ein durchgehendes Merkmal der herrschenden sächlichen Betrachtungsweisen in den verschiedensten Wissenschaften. Er ist aber mehr als eine bloß sprachliche Eigentümlichkeit, denn er bedeutet die Umgehung oder Verhüllung einer fundamentalen Schwierigkeit; er erlaubt die Fortlassung des logischen Subjekts, ohne daß man sofort der Lücke gewahr werden müßte. Aber einer gründlicheren Prüfung kann diese

Digitized by Google

Unterlassung nicht entgehen. Der Positivist sagt: ‚Wir halten uns an das Gegebene' — Wem gegeben? ‚Wissenschaft ist Beschreibung des Vorfindbaren' — Wer findet? ‚Vorhanden ist nichts als Erlebnisse verschiedener Art' — Wessen Erlebnisse? Erst die Beantwortung dieser Fragen kann jene Sätze überhaupt sinnvoll machen; der Positivismus aber beantwortet sie nicht nur nicht, sondern stellt sie nicht einmal. Damit führt er die Erkenntnis nur bis zum Vorletzten, das wir erreichen können, nicht bis zum Letzten zurück; das aber darf, wie schon bemerkt irgend eine spezielle Wissenschaft, die das Letzte einer anderen Disziplin zuschieben kann (so etwa darf die Physik vom Gegebenen sprechen, ohne die Frage: Wem gegeben? erörtern zu müssen); die Erkenntnistheorie aber darf es nicht, da sie selber das letzte Wort zu sprechen hat. Darum muß die Erkenntnistheorie, die vom Vorfindbaren spricht, die Frage nach dem Findenden beantworten. Von dem Zwang, jedes Objekt auf ein Subjekt, jedes Passivum auf ein Aktivum, jedes Erlebnis auf ein Erleben zu beziehen, kommt sie nicht los. Mit dem postulierten Subjekt aber hört die Welt auf, restlos eine sächliche Summe indifferenter Elementarvorkommnisse zu sein, die in äußerlicher Beziehung zueinander stehen; an einer Stelle, nämlich im erkennenden Subjekt, treffen wir auf etwas Übersächliches: auf ein Ganzes, das trotz der Fülle seiner Inhalte seine Einheit bewahrt und bewährt, kurz auf eine ‚Person' in unserer Terminologie. Der Sachstandpunkt wird also zum mindesten an dieser einen Stelle unzulänglich; da nun aber erkennendes Subjekt und erkennbares Objekt nicht zwei Welten angehören, so wird nunmehr die Frage diskutierbar, ob die an einem Punkte festgestellte übersächliche (d. h. personale) Art des Seins nicht auch in anderen Fällen angenommen werden könne und müsse.

Zu dieser Annahme, welche der Positivismus natürlich zunächst abweisen wird, bietet er uns nun selbst eine ganz unerwartete Bestätigung aus dem Bestande seiner eigenen Lehren.

Wir kommen damit zum dritten Einwand, der innerhalb des positivistischen Gedankensystems selbst den klaffenden Widerspruch, den „Paralogismus", nachweist.

Digitized by Google

Da nicht alle Erlebnisse Erkenntnisse sind, so brauchte der Positivismus, wie wir oben schilderten, ein Ausleseprinzip, durch welches aus der Gesamtheit der Erlebnisse gewisse mit dem Wertstempel „Erkenntnisse" versehen werden. Dieses Prinzip mußte ein teleologisches sein. Mochte es auftreten als Gewöhnung, als Möglichkeit der Voraussicht, als Arbeitsersparnis, als Bewährung im Daseinskampf — stets drückte es aus, daß diejenigen Erlebnisse den Charakter von Erkenntnissen erhalten, die eine besonders zweckmäßige Beschaffenheit haben. Ein teleologisches Prinzip aber ist — ein personalistisches Prinzip! Denn wenn sich uns schon oben bei der Tatsache der bloßen „Gegebenheit" die Frage „für wen?" aufzwang, so noch viel mehr bei der Tatsache der Zweckmäßigkeit. Sie hat zur Voraussetzung, daß etwas existiert, was Zwecke hat oder Zwecke verfolgt; und der Positivist wird dies auch gar nicht leugnen, sondern ohne weiteres zugeben: Erkenntnis nennen wir diejenige Seite der Erlebnisse, die dem Menschen für den Zweck der Selbsterhaltung und der Vervollkommnung seiner selbst und der Gattung förderlich ist. Aber indem er dies zugibt, springt er aus der sächlichen in die personalistische Anschauungsweise über. Denn was geht es das Einzelerlebnis oder eine Erlebnissumme an, ob ein anderes oder eine Gruppe von anderen bestehen bleibt? Eine Empfindung kommt, eine andere geht; die eine weilt länger, eine andere kürzer; in einer Gruppe sind weniger, in einer anderen mehr — das ist der einzig korrekte Ausdruck im Sinne des Positivismus — aber was hat dies mit der Verwirklichung von Zwecken zu tun? Selbsterhaltung und Fortschritt haben nur Sinn, wenn sie bezogen werden auf eine trotz der Vielheit und des Wechsels der Teile irgendwie mit sich selbst identisch bleibende Einheit. Wie wir oben ein reales Erkenntnissubjekt fordern mußten, so hier ein wirkliches Zwecksubjekt, das eben etwas durchaus anderes sein muß, als ein gleichgültiges Erlebnisaggregat.

Der Paralogismus läßt sich formelhaft so darstellen:

Der ausgesprochene Inhalt der positivistischen Erkenntnis lautet: Es gibt nur Erlebnisse, Erlebnissummen und Erlebnisbeziehungen.

Digitized by Google

Die unausgesprochene Voraussetzung der positivistischen Erkenntnis fordert: Es gibt Zwecksubjekte.

Beide Sätze zugleich können nicht richtig sein; denn es liegt im Begriff des Subjekts (der Person), daß es mehr als eine Summe oder Beziehung ist. Daher muß einer von den beiden Sätzen aufgegeben werden.

Ist der erste Satz richtig, dann gibt es nur Erlebnisse, keine Erkenntnisse, denn das Wesen der Erkenntnis ist durch die Bezugnahme auf Zwecksubjekte definiert. Es wäre also die Aufhebung aller Wissenschaft überhaupt, somit auch des Positivismus.

Ist der zweite Satz richtig, dann existieren eben Realitäten, die mehr und anderes als Erlebnissummen sind; es wäre also die Aufhebung der positivistischen Grundlehre.

Somit macht sich der Positivismus durch den in ihm selbst enthaltenen inneren Widerspruch, den „positivistischen Paralogismus" mit Notwendigkeit unmöglich.

II. Der Apriorismus.

Neben der positivistischen Erkenntnislehre läuft eine andere erkenntnistheoretische Grundanschauung einher, die wir nach ihrem charakteristischen Unterscheidungsmoment als Apriorismus bezeichnen.

Dieser Standpunkt bemerkt am „Erlebnis" sofort das Vorhandensein beider Momente, des aktiven und des passiven; und er sieht seine Aufgabe in der Untersuchung des Anteils, den der Akt des Erlebens einerseits, der Inhalt des Erlebten andererseits am Zustandekommen unserer Erkenntnis habe. Eine „reine Erfahrung" im Sinne eines von allen Zutaten des erkennenden Subjekts befreiten Erlebnisinhalts hält er demnach gar nicht für möglich. Erkennen ist nicht ein Mit-sich-Geschehenlassen, sondern ein Tun, nicht ein Hinnehmen, sondern ein Hingeben von Eigenem an das Hingenommene, nicht Materialanhäufung und Summierung, sondern Gestaltung aus innerer Notwendigkeit heraus.

Mit dem Positivismus einig ist der Apriorismus in der Überzeugung, daß die beiden wichtigsten Formen wissenschaftlicher „Erkenntnis", Substanz und Verursachung, nicht aus der Erfahrung

Digitized by Google

selbst gewonnen werden können: wir nehmen niemals das Ding neben seinen Eigenschaften, das Wirkende losgelöst von seinen Wirkungen wahr. Aber anstatt wie jener aus diesem nicht-empirischen Charakter der Formen ihre Unzulässigkeit zu folgern, macht der Apriorismus einen geradezu entgegengesetzten Schluß: Da jene Formen nicht aus der Erfahrung stammen, da andererseits die Erkenntnis ihrer nicht entraten kann, müssen sie aus uns selbst stammen; sie sind die von uns hinzugebrachten Vorbedingungen zum Zustandekommen der Erfahrung überhaupt.

Hierbei muß ein schon hundertmal zurückgewiesenes Mißverständnis ein hundert und erstesmal zurückgewiesen werden, weil der Positivismus es immer wieder in die Diskussion wirft. Rein apriori ist lediglich der Zwang, das Gegebene in der Form von Substanz und Kausalität zu denken, selbstverständlich aber nicht die Aussage über eine bestimmte Kausalitäts- oder Substantalitätsbeziehung; das konkrete Anwendungsgebiet ist durchaus nur Sache der Erfahrung. Daß gerade Funken und Explosion in irgend welcher Beziehung stehen, kann mir keine noch so gründliche Zergliederung meiner Verstandesformen zeigen; daß hingegen diese Beziehung als Ursache gedacht werde, ist umgekehrt aus keiner noch so gründlichen Analyse des Wahrnehmungsinhaltes zu entnehmen. Jenes Element der Erkenntnis ist aposteriori, dieses apriori.

Den aposteriorischen Elementen gegenüber aber haben nun, was der Apriorist ohne weiteres zugeben darf und muß, gewisse Gesichtspunkte des Positivismus vollsten Spielraum, und damit eine partielle Berechtigung. Daß wir zwischen den konkreten Elementen a und b, nicht aber zwischen a und x Kausalzusammenhänge annehmen, kann in der Tat durch die Hume'sche Gewöhnung oder durch die Darwinistische Bewährung im Daseinskampf oder durch das Mach'sche Ökonomieprinzip oder durch alle zusammen erfolgen — wodurch aber nichts an dem apriorischen Charakter des allgemeinen Zwanges geändert wird, jedes Phänomen überhaupt kausal in den Weltzusammenhang eingeordnet zu denken.

Der Apriorismus klingt in dem Leibnizschen Satz *„Nihil est in intellectu, quod non antea fuerit in sensu, nisi intellectus*

Digitized by Google

ipse" zum ersten Male an, erfährt durch Kant seine klassische Ausgestaltung und in dem durch mehr als ein Jahrhundert lebendigen Kantianismus eine tausendfältige Bearbeitung. Wir wenden uns sofort der Stellung des Apriorismus zum Person-Sach-Problem zu und halten uns dabei vornehmlich an Kant selbst.

Wird von Kant die Erkenntnis personalistisch oder sächlich gefaßt? Hier klafft ein unüberbrückbarer Abgrund zwischen der Art, wie er das Erkenntnissubjekt, und der Art, wie er das Erkenntnisobjekt formuliert; jenes nämlich ist nach ihm personaler, dieses sächlicher Natur.

Kant lehrt: Erste Voraussetzung für die Fähigkeit, Erkenntnisobjekte zu konstatieren und zu verknüpfen, ist, daß wir als Erkenntnissubjekt nicht eine bloße Menge von Erkenntnisinhalten, sondern eine denkende Einheit darstellen, die jene Inhalte als Elemente in sich befaßt. Diese Einsicht, welche die positivistische Erkenntnistheorie in unverantwortlicher Leichtfertigkeit beiseite ließ, bildet als „Einheit der transcendentalen Apperception" geradezu den Angelpunkt der ganzen aprioristischen Erkenntnistheorie. Sie bedeutet aber zugleich in Bezug auf den erkennenden Menschen die Verkündung des Personalismus, ja, des rein esoterischen Personalismus; denn Kant weist ausdrücklich den Versuch zurück, der Einheit der erkennenden Funktion ein isoliertes, besonderes Seelenwesen substituieren zu wollen.

Diese Stelle aber ist die einzige, an der der Personalismus bei Kant innerhalb der Erkenntnistheorie zu Worte kommt; es ist fast so, als ob hier seine sonst von der Theorie völlig losgelöste ethische Weltanschauung mit ihrem durchaus personalen Charakter einen geheimen Ausläufer in das feindliche Gebiet entsandt hätte. Denn in der Tat: was der eben genannte personale Erkenntnisakt an Erkenntnisinhalten produziert, sind nach Kant durchweg Sachen und sächliche Geschehnisse.

Dies läßt sich am klarsten an seiner Formulierung der beiden Hauptkategorien: Substanz und Kausalität, nachweisen. So völlig neu seine Begründung des Kausalitätsbegriffes war, so sehr war er in der Fassung des Begriffs der Sohn seiner Zeit und noch speziell der philosophische Vollstrecker seiner eigenen spezialwissenschaftlichen Vergangenheit.

Digitized by Google

Der Kausalbegriff seines Jahrhunderts stand durchaus unter dem Einfluß Newtons; und Kants frühere Beschäftigung galt der Kosmogonie, den Prinzipien der Mechanik u. s. w., kurz den anorganischen Naturwissenschaften. Es wiederholt sich also bei Kant jener große Kulturprozeß, der, wie wir schon oben sahen, für die Wissenschaftsgestaltung der ganzen Neuzeit verhängnisvoll geworden ist: die Formulierung der allgemeinsten Wissenschaftsprinzipien wurde von den speziellen Gesichtspunkten der Mechanik aus entschieden, und alle anderen Gebiete wurden in diese Anschauungsweise entweder hineingepreßt oder aus der wissenschaftlichen Betrachtung überhaupt ausgeschaltet. Jenes geschieht bei Kant mit den biologischen, dieses mit den Kulturwissenschaften. Für die biologischen gibt er zu, daß bei ihnen die (esoterisch-teleologische) Betrachtung, als ob das Ganze durch die Teile und die Teile durch das Ganze bestimmt wären, heuristisch höchst fruchtbar sei, sieht aber nicht hierin eine Kausalerklärung, sondern allein in dem Nachweis der mechanisch-exoterischen Zusammenhänge. Und für die Geisteswissenschaften wird die ihrem gesamten Inhalte zu Grunde liegende Wirkungsform, die Kausalität des menschlichen Willens, als „Kausalität durch Freiheit" überhaupt aus dem Bereich der theoretischen Erkenntnis ausgeschlossen, weil sie mit dem Gesichtspunkt der mechanischen Kausalität nicht vereinbar sei. Wiederum nur eine Folge dieses Tatbestandes ist im 19. Jahrhundert die verschiedenartige Stellungnahme der Wissenschaften zu Kant: die Naturwissenschaftler, insbesondere die mechanischen Physiker und die biologischen Mechanisten (Helmholtz, Hertz, Lange, Laßwitz u. a.) suchten oft und mit Glück bei Kant die philosophische Grundlage für ihre wissenschaftlichen Bestrebungen; die Geisteswissenschaftler dagegen hatten trotz mannigfacher Versuche hiermit nicht Erfolg, sondern nahmen entweder zu der so ganz andersartigen Hegelschen Kausalbetrachtung ihre Zuflucht oder mußten auf philosophische Orientierung überhaupt verzichten.

Der Nachweis, daß Kants Kausalbegriff durchaus sächlich sei, ist leicht zu führen.

Von mechanistischen Gedankengängen bestimmt ist schon der erste Schritt: die strenge Scheidung der Kategorien Substantiali-

Digitized by Google

tät und Kausalität. Alle Zustände, die wir erleben, so lehrt Kant, enthalten für unsere Erkenntnis den Zwang, sie als Eigenschaften auf irgend welche Träger zu beziehen; alle Veränderungen, die wir erleben, enthalten für uns den Zwang, sie auf andere Veränderungen, als auf ihre Ursachen, zu beziehen. Jener Zwang stellt die Verstandesform der Substantialität dar, er liefert uns das Ding mit seinen Eigenschaften; dieser Zwang stellt die Verstandesform der Kausalität dar; er liefert uns die Gesetzmäßigkeit des Weltgeschehens. So werden denn beide Begriffe trotz ihrer notwendigen Zusammengehörigkeit doch unabhängig voneinander, ja disparat zueinander gedacht; durch die Kausalkette werden lediglich die Geschehnisse, nicht die Substanzen selber verknüpft; in der Substanz wird lediglich das Zugrundeliegen, nicht ein Wirken ausgesprochen. Diese Auffassung ist offenbar eine philosophische Umdeutung des Atombegriffs, der ja in der Tat bei allem Geschehen die Substanzen unberührt läßt.

Die Scheidung der beiden Kategorien hat verhängnisvolle Folgen. Ein wirkungsloses Sein und ein substratloses Wirken stehen hart nebeneinander; träge Existenz hier, abstraktes Gesetz dort. Kant bezeichnet jeden der beiden Prozesse: das Denken der Substantialität und das der Kausalität, als Synthese; sie sind es auch, aber in sehr verschiedenem Sinne. Der Substanzgedanke ist eine konkrete Synthesis: Setzung eines über den Einzelmomenten (Zuständen, Eigenschaften) schwebenden Seins. Mit dieser synthetischen Position nähert sich Kant schon dem Personbegriff; denn er nimmt ja eine Einheit an, die nicht außer und neben dem Vielen besteht, sondern dieses als Ganzheit in sich befaßt. Er würde die Substanz völlig personalistisch fassen, wenn er sie nicht nur als passive Einheit ihrer Zustände, sondern auch als aktive Einheit ihrer Leistungen betrachtete — das aber fehlt! Daß jedes Wirken ebenso notwendig auf ein Substrat, dem es entquillt, angewiesen ist, wie die Eigenschaft auf ein Substrat, dem sie inhäriert, wird nicht beachtet; das Wirken wird zu einer abstrakten Synthese, die, zwischen zwei Geschehnissen in der Luft hangend, letzte Elemente miteinander äußerlich verknüpft. Es ist der exoterische Begriff der mechanischen Naturgesetzmäßigkeit, das „Dogma von der synthetischen Relation“ in ausgeprägtester Form.

Digitized by Google

Es ist somit nach Kant der Erkennende Vollbringer einheitlichen Tuns (nämlich des Denkens) gegenüber der Vielheit der in ihm existierenden Denkinhalte, also Person; das Erkannte dagegen Vielheit letzter Elementar-Dinge und -Geschehnisse, die durch äußerliche Ursächlichkeit aneinander geknüpft sind, also Sache. Diese Verschiedenheit aber muß notwendig zu einem Widerspruch werden. Denn die Erkenntnistheorie ist ja doch selber ebenfalls ein Akt des Erkennens, und ihr Begriff des Erkenntnissubjekts reiht sich damit selbst unter die Objekte des Erkennens. Wir haben also unter der Fülle der sonst nur sächlich verstandenen Erkenntnisobjekte plötzlich ein personal verstandenes, nämlich die transcendentale Einheit der Apperception. Nun dürfen wir allerdings nicht verlangen, daß das Wesen des Erkenntnissubjekts erst aus dem Inhalt der Erkenntnis gleich allem anderen Inhalt abgeleitet werden solle. Das wäre ein circulus vitiosus, wie ihn die Positivisten machen; vielmehr muß selbstverständlich die Konstituierung des Erkenntnissubjekts der Entwicklung seines Erkenntnisinhalts vorausgehen. Wohl aber müssen wir verlangen, daß mit diesen nachträglich zu entwickelnden Inhalten die schon vorweg genommene Konstruktion des Erkenntnissubjekts wenigstens vereinbar sei; und dies ist bei Kant nicht der Fall. Denn auf Grund der Kantischen Erkenntnistheorie läßt sich mit unbedingter Folgerichtigkeit entwickeln, daß eine Person, die als Einheit auf das in ihr Enthaltene Wirkungen entfaltet, nicht Gegenstand der Erkenntnis sein kann — also auch nicht Gegenstand der erkenntnistheoretischen, transcendentalen Erkenntnis.

Daß der Mensch auf die Annahme personaler Kausalität nicht verzichten könne, hat ja Kant selbst durchaus eingesehen; aber er hat die personale und die mechanische Kausalität auf zwei geistige Welten verteilt, die personale zu einem bloßen Gegenstand des Glaubens gemacht und in der Erkenntnis die mechanische allein gelten lassen. Jetzt sehen wir, daß dieser Dualismus bei ihm sogar schon innerhalb der Erkenntnis selber klafft. Die transcendentale Erkenntnis des Menschen als einheitlicher Denktätigkeit und die empirische Erkenntnis des Menschen als mechanischen Getriebes heben sich gegenseitig auf.

Digitized by Google

Man muß hier an den bekannten „psychologischen Paralogismus“ erinnern, den Kant selber aufgedeckt hat. Mit Recht weist er den Versuch zurück, aus der funktionellen Einheitlichkeit des Denkaktes auf die selbständige und einfache Substantialität eines Seelenwesens zu schließen. Aber er gewinnt mit diesem Nachweis nichts für die Reinheit seines Weltbildes. Das substantielle Seelenwesen freilich paßt in sein Erkenntnissystem nicht hinein, aber die transcendentale Einheit der Apperception, die er statt dessen aufstellt, ebensowenig. Mit dem mechanistischen Kausalitäts- und Substanzbegriff verträgt sich nun einmal die „Person“ in keiner Weise, weder die exoterisch-substantiell noch die esoterisch-funktionell gedachte. Ein Paralogismus bleibt daher auch bei ihm bestehen.

Formelhaft ist dieser aprioristische Paralogismus so auszudrücken:

Voraussetzung der aprioristischen Erkenntnis: Es gibt ein Wirken (das Denken), bei welchem ein einheitliches Ganzes auf seine Teile (die Denkinhalte) wirkt.

Inhalt der Erkenntnis: Alles Wirken muß aufgefaßt werden als äußerliche Verknüpfung zwischen elementaren Vorgängen.

Beide Sätze können nicht zugleich richtig sein; man muß sich entschließen, entweder den einen oder den andern fallen zu lassen.

Ist der erste Satz richtig, dann gibt es esoterische Kausalität als erkennbare Tatsache, und die Annahme aller Kausalität als exoterisch-mechanischer kann keinem apriorischen Zwang entspringen.

Ist der zweite Satz richtig, dann kann die transcendentale Einheit der Apperception nicht vorhanden sein, und alles Denken und Erkennen wird überhaupt unmöglich.

Diese Formulierung gibt uns nun aber zum Glück den Weg an, auf dem der Paralogismus überwindbar ist; denn es ist wohl nicht zweifelhaft, daß von den beiden eben genannten Konsequenzen die erste die einzig wählbare sein kann. Wollen wir überhaupt die Möglichkeit des Denkens und Erkennens retten, so gilt es nachzuweisen, daß der apriorische Zwang zum Denken der

Digitized by Google

Kausalität nicht notwendig jene Spezialform des mechanischen (sächlichen) Kausalitätsbegriffs fordere, daß vielmehr auch die personal (esoterisch, teleologisch) gedachte Kausalität einer apriorischen Begründung fähig sei.

Wir stehen hier an einer Stelle, die für die philosophischen Nöte des 19. Jahrhunderts von entscheidenster Bedeutung war. Kants Vorbild hatte bewirkt, daß man alle erkennbare Kausalität nur als mechanische Kausalität begriff, die apriorische Begründung des Kausalgedankens auf diese bezog und sich damit die Möglichkeit abschnitt, auf kritischem Wege zur Anerkennung der Person und so zur Weltanschauung zu gelangen.

Digitized by Google

VI. Kapitel.

Personalistische Erkenntnistheorie.

I. Vorbereitung.

Eine Darstellung der gesamten Erkenntnistheorie vom personalistischen Standpunkt aus zu geben, kann hier nicht unsere Aufgabe sein. Sie würde — so notwendig sie an sich wäre — den Rahmen dieser allgemeinen Ableitung der Weltanschauung sprengen und auch gerade durch ihre Ausführlichkeit das Entscheidende und Eigene des neuen Standpunkts nicht so deutlich hervortreten lassen. Wir beschränken uns daher an dieser Stelle darauf, die Unterscheidungslehren gegenüber den herkömmlichen erkenntnistheoretischen Gedankengängen herauszuarbeiten; dabei erhalten manche Fragen, die sonst in der Erkenntnistheorie an erster Stelle diskutiert zu werden pflegen, für uns sekundäre Bedeutung und sollen nur vorbereitend oder andeutend gestreift werden.

Am Anfang aller Erkenntnistheorie, ja vor ihrem Anfang steht der Satz: Ich glaube an eine Welt. Das ist die Urposition, die zugleich das Ich und die Welt enthält; sie kann aus nichts Ursprünglicherem abgeleitet werden und ist selbst Vorbedingung für alles weitere. Man muß sich völlig klar darüber sein, daß diese Glaubenstatsache schon vorausgesetzt und anerkannt sein muß, ehe überhaupt die Fragen nach Ursprung, Grenzen und Wert unserer Erkenntnis aufgeworfen werden dürfen. Es ist einer der Grundirrtümer fast aller Erkenntnistheorien, innerhalb des theoretischen Verhaltens allein, im Denken oder im Erfahren oder in der Verbindung von beiden, die zureichende Grundlegung des Erkennens finden zu wollen. Rationalismus, Empirismus und Kritizismus sind hier gleich unzureichend. Denn auf keinem

Digitized by Google

jener drei Wege kommen wir zu einer wirklichen Objektivität oder einer objektiven Wirklichkeit.

Das Denken ist wohl im stande, allgemeine und notwendige Sätze aufzustellen — aber diese haben niemals anderen als hypothetischen Charakter: Jedes Geschehen muß eine Ursache haben — wenn überhaupt etwas geschieht; zwei mal zwei sind vier — wenn diese Anzahlen überhaupt existieren und zur Vereinigung kommen. Dagegen ist das Denken nicht im stande, die Existenzfrage selber zu beantworten: ob, wo und wann etwas geschehe; ob, wo und wann jene Anzahlen vorhanden seien und zur Verknüpfung gelangen. Kurz, das Denken für sich allein liefert eine rein hypothetische Ontologie, die kein Erkennen ist.

Die Erfahrung ihrerseits vermag wohl, kategorische Sätze auszusprechen: hier und jetzt wird das und das erfahren. Aber diese Aussage bezieht sich lediglich auf das erfahrene Phänomen als solches, nicht auf irgend etwas Objektives, das sich vom Subjekt als selbständige Wirklichkeit trennte. Sie liefert für sich allein eine kategorische Phänomenologie, die ebenfalls kein Erkennen ist.

Die Verbindung von beiden ist nun allerdings im stande, die hypothetischen Notwendigkeiten des Denkzwanges auf die tatsächlichen Erfahrungsphänomene anzuwenden; oder umgekehrt: die zufälligen Daten der Erfahrung den Allgemeingültigkeiten des Denkenmüssens einzuordnen; und nach Kant soll damit die einzig mögliche und zureichende Art der Erkenntnis erreicht sein. Aber ist diese so gewonnene Ontologie der Phänomene wirklich der erstrebenswerte Gegenstand der Erkenntnis? Zu einer Realität kommen wir auf diesem Wege auch nicht; und nur um sie ist es dem erkennenden Menschen zu tun. Denkformen und Phänomene als solche, ob sie nun verbunden auftreten oder nicht, sind und bleiben leere Schemen, die innerhalb der intellektuellen Sphäre keine Ableitung einer Wirklichkeit ermöglichen. Bewiesen wird eine objektive Welt weder durch die Eigenschaften der Allgemeingültigkeit und Notwendigkeit, die der Denkform zukommen, noch durch die Eigenschaft der Evidenz, die den Phänomenen innewohnt. Dort lautet der Einwand, daß auch die Denknotwendigkeit Erfolg einer bloß psychologischen Funktion, z. B. der

Digitized by Google

Gewöhnung sein könne; hier lautet der Einwand, daß auch die Ohrfeige, die ich bekomme, nichts anderes als die Summe meiner Schmerz- und Berührungsempfindungen zu sein brauche; und beide Einwände lassen sich auf logischem Wege nicht widerlegen. Ebensowenig aber wie auf theoretischem Wege die Realität einer Welt bewiesen werden kann, kann sie bestritten werden; es besteht kein logisches Recht dazu, den Satz: „die Welt ist meine Vorstellung" zu dem solipsistischen Satze zuzuspitzen: „die Welt ist nur meine Vorstellung".

Somit ist die Wirklichkeit einer Welt nicht Ergebnis irgend eines Erkenntnisprozesses, sondern Voraussetzung jedes Erkenntnisprozesses, eine Voraussetzung, die daher in einem atheoretischen Momente bestehen muß. Dies atheoretische Moment können wir nicht anders bezeichnen denn als Glauben. Hätte der Mensch die ebenso unbeweisbare, wie unabweisbare Ur-Überzeugung nicht, daß ihm, dem Subjekt, ein reales Objekt gegenüberstehe, nie würde es ihm gelingen, aus dem Subjekt auf theoretischem Wege das Objekt hervorzuzaubern; und nie würde es ihn auch nur interessieren, durch Anwendung seiner Denkformen auf seine Phänomene „Erkenntnis" zu erzeugen. Nun er aber diesen Glauben hat, vermag erst die Verbindung von Denkformen und Phänomenen zur Erkenntnis zu werden. Denn jetzt heißt die Grundfrage, ob er diejenige Welt, die er sich aus seinen Denknotwendigkeiten und Phänomenen gestaltet, auch glauben kann. Es ist kein „Erkennen", wenn Kant zeigt, daß ich die Welt, die ich denken muß, nicht glauben kann, und die ich glauben muß, nicht denken kann. Erst in jener „Glaubwürdigkeit", also der Umdeutung der erfahrbaren und denknotwendigen Welt in eine glaubhafte Welt, liegt das Wesen der Erkenntnis.

Das Verhältnis der beim Erkennen beteiligten Funktionen ist also das folgende:

Das Denken allein liefert uns eine rein hypothetische Ontologie: wenn etwas ist, muß es so und so gedacht werden; das Glauben macht daraus erst eine kategorische Ontologie; es gibt etwas, das so und so gedacht werden muß.

Die Erfahrung allein liefert uns eine bloße Phänomenologie: diese und diese Erscheinungen sind da; das Glauben macht daraus

Digitized by Google

eine Symbolologie: Es gibt etwas, was sich in diesen Erscheinungen darstellt.

Hier wird sich vielleicht der Einwand erheben, daß ja auch diese Begründung der Erkenntnistheorie eine phänomenalistische sei. Denn die Subjektivität des Denkens und des Habens von Phänomenen werde ja dadurch nicht überwunden, daß wir wiederum eine Funktion des Subjekts, nämlich das Glauben hinzufügen. Das soll auch gar nicht bestritten werden. Wir haben es als eine unverlierbare Errungenschaft alles Phänomenalismus anzusehen, daß er die unmittelbare Erfassung des Dinges an sich in einer von allem Subjektiven losgelösten Form, also die absolute Metaphysik, endgültig als ein Wahngebilde nachgewiesen hat. Nicht den Phänomenalismus selbst also, sondern seine Weltanschauungsfeindschaft gilt es zu überwinden; und dies gelingt uns, indem wir dem phänomenalistischen Satze: „Die Welt ist meine Vorstellung" den ebenfalls phänomenalistischen Satz: „Die Wirklichkeit der Welt ist mein Glaube" voranstellen. Dadurch wird für uns innerhalb der phänomenalen Welt der Dualismus unmöglich gemacht. Es gibt für uns kein anderes Merkmal der Objektivität, als daß wir die Denknotwendigkeiten als notwendige Beschaffenheiten und die Erfahrungsphänomene als erscheinende Symbole der Wirklichkeit glauben können. Wenn wir dies nicht vermögen, existiert keine Realität und damit auch keine Erkenntnis; wo wir dies aber vermögen, dort dürfen wir den Denk- und Erfahrungsinhalt als Erkenntnis im vollsten objektivsten Sinne bezeichnen; denn eine vollere absolutere Objektivität, als in jener Übereinstimmung liegt, ist dem Menschen versagt.

Durch die eben besprochene notwendige Beziehung alles Denk- und Erfahrungsinhaltes auf das Glaubenkönnen ist aber nur die Vorbedingung der Erkenntnistheorie gegeben. Nunmehr hat sich die ganze weitere Betrachtung rein im Theoretischen zu bewegen und das Verhältnis des Denkens und Erfahrens unter sich festzustellen.

Für dies Verhältnis gilt zunächst die von Kant gefundene Tatsache, daß Denken und Erfahren für jede mögliche Erkenntnis zu-

Digitized by Google

sammengehören. Alles Erkennen ist eine Verknüpfung von Gegebenheit und Tat, phänomenalem Material und intellektueller Verarbeitung. Das „Material" der Erkenntnis besteht aus den sinnlichen Eindrücken und ihren Nachwirkungen. Die „Verarbeitung" kann sehr verschiedener Natur sein; sie ist zum Teil durch Willkür, Konvenienz, spezielle Problemstellungen bedingt — so wenn wir unter Vernachlässigung der qualitativen Seiten der Phänomene nur die quantitativen betrachten; sie ist zum anderen Teil Ausfluß eines Zwanges, der mit Notwendigkeit und Allgemeinheit überall dort wirkt, wo Erkenntnis erstrebt wird. Nur diese zweite Art interessiert uns hier.

Mit Kant bezeichnen wir nun diejenigen Momente unseres Erkennens als apriori, ohne welche überhaupt Erkenntnis in keinem Falle möglich ist — wobei wir wiederum die Frage nach dem Ursprung dieser Apriorität, nach ihrer etwaigen psychologischen, biologischen oder soziologischen Ableitung gänzlich beiseite lassen. Denn uns kommt es hier nicht auf das Problem an, woher sich die menschliche Erkenntnisfähigkeit entwickelt habe, sondern wie gültige Erkenntnis beschaffen sei.

Kategorien nennen wir, wie althergebracht, diejenigen Seiten des Erkenntnisinhalts, die aus diesem inneren Zwange zur Gestaltung der phänomenalen Gegebenheit hervorgehen.

Im folgenden nun aber müssen wir unsere eigenen Wege gehen.

Erstens muß die Kategorienlehre völlig umgestaltet werden, da sie nicht mehr, wie bei Kant, zur Ableitung einer impersonalen Welttheorie führen, sondern die Notwendigkeit einer personalen begründen soll. Die Zahl, die Gruppierung und die Fassung der Kategorien wird hiervon betroffen.

Die Notwendigkeit, die unseren Erkenntnisformen zukommt, ist nämlich entweder eine elementare (unableitbare) oder eine abgeleitete. Daraus ergibt sich die Scheidung aller Kategorien in zwei Gruppen, die sich wie Bedingung und Folge zueinander verhalten. Die primäre Gruppe umfaßt nur eine in sich völlig zusammengehörige Trias; sie entspringt einem Urzwang unserer Denkorganisation. Alle übrigen Kategorien sind sekundärer Natur; sie ergeben sich mit Notwendigkeit als Ableitungen der Kate-

Digitized by Google

gorien der ersten Gruppe, sobald diese richtig gefaßt und formuliert werden. Die primären Kategorien sind es, die schließlich zu dem metaphysischen Begriff der „Person" führen; die sekundären sind die Formen, in denen sich die psychophysische und die sächlich-mechanische Betrachtung der Welt bewegen muß.

Zweitens führt die symbolische Bedeutung, die wir der Erfahrung beimessen, zu ihrer andersartigen erkenntnistheoretischen Wertung. Nach unserem zu Beginn formulierten Erkenntnisglauben muß die Welt so sein, wie sie notwendig gedacht wird, und manifestiert sie sich so, wie sie erfahren wird; da sich also beide Funktionen auf dieselbe Welt beziehen, müssen bestimmte Erfahrungsphänomene Symbole dafür werden, wo die notwendig zu denkenden Seiten der Welt nun tatsächlich in die Wirklichkeit treten. Daraus erwächst der Erkenntnistheorie die Aufgabe, nachzuweisen, welchen Erfahrungsbestandteilen die Fähigkeit zukomme, völlig widerspruchslos und eindeutig die jeweilige Realisierung einer Kategorie (z. B. eines Kausalzusammenhanges) anzuzeigen. Es lautet also die Frage: welchen Erfahrungssymbolen kommt der Wert einwandsfreier Kriterien der Erkenntnis zu? Der Kategorienlehre hat sich daher die Kriterienlehre als zweites Teilgebiet unserer Erkenntnistheorie anzuschließen.

Wir beginnen mit den primären Kategorien knüpfen hieran alle dazugehörigen kriteriologischen Betrachtungen, und leiten zum Schlusse die sekundären Kategorien ab.

II. Die primären Kategorien.

Die primären Kategorien sind: Substantialität, Kausalität, Individualität, oder in deutschen Worten: Sein, Wirken, Einheitlichkeit. Unterscheidend gegen sonstige Aufstellungen ist hier also zunächst die Dreizahl, dann die Einrückung der Individualitätskategorie in die erste Reihe, die sonst entweder ganz vernachlässigt wurde, oder als „Einheit" in zweiter Reihe nebenher lief.

Wichtiger aber ist ein anderer Unterscheidungspunkt gegenüber den üblichen Kategorienlehren. Die drei Kategorien müssen stets zusammen gedacht und notwendig aufeinander bezogen

Digitized by Google

werden. Es war immer der verhängnisvollste Fehler, daß die Möglichkeit ihrer logischen Scheidung auch dazu führte, sie erkenntnistheoretisch gegen einander zu isolieren. Wir können nicht hier eine Substanz und dort eine Kausalität und irgend ein drittes Mal eine Einheit denken, sondern: wir müssen die Welt denken als bestehend aus einheitlichen wirkenden Seienden, aus Substanzen, die zugleich Kausalitäten und Individualitäten sind. (Wobei hier nochmals, um Mißverständnisse zu verhüten, bemerkt sein mag, daß die Kategorie der Einheit nicht mit „Einfachheit" verwechselt werden darf.)

Beginnen wir zunächst mit jenen beiden Kategorien, die schon stets als die herrschenden aufgefaßt wurden: Substanz und Kausalität. Deren dualistische Formulierung muß aufgegeben werden. Der Anlaß zu ihrer Trennung liegt offenbar in der Tatsache, daß uns die phänomenalen Inhalte der Erfahrung entweder in konstanter Dauergestalt, als Zustände, oder wechselnd, als Veränderungen oder Geschehnisse, entgegentreten; jeder dieser Gruppen wird nun eine Kategorie als die Form ihrer synthetischen Verknüpfung zugeordnet. Und so wird denn nach Kant eine Mehrheit von Zuständen (Eigenschaften) verknüpft gedacht im Dinge (der Substanz), eine Mehrheit von Geschehnissen aber im Kausalzusammenhange. Schon im polemischen Teile wurde nun darauf hingewiesen, daß die beiden synthetischen Prinzipien in dieser Formulierung völlig disparater Natur wären, so daß sich ihre logische Nebeneinanderstellung verböte. Denn die Zustände sollen bezogen werden auf etwas Konkretes, eine Position; die Veränderungen aber auf etwas Abstraktes, eine Relation. Jenen wird etwas untergelegt, und zwar — um die alte Substanzdefinition zu gebrauchen — etwas, was in sich ist; diesen wird nur etwas zwischengelegt, und zwar etwas, was in sich nichts, sondern nur zwischen anderen ist, nämlich die kausale Beziehung. Schon diese Disparatheit der beiden Formeln zeigt, daß hier augenscheinlich etwas nicht stimme.

Und wirklich müssen wir, zunächst in Bezug auf den Kausalitätsbegriff, sagen: Wenn wir uns vergegenwärtigen, was wir mit Notwendigkeit und Allgemeinheit bei jedem wahrnehmbaren Geschehen mitdenken, so ist die Formulierung, daß dieses

Digitized by Google

Geschehen auf ein anderes bezogen werde, falsch. Vielmehr wird jedes Geschehen notwendig bezogen auf ein Etwas, welches es macht, hervorruft, wirkt — und erst vermittelst dieses Etwas auf andere Geschehnisse. Kurz, auch die Kausalität ist, wie die Substantialität, konkret, nicht abstrakt zu denken. Sie bedeutet nicht relativen „Zusammenhang", sondern positives „Wirken"; und dieses Wirken verlangt mit gleicher Notwendigkeit ein „Wirkendes", wie die Eigenschaft einen „Eigener". Kausalität, losgelöst von kausierendem Substrat, ist ein unvollziehbarer Gedanke. Kausalität ist nicht nur eine synthetische (verknüpfende), sondern eine hypostatische (unterlegende) Funktion, genau wie die Substantialität. Wo immer ein Geschehen uns entgegentritt, dürfen, ja müssen wir sagen: *agit, ergo est;* hier wirkt etwas, folglich existiert etwas.

Diesen Zwang zur Hypostasierung des Geschehens kann man nicht näher beschreiben, weil er letztes Erlebnis ist; man kann höchstens noch die Einwände besprechen, die gegen seine allgemeine Gültigkeit und Notwendigkeit erhoben werden. In der Tat wird, namentlich von vielen modernen Naturwissenschaftlern, behauptet, daß eine Hypostasierung der Ursache nichts sei als ein niederes, grob anthropomorphistisches Verhalten; und wenn man sieht, wie die Wissenschaft zunächst die geistigen Substrate, die „Seelen", zu psychischen Vorgängen, dann das Substrat der materiellen Phänomene, die Materie, zu Wirbelbewegungen, zu Kraftzentren und schließlich gar nur zu bloßen Energieformen verflüchtigte, so hat es wirklich den Anschein, als ob der Ursachbegriff um so reiner würde, je mehr er sich aus einer Beziehung zwischen Substraten zur Beziehung zwischen Geschehnissen wandele. Ja man könnte sogar sagen: schon die bloße Tatsache, daß so viel Naturwissenschaftler die Ursache substratlos denken konnten, spreche, mag sie richtig sein oder nicht, gegen die allgemeine Gültigkeit und Notwendigkeit, somit gegen die Apriorität der Kausalhypostasierung.

Indes dies alles ist nur Schein. Es wäre richtig, wenn Wissenschaftsinhalt = Denkinhalt wäre; denn dann wäre die Möglichkeit des Denkens substratloser Ursächlichkeit erwiesen. Allein was Wissenschaft ausschaltet, ist damit noch nicht aus dem Denken

Digitized by Google

ausgeschaltet. Wissenschaft will und kann niemals mehr als eine Auslese aus den denknotwendigen und denkmöglichen Stoffen geben. Wenn sie aber in weiser Selbstbeschränkung jeweilig von dem einen oder anderen Bruchteil des Denkinhaltes abstrahiert, so bedeutet dies durchaus nicht immer, daß sie ihn wirklich fortdenkt, beseitigt, überwindet, sondern oft nur, daß sie ihn vernachlässigt, weil er sich von selbst versteht oder weil er für die vorliegende Betrachtungsweise nicht von Belang oder gar unbequem ist. So beweist denn auch der substratlose Kausalitätsbegriff der modernen Wissenschaft keineswegs, daß Ursache tatsächlich losgelöst von irgend einem Substrat gedacht werden könne, sondern nur, daß die Wissenschaft diejenige Seite der Kausalität allein berücksichtigt, welche das Verhältnis der Geschehnisse zueinander betrifft. Es ist somit jene wissenschaftliche Denkweise lediglich Sache der Methodologie, die sich allerdings in zahllosen Fällen bewährt hat, die aber durch eine andere Methode abgelöst werden kann, wann und wo diese ihrerseits Bewährung verspricht — nicht aber Sache der Erkenntnistheorie. Diese darf nicht Halt machen bei den künstlichen Abstraktionen und wechselnden Auswahlprinzipien der wissenschaftlichen Methodik, sondern muß die dort begonnenen Gedankengänge überall konsequent zu Ende denken; sie muß sich auch Rechenschaft geben über das, was nur latent mitgedacht wird. So wird sie finden, daß z. B. der Energetiker zwar immer nur spricht von Energiestrom und Energieumwandlung, und daß diese Energie für seine speziellen Zwecke keine bewußte Zurückführung auf ein Substrat verlangt —, daß aber unser von der besonderen wissenschaftlichen Problemstellung unabhängiges Denken nicht anders kann, als der Energie, d. h. der Betätigungsmöglichkeit, das Etwas, welches sich betätigt, unterzuschieben. Und ebenso wird der Psychologe für gewisse Untersuchungszwecke das Recht haben, das Seelische allein zu betrachten, sofern es Vorgang und Summe von Vorgängen ist; aber er kann nicht leugnen, daß bei dieser Betrachtungsweise nur willkürlich abstrahiert wird von der selbstverständlichen und gar nicht zu beseitigenden, weil durch inneren Zwang geforderten, Beziehung dieser Vorgänge zu einem Ich als ihrem Substrat. Vom Ich gilt gleichfalls: *Agit, ergo est.*

Digitized by Google

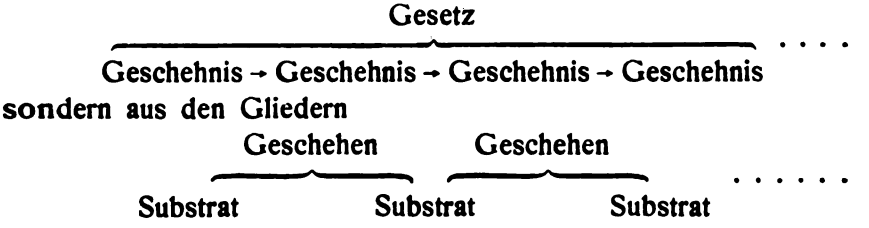
Aber auch von der anderen Seite her ist die Untrennbarkeit von Substanz und Kausalität zu erweisen. Ebensowenig wie substratloses Wirken ist wirkungsloses Sein denkbar. Wenn uns „Substanz" lediglich als Einheit der ruhenden Zustände oder Eigenschaften vorgeführt wird, woher erkennen wir diese Zustände? Nur dadurch, daß sie auf uns, die Erkenntnissubjekte, wirken (uns „afficieren" nach Kant). Das Haben von Zuständen ist somit selber nichts anderes, als das Hervorbringen von Wirkungen. Auch das passivste Sein ist notwendig wirkend, sonst wäre es nicht — für unsere Erkenntnis.

La substance est un être capable d'action — so können wir mit Leibniz definieren. Und wenn das Wesen der Welt von Schopenhauer als Wille, von modernen Naturphilosophen als Energie angesprochen wird, so ist hieran das Wahre, daß Seiendes nicht anders denn als Tätiges gedacht werden könne.

Selbstverständlich dürfen wir bei dieser erkenntnistheoretischen Identifikation von Zustandssubstrat und Wirkungssubstrat den logischen Unterschied nicht übersehen, der zwischen den Begriffen der Substantialität und Kausalität besteht. Das Ding als Einheit seiner Zustände ist ein in sich fertiges Gedankengebilde; das Wirkende als Ausgangspunkt von Geschehnissen weist über sich hinaus. Allerdings enthält somit der Begriff der Kausalität in besonderem Maße den Gedanken von Zusammenhängen und Beziehungen; aber es sind dies nicht bloße Zusammenhänge von Geschehnissen, sondern Zusammenhänge von wirkenden Existenzen. Sieht man nämlich genauer zu, so fordert das Phänomen der Veränderung nicht ein, sondern zwei Substrate; eines, welches die Veränderung als Akt hervorruft, und eines, welches die Veränderung als Zustandswechsel erfährt. Tatsächlich können beide zusammenfallen, aber logisch müssen wir sie notwendig trennen als Wirkungs-Subjekt und -Objekt.

Somit besteht denn eine Kausalitätskette nicht aus lauter Geschehnisgliedern, die durch ein abstraktes Gesetz übergriffen werden:

Digitized by Google



Die Kausalität schafft die Verbindung nicht nur zwischen den Phänomenen, sondern zwischen den Wirklichkeiten, die wir als den Phänomenen zu Grunde liegend annehmen müssen, und die im bloßen Substanzbegriff ein in sich verschlossenes und vereinzeltes Dasein führten. Die Mindestzahl von Gliedern einer Kausalitätskette aber ist die Dreizahl; sei es, daß wir zwei Substrate durch ein Geschehnis, oder daß wir zwei Geschehnisse durch ein Substrat verknüpfen. Dort führt ein Geschehen von einem Wirkungsubjekt zu einem Wirkungsobjekt hinüber; hier reagiert ein Substrat auf das eine Geschehen mit dem andern.

Dies sind apriorische Denknotwendigkeiten, die sich geltend machen ganz unabhängig von jeder inhaltlichen Hypothese über Wesen und Beschaffenheit von Substanz und Kausalität. —

Und noch einen Schritt weiter führt uns der apriorische Denkzwang: den Kategorien Substantialität und Kausalität verbindet sich die Individualität. Wir können nicht Substantielles und Wirkendes ungegliedert durch das All ausgegossen denken, sondern müssen es im Denken zusammenfassen und abrunden zu geschlossenen Ganzen, „Individuen". Es genügt uns nicht zur Erkenntnis der Zustände und Veränderungen die Idee von Zugrundeliegendem überhaupt; sondern das Zugrundeliegende ist stets eine Einheit, nach außen begrenzt, nach innen zusammengehörig, mag es im speziellen als Ding, als Ich, als Seele, als Gott, als Atom, als Molekül, als energetisches Gebilde, als Gattung, als Weltkörper oder sonstwie gefaßt sein. Wo wir die Grenzschnitte legen, welche Bruchteile des Seienden wir als Ganzheiten zusammenfassen, bestimmt die Empirie; daß wir Individuen denken, ist aprioristische Forderung. Dieser nicht weiter beschreibbare Zwang zur Individuation enthüllt seine ganze

Digitized by Google

Bedeutung erst jetzt, da wir zu der Einsicht gekommen sind, daß nicht nur die Eigenschaften, sondern auch die Geschehnisse auf Substrate bezogen werden müssen. Jene Einheiten, die wir zu denken gezwungen sind, werden damit weit hinausgehoben über die Rolle, für phänomenale Zuständlichkeiten die gleichgültige und beliebig wechselnde Zusammenfassung zu bilden; sie werden zu individuellen Subjekten kausalen Tuns, zu Quellpunkten innerer Aktivität; sie werden aus bloßen Dingen zu „Wirklichkeiten", wie die deutsche Sprache es in unbewußter tiefsinniger Metaphysik bezeichnet — oder um es schließlich in unserer Terminologie auszudrücken, aus Sachen zu Personen.

Freilich, hier ist diese letzte Bezeichnung noch ein Vorgreifen; denn der Begriff der Person enthält noch mehr als die Verbindung von Substanz, Kausalität und Individualität. Aber der erkenntnistheoretische Weg zur Person ist geebnet; denn was ferner zu tun bleibt, ist nicht mehr allein apriori auszumachen. Die Empirie muß sich beteiligen.

III. Das Kriterium der Individuation.

Unter einem Kriterium verstehen wir einen solchen empirischen Tatbestand, aus dem wir im Einzelfalle das Wirklichwerden einer Denkforderung widerspruchslos erdeuten. Da, wie wir oben fanden, die Denkform allein immer nur eine hypothetische Notwendigkeit ausdrückt: „Wenn etwas ist, muß es so und so gedacht werden", — ist das phänomenale Kriterium das zur Erkenntnis nötige Ergänzungsmoment; denn es liefert den kategorischen Satz: „Hier und jetzt existiert das, was so und so gedacht werden muß".

Bei der Kriterienlehre enthüllt sich die partielle Richtigkeit der empiristischen Erkenntnistheorien; nur daß jene eben das als Ursprung der Denkformen ansehen, was lediglich als ihr Kriterium anzuerkennen ist. So ist das dauernde Zusammensein von Zuständen das Kriterium der Substantialität. Die Wahrnehmung dauernd zusammenseiender phänomenaler Zustände oder Merkmale würde zwar nie, wie die Empiristen meinten, den Substanzbegriff haben entstehen lassen; wohl aber zeigt sie uns diejenigen

Digitized by Google

Stellen in der Welt, an denen der angeborene Zwang, Substanzen zu denken, tatsächlich angreifen kann. Entsprechend bei der Kausalität; die regelmäßig sich wiederholende Aufeinanderfolge phänomenaler Geschehnisse schafft zwar nicht erst Kausalität, wohl aber die Kausalitäten, d. h. die konkreten Anwendungsfälle jenes aprioristischen Prinzips.

Die eben genannten Kriterien von Substanz und Kausalität sind seit langen Zeiten bekannt; und sie reichten aus, solange man jede der beiden Kategorien in ihren phänomenalen Äußerungen für sich untersuchte. Dies wird nun anders. Wir wissen jetzt, daß wir die beiden sonst getrennten Kategorien nicht nur stets untereinander, sondern auch beide mit der Individuation verbunden denken müssen. Hierdurch kompliziert sich die Kriterienfrage außerordentlich; aber ihre schließliche Lösung gewinnt auch eine ganz andere Fruchtbarkeit für die wissenschaftliche Erkenntnis und die Weltanschauung. Wir dürfen uns jetzt nicht mehr zufrieden geben, überall da, wo Zustände dauernd verbunden auftreten, von Substanzen, überall wo Geschehnisse in stetiger Wiederholung auftreten, von Kausalitäten zu sprechen; sondern wir müssen fragen: Welche phänomenalen Gebilde genügen der Forderung, Kriterien für Substantialität, Kausalität und Individualität in einem zu sein? Oder anders ausgedrückt: In welchen Erfahrungstatsachen stellt sich die Existenz individualisierter wirkungsfähiger Substanzen dar?

Da ja die Kriterien der Substantialität und Kausalität jedes für sich schon bekannt sind, so wird das Kriterium der Individualität natürlicherweise den leitenden Gesichtspunkt der folgenden Betrachtung bilden. Der Mensch muß die Welt aus Individuen bestehend denken; dies gilt für jedes Denken, das vorwissenschaftliche sowohl wie das wissenschaftliche. Die Gesichtspunkte aber, nach welchen individualisiert wird, sind sehr mannigfache; denn die phänomenale Gegebenheit mit ihren Zuständen und Veränderungen läßt unzählige Gruppierungen, Zergliederungen und Einheitsbildungen zu. Dieser Möglichkeiten bedient sich das nichtwissenschaftliche Denken ganz wahllos und unkritisch; für die wissenschaftliche Erkenntnis ist es erste Bedingung, sich klar zu werden über Zulässigkeit oder Unzulässigkeit jener

Digitized by Google

Gesichtspunkte, um das einwandsfreie Kennzeichen echter Individuen zu finden, d. h. solcher, die zugleich auch den Kriterien der Substantialität und Kausalität entsprechen. Diese kritisch zu übende Abgrenzung der Individuen führt also erst alles Geschehen auf seinen wirklichen Quell, alle Beschaffenheiten auf ihren realen Träger zurück, ist somit die Grundaufgabe aller Wissenschaft. Die „echten Individuen" sind die letzten Erkenntnismomente; solange sie nicht erreicht sind, bewegt man sich noch im Vorletzten, Erklärungs-bedürftigen und -fähigen. Gelingt es uns aber, das geforderte Kriterium zu entwickeln, so gewinnen wir dadurch nicht nur eine erkenntnistheoretische, sondern zugleich auch eine neue methodologische Grundlage der Forschung. Für jedes wissenschaftliche Einzelgebiet wird neben der Anwendung der alten Methoden, der Analyse und Synthese, ja ihnen vorgeordnet, eine dritte zu fordern sein, die „Hypostase", wie wir sie nennen werden. Sie hat die Aufgabe, für die Phänomene des betreffenden Gebiets die ihnen zu Grunde liegenden „echten" Individuen korrekt abzugrenzen. Doch wird uns diese Forschungsmethode erst im nächsten Bande beschäftigen; hier beschränken wir uns ganz auf die erkenntnistheoretische Betrachtung.

Wir werden sämtliche möglichen Kennzeichen der Individuation der Reihe nach kritisch durchgehen, bis wir schließlich bei dem allein einwandsfreien angelangt sind.

1. Das subjektive Kriterium. — An einer Stelle unseres Erlebnisinhalts tritt uns ein echtes Individuum gleichsam nackt entgegen: im Ichbewußtsein. Denn daß unser sich darin spiegelndes Ich einheitliches Sein und einheitliches Wirken darstellt, brauchen wir nicht erst aus irgend welchen Anzeichen zu erschließen; es ist das Gewisseste von allem, was für uns existiert. Und es ist wohl auch ferner sicher, daß der psychologische Ursprung unseres Individuumbegriffes hier liegt; der primitive Mensch kann sich in der ganzen Welt Individuen nur als „Iche" denken.

Für die wissenschaftliche Welterkenntnis indessen kann die Ichheit nicht das zureichende Kennzeichen des Individuums sein; der Weg Descartes' und Fichtes, vom Ich und aus dem Ich

Digitized by Google

heraus das Nicht-Ich zu entwickeln, führt uns nie zu dem gewünschten Ziele. Das Ich, das seiner Einheit im Selbstbewußtsein unmittelbar bewußt wird, ist ja für jeden Menschen nur einmal da; in allen weiteren Fällen, wo er Iche, und damit echte Individuen in der Welt annimmt, muß er sie erschließen. Denn jene mystischen Akte der „Einfühlung", der „intellektuellen Anschauung" u. s. w., in welchen der Mensch unmittelbar das individuelle Ich-Sein eines Nicht-Ich in sich erlebt, mögen tief an die metaphysischen Wurzeln alles Daseins rühren; aber objektive Gewißheit von Beweisbarkeitscharakter verbürgen sie nicht, und damit kommen sie für die Begründung einer kritischen Weltanschauung nicht in Betracht. Wenn also der Erkennende bei der Feststellung anderer Iche auf ein Schlußverfahren angewiesen ist, dann müssen ihm ja schon bestimmt gegliederte Ganze gegeben sein, die ihn veranlassen, Träger der Iche abzugrenzen; er muß gewisse äußere Symptome haben, die eine Einheitlichkeit des Seins und Wirkens erkennen lassen, um ein Recht zu besitzen, diesen Individuen ein Ich zuzusprechen. Somit müssen andere von der Ichheit unabhängige Kriterien der Individuation existieren. Die Unterlegung eines Ich ist nicht das Mittel zur Feststellung anderer Individuen, sondern höchstens eine hinzugefügte Ergänzung nach Feststellung der Individuen.

Dieser Punkt ist wichtig genug; denn indem man die Konstatierung echter Individuen mit der Konstatierung von Ichen, Seelen und Bewußtseinseinheiten identifizierte, hat man überflüssiger- und schädlicherweise eine notwendige Forderung des Denkens mit einer sehr unsicheren metaphysischen Hypothese verquickt und der ersteren dadurch ihre strenge Verbindlichkeit geraubt. So Fechner, Häckel u. a. Ob eine Pflanze, ein Weltkörper, ein Molekül ein „Individuum", d. h. ein einheitliches wirkungsfähiges Ganzes sei, kann wissenschaftlich bewiesen oder widerlegt werden. Ob sie Träger von Bewußtseinseinheiten seien, nicht.

Wir werden späterhin ebenfalls den Panpsychismus als Hypothese aufstellen; aber wenn er wohl als Zinne des Weltanschauungsgebäudes erscheinen darf, als Fundament ist er absolut nicht tragfähig.

Digitized by Google

So führt uns denn auch die Erkenntnistheorie zu jener „psychophysischen Neutralität" der Grundbegriffe, die wir schon früher als ein wesentliches Merkmal unseres Systems bezeichnet hatten. Die drei Momente, durch die uns das echte Individuum charakterisiert wird: Einheitlichkeit, Wirkungsfähigkeit und Substantialität, gehören weder dem physischen noch dem psychischen Gebiet an, sondern sind auf beide gleich anwendbar; und es ist eine unzulässige Unterschiebung, ihre psychische Bedeutung von vornherein für ihre eigentliche und wesentliche zu halten und damit die Individuen als Bewußtseinseinheiten zu definieren. Für uns sind die Individuen ebenso „metapsychisch", wie sie metaphysisch sind.

Der Begriff des Metapsychischen wird erst in einem späteren Kapitel, das vom Ich und dem Bewußtsein handelt, seine volle Bedeutung gewinnen.

2. Die halb-objektiven Kriterien. — Da sich die Einheit unseres Gesamterlebens, das Ichbewußtsein, als unbrauchbar erwies, zum allgemeinen Kriterium der Individuation erhoben zu werden, so müssen wir nun zusehen, ob sich Partialeinheiten innerhalb unseres Erlebnisinhaltes finden, die sich zu Kriterien eignen. Sind es doch auch Partialphänomene, die, wie wir oben sahen, als Kriterien der Substanz und der Kausalität auftraten; dort eine gewisse Beschaffenheit der wahrgenommenen Zuständlichkeiten, hier eine gewisse Verknüpfung der wahrgenommenen Geschehnisse (Veränderungen). Zustände und Veränderungen, diese beiden Hauptarten des phänomenal Gegebenen, sind nun auch daraufhin zu prüfen, ob sie nicht empirische Einheitlichkeiten aufweisen, die als widerspruchslose und einwandsfreie Kennzeichen der objektiven Existenz echter Individuen verwertet werden dürfen.

Hierbei wird eine prinzipielle Schwierigkeit zu überwinden sein. Da jeder empirische Erlebnisinhalt in seiner Beschaffenheit abhängig ist sowohl von dem Objekt, welches erlebt wird, wie von dem Subjekt, welches erlebt, so kann die Einheitlichkeit des Erlebnisinhalts entweder darauf beruhen, daß das erlebte Objekt einheitlich ist, oder darauf, daß das erlebende Subjekt einheitlich reagiert. Nun ist die Einheitlichkeit des Subjektes stets vor-

Digitized by Google

handen; somit scheint es, als ob wir niemals zu einem eindeutig objektiven Kriterium kommen können, da ja bei jedem einheitlichen Erlebnis möglich ist, daß seine Einheit lediglich subjektiven Ursprung habe. M. a. W.: der Ort der Individuation ist vieldeutig; die Frage, wo der Quellpunkt der Einheitlichkeit liege, bleibt offen. Wir werden in der Tat unter der Bezeichnung der „halb-objektiven" Kriterien eine Reihe von empirischen Tatbeständen besprechen, die, obwohl oft genug als Individuationskriterien aufgestellt, aus eben genanntem Grunde erkenntnistheoretisch hierzu nicht genügen. Aber wir werden endlich sehen, daß es ein Kriterium gibt, bei dem die Beteiligung des Subjekts so weit ausgeschaltet werden kann, daß die Einheitlichkeit des Phänomens einen eindeutigen Ort im Objekt hat; dieses „objektive Kriterium" allein darf zur Grundlage der Erkenntnis gemacht werden.

So recht im Gegensatz also zu den Versuchen, das Ich zum Prinzip der Individuation zu erheben, werden wir unser Prinzip in möglichster Entfernung vom subjektiven Ichprinzip, an der objektivsten Stelle aller Phänomene zu suchen haben. —

Die Zuständlichkeit des phänomenal Gegebenen kann Einheitlichkeiten enthalten sowohl in extensiver Form: als Stetigkeit — wie auch in qualitativer Form: als Sonderbeschaffenheit.

Die raumzeitliche Stetigkeit und ihre Durchbrechung durch raumzeitliche Grenzen ist in der Geschichte der Wissenschaft das weitaus wichtigste Individuationsprinzip gewesen. Hat doch sogar ein Schopenhauer gemeint, daß durch Raum und Zeit „Individuen" erst geschaffen würden; in diesem Sinne nannte er die beiden Anschauungsformen „principia individuationis". Diese Formel ist sicher falsch. „Geschaffen" wird der Begriff des Individuums durch die raumzeitliche Gliederung der Phänomene so wenig, wie der Begriff der Substanz durch das regelmäßige Beieinandersein von Zuständen oder der der Kausalität durch die regelmäßige Succession von Geschehnissen; es kann sich höchstens darum handeln, ob die raumzeitliche Gliederung uns die Möglichkeit gibt, die durch Denkzwang geforderte Individuation im einzelnen konkreten Falle richtig zu vollziehen.

Daß die in räumlichen und zeitlichen Erlebnissen vorhandenen stetigen Zusammenhänge nach innen hin und ihre sprunghafte

Digitized by Google

Grenzsetzung nach außen hin dem naiven Denken oft genug Anlaß gaben zum Individualisieren, ist klar. Ihm ist der Stein ein Ding, weil er eine Reihe von Eigenschaften in räumlicher Kontinuität und in zeitlicher Dauer zeigt, ebenso die Wolke, der See, der Baum, der Mensch; sie alle sind zunächst raumzeitliche „Zustands"-Individuen.

Dem wissenschaftlichen Denken aber können diese provisorischen Denkeinheiten nicht genügen. Denn die raumzeitlichen Zustandsindividuen sind einer wissenschaftlichen Methode zugänglich, durch welche sie zerstört werden: der Analyse. Räumliche Zusammenhänge, zeitliche Dauern, die als Symptome der Einheit gelten, lassen sich teilen und werden geteilt. Zunächst empirisch. Indem ein Raumgebilde, das sich eben als Ganzes gegen andere abgegrenzt hatte, z. B. ein Stein, im nächsten Augenblick räumlich zerfiel und so zu zwei gegeneinander geschiedenen Gebilden wurde, mußten auch die nur auf räumliche Zuständlichkeit gegründeten Individuen wechseln; man hatte nicht einen aus zwei Teilen bestehenden, sondern zwei Steine vor sich. Aber diese Teilbarkeit wurde immer weiter verfolgt; Seziermesser, Mikroskop und Teleskop zerlegten räumliche Einheitlichkeiten, Momentphotographie und Chronometer zeitliche Einheitlichkeiten in Teile, so daß die Zustandsindividuen mehr und mehr zusammenschrumpften. Freilich hat die effektive Teilung für uns Menschen einmal ein Ende; aber da dieses Ende so deutlich abhängig ist von den sensoriellen, motorischen, technischen Fähigkeiten der analysierenden Subjekte, so vermögen wir nicht das jeweilig letzte Produkt der Teilung als das nun erreichte „objektiv echte" Individuum anzusehen. Auch das effektiv nicht mehr weiter Teilbare müssen wir doch als an sich noch weiter teilbar denken; hiermit aber treten wir in einen progressus in infinitum ein: es liegt im Wesen unserer Raum- und Zeitanschauung, daß Extensives als in Teile zerlegbar gedacht werden muß; solange wir also noch Gebilde von raumzeitlicher Stetigkeit denken, sind wir nicht bei echten Individuen angelangt.

Hier liegt eine der fundamentalsten Antinomien des wissenschaftlichen Denkens vor; dem Zwange zur „Individuation", der alles Existierende an individuelle Substrate bindet, tritt der Zwang zur

Digitized by Google

„Dividuation" gegenüber, der jede räumliche und zeitliche Einheit sofort wieder als aufhebbar denken läßt durch weitere ins Unbegrenzte fortgehende Teilung. (Kant's „zweite" Antinomie.) Wählen wir als klassisches Beispiel den Begriff des Atoms: Während es auf der einen Seite als „letzte" Substrateinheit gefaßt wird, muß es auf der anderen Seite elastisch gedacht werden; elastisch aber bedeutet: im Inneren verschieblich, d. h. es muß noch elementarere Individuen, die gegeneinander den Ort wechseln können, in sich schließen. An Versuchen, dieser Antinomie zu entgehen, hat es nicht gefehlt. So verzichtet die „Kontinuitätshypothese" darauf, das Seiende überhaupt aus letzten individualisierten Teilen bestehend zu denken. Aber diese Theorie wird erst dann brauchbar zur Erklärung der Wirklichkeit, wenn sie das an sich stetige Sein irgendwie zu einzelnen Gebilden sich zusammenballen läßt (Corpusculartheorie), und steht somit wiederum vor dem Rätsel der Individuation. Auf anderem Wege versucht es der Positivismus, indem er sich dessen enthalten will, die Teilbarkeit des Räumlichen und Zeitlichen über die gegebenen und empirisch faßbaren Teile hinaus weiter zu denken, und daher mit der Analyse bei den Empfindungen als letzten Individuen stehen bleibt; aber er kann es nur, indem er einem Zwang des Denkens in der Wissenschaft an einer bestimmten, ihm bequemen Stelle willkürlich Halt gebietet, nicht, indem er ihn tatsächlich aufhebt. Durch solche Kompromisse ist also der Widerspruch nicht zu lösen.[1])

Wir haben vielmehr aus der Antinomie eine radikale Forderung zu ziehen: Dasjenige Moment, welches dem Prinzip der Dividualität folgt, kann nicht zugleich Erkenntnismittel der Individualität sein. Die raumzeitliche Gliederung ist daher nicht das von uns gesuchte Kriterium der Individuation. —

Das andere Moment der phänomenalen Zuständlichkeit ist die Qualität. Mit ihr kommen wir dem wirklichen Prinzip der Individuation schon einen Schritt näher, wenn wir es auch noch nicht erreichen. Die bei der raumzeitlichen Kontinuität vorhandene Antinomie existiert hier nicht mehr; eine unbegrenzte Dividualität ist nicht vorhanden. Nehmen wir „Qualität" in weitester Bedeutung:

[1]) Der oben besprochene Widerspruch ist wieder nur eine Spezialform des früher behandelten „impersonalen Paralogismus".

Digitized by Google

als einfache Sinnesqualität (Farbe, Ton), als psychische Qualität (Stimmung, Gefühl), als Gestaltsqualität (Form, Rhythmus) — überall stößt die Analyse sehr bald auf eine Schranke; wir kommen zu Erlebniseinheiten, die nicht weiter als Summe ihrer Teile dargestellt werden können, weil sie entweder wirklich einfach sind (Farbe rot) oder zur Summe der Teile etwas undefinierbar Besonderes in der Synthese hinzubringen (geometrische Gestalt, Rhythmus, Harmonie). Hier also haben wir wirklich individuelle Phänomene; dürfen wir nun die Substrate, die wir ihnen unterlegen müssen, als wirkliche „Individuen" ansprechen? Nein, denn hier besteht von vornherein jene Zweideutigkeit des Individuations-Ortes, von der wir oben sprachen; wir haben kein Recht, die Einheitlichkeit der Qualität auf das sie besitzende Objekt zu beziehen, da sie durch die Einheitlichkeit des percipierenden Subjektes erklärt werden kann. Daß die vier Linien □ die Gestaltsqualität „Viereckigkeit", also eine unauflösbare einheitliche Eigenart zeigen, beweist nicht, daß jenes Viereck ein wirkliches Individuum ist, sondern nur, daß „ich" ein mit synthetischer Funktion begabtes Individuum bin.

Man ersieht hieraus, daß man von „Zustandskriterien" eigentlich gar nicht sprechen darf; denn die Qualität ist als reiner Zustand überhaupt nicht zugänglich, sondern nur als ein zwischen Objekt und Subjekt sich abspielender Prozeß. —

Wir haben uns nun nach den eigentlichen Vorgangskriterien umzusehen. Gibt es einheitliche Geschehensphänomene, die mit Eindeutigkeit die Existenz eines einheitlichen Bewirkers kundgeben?

Zu allem Wirken müssen wir, so fanden wir oben, ein Wirkungssubjekt und ein Wirkungsobjekt hinzudenken. Für deren Verhältnis gibt es zwei Möglichkeiten; wir beginnen mit der scheinbar einfacheren, sicher anschaulicheren, daß die beiden Beziehungspunkte des Wirkens nicht nur logisch, sondern auch tatsächlich geschieden sein sollen: ein a wirke auf ein b. Es ist dies die exoterische oder transeunte Kausalität, bekanntlich diejenige Form der ursächlichen Beziehung, die der Impersonalismus als die einzig mögliche ansieht.

Wir würden sie nur dann als wirkliche Kausalität anerkennen

Digitized by Google

dürfen, wenn sich nachweisen ließe, daß das a, von dem sie ausgehen soll, tatsächlich eine Wirkungseinheit, ein echtes Individuum sei. Es ist also die Frage: Wann ist ein empirisches transeuntes Geschehen so beschaffen, daß es mit Sicherheit auf einen einheitlichen Entstehungsquell zurückzuführen ist?

Geschehen ist Veränderung. Für die phänomenale Einheitlichkeit von Veränderungen gilt nun zunächst das entsprechende wie für die phänomenale Einheitlichkeit der Zustände: sie kann eine raumzeitliche oder eine qualitative sein. Bei raumzeitlichen Veränderungseinheiten (Bewegungen) stoßen wir von neuem auf die Antinomie von Invidualität und Dividualität: jeder Bewegungsprozeß ist wiederum als Summand von Bewegungsprozessen niederer Ordnung zu denken, seine Einheitlichkeit verliert sich also ins Unbestimmte. Dagegen können qualitative Änderungen (Wandlungen) einwandsfreie Einheitlichkeit besitzen. Daß ein Rot grün, eine gerade Linie krumm, etwas Chaotisches symmetrisch wird, ist — seiner Qualität nach — nicht mehr durch Summation von Teilqualitäten zu ersetzen. Dennoch ist eine individuelle Qualitätsänderung ebensowenig kritisches Symptom einer individuellen Existenz, wie der individuelle Qualitätszustand ein solches Symptom war. Zwar weist die Einheitlichkeit des Geschehens auf ein einheitliches Kausalsubstrat, aber wir wissen wieder dessen Ort nicht. Ja, jetzt ist der Ort sogar dreideutig geworden. Denn die Einheitlichkeit kann entweder darauf beruhen, daß das Substrat a als echtes Individuum wirkt, oder darauf, daß Substrat b als echtes Individuum auf die Einwirkung von a reagiert, oder schließlich darauf, daß mein erkennendes Ich auf die Affektion durch das Geschehen einheitlich reagiert.

Beispiel: Ein Blitzschlag wirft eine Säule um — ein einheitliches Geschehen. Wo aber steckt der Ursprung dieser Einheit? Ist die Wolke, die den Blitz schleudert, ein individuelles Wesen? Ist die Säule, die getroffen wird, ein solches? Das unwissenschaftliche Denken des mythenbildenden Menschen bejaht dies; es sieht in der Wolke den Gott, und in der Säule, die vielleicht ein Götzenbild darstellt, den Bestraften oder Besiegten. Wir wissen längst, daß diese Personifikationen falsch sind, daß die Einheitlich-

Digitized by Google

keit des Geschehnisses nur in unserer Auffassung liegt. Was aber dieses Beispiel im Großen zeigt, gilt für alle transeunte Kausalität. Wenn der Magnet den Eisenfeilspan anzieht: wer oder was wirkt? Der Magnet als Ganzer? Aber er ist ja nur Summe der Eisenteile. Jedes einzelne Eisenatom? Aber der Begriff des Atoms ist vom Standpunkt der exoterischen Kausalität ein Widerspruch in sich selbst; denn wir haben nirgends ein Recht, die Teilung des Eisens als vollendet zu denken, derart, daß wir je zu dem wirkenden Urelement kämen. Kurz alle transeunte Kausalität ist niemals mit sicherer Eindeutigkeit auf ein Wirken, d. h. auf einen Akt echter individueller Wirkungseinheiten zurückzuführen. Da aber der erkenntnistheoretische Zwang besteht, alles Geschehen als individuelle Tat aufzufassen, so ist die transeunte Kausalität überhaupt nicht im stande, das Kausalbedürfnis primär zu befriedigen. Die Urform der Kausalität, die wir begreifen können, ja zu denken gezwungen sind, muß anderer Natur sein, vielleicht daß sich die transeunte aus ihr als sekundäres Phänomen ergibt.

3. Das objektive Kriterium. — Wir sind jetzt per exclusionem zu demjenigen empirischen Tatbestand gelangt, welcher allein widerspruchslos als Symptom echten individuellen Seins aufgefaßt werden kann: es ist die Einheit des immanenten oder esoterischen Geschehens.

Die beiden Substrate, zwischen denen ein Geschehen abläuft, fallen logisch als Wirkungssubjekt und Wirkungsobjekt auseinander. Aber müssen sie auch tatsächlich auseinanderfallen, wie es die exoterische Auffassung will? Gibt es nicht vielleicht Geschehnisse, bei denen beide Substrate identisch sind, d. h. dasselbe Seiende sowohl Ausgangs- wie Zielpunkt des Geschehens ist? Falls ein solches innenbleibendes, sich in sich selbst reflektierendes Geschehen existiert und falls es zugleich einheitlich ist, dann ist kein Zweifel mehr vorhanden, wo der Ort dieser Einheitlichkeit zu suchen sei.

In der Tat gibt es solche Geschehnisse; es sind diejenigen, die wir als Selbsterhaltungen bezeichnen.

Man denke sich ein phänomenales Gebilde, welches in irgend

Digitized by Google

welcher qualitativen Hinsicht Einheitlichkeit aufweist (dies war, so fanden wir, kein Kennzeichen echter Individualität). Man denke sich an diesem Gebilde Veränderungen ablaufend sehr mannigfaltiger, sehr zusammengesetzter Art (dies wäre gerade, weil das Geschehen zusammengesetzt ist, erst recht kein Kennzeichen der Individualität). Man denke sich nun aber drittens die mannigfachen Veränderungen stets so ablaufend, daß hierbei die qualitativ eigenartige Einheit gewahrt bleibe: so liegt in diesem Erfolg eine Einheitlichkeit des Geschehens, die völlig unauflösbar ist und die notwendig ein einheitliches Substrat fordert. Wo wir aber dies Substrat zu suchen haben, ist nunmehr eindeutig; jener qualitativ eigenartige, in allem Wechsel mit sich selbst identisch bleibende Phänomenkomplex ist sein Ort.

Bei der Einheit der Selbsterhaltung, und nur bei ihr, sind die Bedenken hinfällig, welche gegen die anderen Individualisationskriterien geltend gemacht werden mußten. Die Antinomie zwischen Individuation und Dividuation existiert nicht: denn die stetige Identität des Erfolgs bei verschiedenartiger Beschaffenheit des Geschehens ist nicht ein Phänomen, das ins Unendliche teilbar gedacht werden kann, sondern etwas schlechthin und unauflösbar Einheitliches. Und die Mehrdeutigkeit des Individuations-Ortes existiert nicht; denn an die Stelle der beiden Objekte, die an der transeunten Kausalität beteiligt waren, ist jetzt ein einheitliches getreten, so daß Ausgangspunkt und Endpunkt des Geschehens identisch wird; zugleich ist aber auch das perzipierende Subjekt als möglicher Ort der Einheitlichkeit des Phänomens ausgeschaltet. Dieser letzte Punkt bedarf noch einer kurzen Erläuterung.

Solange irgend ein phänomenaler Einzelinhalt als Erkenntnismittel verwertet werden soll, ist stets der unaufhebbare Zweifel da, inwiefern diese Gegebenheit objektiviert werden dürfe, da ja das Subjekt an ihrer inhaltlichen Färbung in unkontrollierbarer Weise beteiligt sei. Ob Rot „objektiv" rot, ob eine Bewegung „objektiv" eine Bewegung sei, ist für unsere Erkenntnisfähigkeit ein für alle Mal transcendent. Anders aber, wenn die Gegebenheit gar nicht mehr nach ihrem konkreten Inhalt, sondern nur nach den formalen Beziehungen, welche dieser Inhalt darbietet, in Betracht kommt. Daß in irgend einem Erscheinungskomplex ein stetig sich vollziehender

Digitized by Google

Wechsel immer wieder in der Richtung auf Wiederherstellung des ursprünglichen Zustandes funktioniert, bleibt bestehen, ganz gleich, wie viel oder wie wenig von der konkreten Beschaffenheit jener Veränderung und jener Zuständlichkeit auf Rechnung des perzipierenden Subjektes kommt. Die formale Tatsache des „Identisch-Bleibens im Wechsel" stellt einen immanenten Kreisprozeß dar, während gleichzeitig jede Einzelphase des Kreisprozesses in ihrem erscheinenden Inhalt durch das Zusammenwirken von Objekt und Subjekt bestimmt wird. Jene immanenten Kreisprozesse als solche sind daher die objektivsten Stellen in unserem ganzen Erleben und somit zugleich diejenigen Stellen, die uns als Kriterien des objektiven Seins dienen können. Nur wo sich etwas in stetem Wechsel selbst erhält, haben wir das Recht, die vom Denken geforderten, individuellen kausalen Substrate als existierend anzunehmen.

Noch von einem anderen Gesichtspunkt aus kann man nachweisen, daß einzig die Selbsterhaltungsphänomene den Ansprüchen genügen, die an das Kriterium der Individuation zu stellen sind. Wir fanden oben in der Kategorienlehre, daß die drei primären Kategorien Substantialität, Kausalität und Individualität untrennbar zusammengehören. Nun bestand das Kriterium der Substantialität für sich allein im dauernden Zusammensein von Merkmalen, das Kriterium der Kausalität für sich allein in der regelmäßigen Aufeinanderfolge von Veränderungen. Alle früher betrachteten Kriterien der Individualität zeigen nun, abgesehen von ihrer sonstigen Unzulänglichkeit, den Mangel, daß sie nur mit einer der beiden anderen Kategorien verknüpfbar wären; die „Zustands"-Kriterien mit der Substantialität, die „Vorgangs"-Kriterien mit der Kausalität. Nur die „Selbsterhaltungsphänomene" werden den beiden anderen Kategorien zugleich gerecht. Denn ein Selbsterhaltungsganzes zeigt ja Identität im Wechsel; Identität: nämlich dauerndes, sich immer wieder restituierendes Zusammensein von Merkmalen; Wechsel: nämlich regelmäßigen Zirkelprozeß von Störungen und Wiederherstellungen jener Zuständlichkeiten. Selbsterhaltungsphänomene also erfüllen gleichzeitig die Forderung der Substantialität, Kausalität und Individualität; Sein, Wirken und Einheit haben einen und denselben Ort.

Digitized by Google

Daß bei näherer Betrachtung der Begriff „Selbsterhaltung" noch große Schwierigkeiten enthält, wird sich später zeigen; so werden wir auch hier „echte" Selbsterhaltungen, die uns das Recht zur Individuation geben, unterscheiden müssen von unechten Selbsterhaltungen, die hierzu nicht berechtigen (man denke etwa an den See, der durch gleichmäßigen Zu- und Abfluß „Identität im Wechsel" zeigt); doch gehört diese Schwierigkeit nicht in die Erkenntnistheorie.[1])

Fassen wir die bisherigen Ergebnisse unserer Kriterienlehre zusammen, so können wir sagen: Das Erkennen des Menschen ergreift die ihm zugänglichen letzten Erklärungsgründe der Welt, auf welche alle empirischen Tatbestände zurückgeführt werden müssen, nämlich individualisierte wirkende Existenzen, an zwei Stellen: subjektiv und einmalig im eignen Ich, objektiv und vielfältig in den Selbsterhaltungsphänomenen. Alle dazwischen liegenden Phänomene mußten wir wegen ihres nur halb-objektiven Charakters als Kriterien ablehnen; wir können sie aber jetzt, nachdem wir die anderweitige Kriterienbestimmung vollzogen haben, als sekundäre Symptome und Symbole des Seienden annehmen; in räumlich-zeitlichen Zusammenhängen, in einheitlichen Qualitäten und Formen, in transeunten Kausalzusammenhängen dürfen wir Äußerungen und Darstellungen jener individuellen Substrate sehen, deren Existenz durch ihre Selbsterhaltungsakte bewiesen ist.

IV. Der kritische Personalismus.

Nunmehr schließt sich der Kreis der gesamten bisherigen Betrachtung. Diejenigen Fundamentalprinzipien unserer Philosophie, die wir früher dogmatisch aufstellen mußten — der Satz von der synthetischen Position und der Begriff der Person — ergeben sich jetzt als notwendige Folgerungen der erkenntnistheoretischen Ableitung.

Wir hatten gefunden, daß weder Einheit der raumzeitlichen Gliederung noch Einheit der qualitativen Zuständlichkeit das Kriterium der Individualität lieferten; somit sind die echten Individuen

[1]) Vgl. hierzu Kapitel XII.

Digitized by Google

nicht dadurch zu charakterisieren, daß sie der Mannigfaltigkeit der Teile und der Zustände entbehren, also einfach sind. Die Einheit, die wir als Kriterium benutzten, war lediglich die Zieleinheit des Geschehens; diese aber läßt Mannigfaltigkeit der Teile nicht nur zu, sondern fordert sie sogar; denn das Wesen der Selbsterhaltung besteht darin, daß der vielseitige Wechsel der Geschehnisse immer wieder zu demselben Zielergebnis kommt. Mit anderen Worten: Die wirklichen Individuen verbinden in sich Einheit und Mannigfaltigkeit. Damit fällt das Dogma der analytischen Position, auf welches sich der Sachstandpunkt stützt: „nur das Einfache ist und wirkt". Durch Zerlegen eines Ganzen in die Teile, die es enthält, werden die Ursachen, die es enthält, nicht mit zerlegt; die durch Analyse aufweisbaren zuständlichen Einheiten decken sich nicht mit kausalen Einheiten. Jenem Dogma stellen wir daher den Satz von der synthetischen Position als erkenntnistheoretisch geforderten — d. h. nicht mehr als Dogma, sondern als Axiom, gegenüber: wir müssen die Welt bestehend denken aus Individuen, die, obwohl sie nicht einfach sind, dennoch in ihrem Sein und Wirken einheitlich sind. Sie haben Dividualität der Zuständlichkeit, aber Individualität des Wirkens.

Für diese individuellen wirkenden Substrate können wir nun aber noch ein anderes Merkmal aus dem bisherigen ableiten: das teleologische, Denn ihr Wirken, die Selbsterhaltung, ist ein reflexives, fordert die Einheit von Wirkungssubstrat und Wirkungsziel, kurz: die Einheit des Telos erbringt erst den Nachweis für die Einheit der Kausa. Hiermit haben wir den Gegenpol der impersonalistischen Kausalitätsauffassung erreicht. Der Kausalbegriff schließt den Teleologiebegriff nicht nur nicht aus, sondern geradezu mit Notwendigkeit ein; wir können wahres Wirken überhaupt nicht anders denn teleologisch denken. Diese Teleologie freilich darf ebensowenig exoterisch verstanden werden, wie die Kausalität — und damit scheidet sich unser Ergebnis vom naiven Personalismus; einem individuellen wirkenden Substrat ist Ursächlichkeit und Zielstrebigkeit durchaus in gleicher Weise immanent; das Substrat wirkt auf sich selbst im Sinne der eigenen Selbsterhaltung.

Ein solches Seiendes aber, das trotz der Vielheit der Teile

Digitized by Google

eine reale Einheit bildet, und trotz der Vielheit der Funktionen eine einheitliche zielstrebige Selbsttätigkeit vollzieht, bezeichneten wir oben als „Person". Der Satz: „Die Welt besteht aus Personen" ist nun nicht mehr eine spekulative Behauptung, sondern der Ausdruck einer erkenntnistheoretischen Notwendigkeit.

Man hört oft von impersonalistischer Seite das Urteil: Jeder Versuch, die Phänomene der Welt zu „personificieren", sei Rückfall in die Mythologie und daher von der Wissenschaft streng fernzuhalten. Wir sehen jetzt, daß dies gar nicht möglich ist. Der Unterschied zwischen dem naiven Denken und dem wissenschaftlichen Erkennen besteht nicht darin, daß jenes personifiziert und dieses nicht, sondern darin, daß jenes falsch und unkritisch, exoterisch und anthropozentrisch personifiziert, dieses aber kritisch, auf Grund eines viel allgemeineren Personenbegriffs und unter Zuhilfenahme eines einwandfreien Kriteriums. Personifizieren aber müssen beide, denn der Mensch kann die Welt überhaupt nicht anders erkennen, als in der Form von „Personen".

Damit ist der Personalismus als kritische Weltanschauung begründet.

V. Die sekundären Kategorien.

Wir haben die ganze erkenntnistheoretische Betrachtung bisher mit nur drei Kategorien bestritten: Substantialität, Kausalität, Individualität. Nun sind aber die allgemeinen Formen, in denen sich unser Denken ergeht, viel mannigfaltiger; es sei nur erinnert an die Kategorien des Physischen und Psychischen, die seit Jahrhunderten das Grundorientierungs- und Scheidungsmerkmal alles Philosophierens gebildet haben; ferner an die Kategorien des Maßes (der Quantität) und des Gesetzes (des exoterischen Kausalzusammenhanges), auf welche der Impersonalismus seine ganze Weltkonstruktion stützt. Sollten alle diese Formen rein empirische Erwerbungen sein, so daß sie in einer erkenntnistheoretischen Aufnahme unseres apriorischen Denkinventars fehlen dürften? Oder sind sie nicht vielmehr eben solche Fundamentaltatsachen unseres Denkens wie die Trias von Sein, Wirken und Einheit?

Digitized by Google

Keine der beiden Möglichkeiten gilt. Jene Kategorien werden nicht aus beliebigen Erfahrungen abgezogen, sondern sie sind denknotwendig; aber sie haben nicht den Fundamentalcharakter der Grundkategorien, sondern sie sind ableitbar. Indem sich nämlich die Trias der apriorischen Kategorien nur auf Grund bestimmter Kriterien verwirklicht, erhält der Begriff der Person Merkmale, welche in eigentümlicher Weise die Notwendigkeit der Kategorien und die Phänomenalität der Kriterien vereinen. Wir wollen diese Merkmale als „sekundäre Kategorien" bezeichnen. Gilt für die primären Kategorien der unableitbare Satz: „Der Mensch muß die Welt in der Form individualisierter wirkender Substrate denken", so gilt für die sekundären Kategorien der abgeleitete Satz: „Wir müssen die Welt unter den Kategorien des Psychischen und Physischen, des Quantitativen und Gesetzmäßigen denken, weil für uns Selbstbewußtsein und Selbsterhaltung die Kriterien sind, an denen wir die Existenz individualisierter wirkender Substrate erkennen."

Erst der Nachweis solcher sekundären Gruppen von Kategorien ermöglicht es uns, die gesamten Gedankengänge der psychophysischen Betrachtungsweise wie auch das Berechtigte an dem impersonalistischen Ideensystem in unsere Weltanschauung aufzunehmen, ohne der Herrscherrolle des personalistischen Grundprinzips Abbruch zu tun. An dieser Stelle haben wir natürlich die Ableitung nur vorzunehmen, soweit sie erkenntnistheoretischer Natur ist.

Zunächst aber wieder einige Definitionen.

Jene sekundären Merkmale der Person haben das Eigentümliche, daß sie zwei Paare bilden, in deren jedem die Glieder notwendig einander zugeordnet sind; und zwar beruht diese Zuordnung darauf, daß ein und dasselbe identische Dasein nach zwei verschiedenen Seiten hin verschiedene Aspekte bietet. Wir wollen eine solche Zusammengehörigkeit von Merkmalen, die auf Identität des Substrates beruht, nach herrschendem Sprachgebrauch als „Parallelismus" bezeichnen. Sonach zeigt alles Wirkliche einen doppelten Parallelismus; der eine umfaßt die Merkmale des Physischen und Psychischen, der andere die Merkmale des Persönlichen und Sächlichen; wir nennen jenen, wie alt-

Digitized by Google

hergebracht, den „psychophysischen", diesen aber, mit einem neuen Wort, den „teleomechanischen" Parallelismus. Die Aufstellung dieses zweiten und seine Loslösung vom ersten wird zahlreiche, bisher unlösbare Schwierigkeiten überwinden. Einerseits wird er, indem er den früheren Dualismus von Person und Sache durch eine Zusammengehörigkeit beider ersetzt, den Impersonalismus im Personalismus aufgehen lassen; andererseits wird er, indem er deutlich vom psychophysischen Parallelismus geschieden wird, die Verwirrung beseitigen, als ob Person identisch sei mit Psyche und Sache identisch mit Physis. Die reinliche Scheidung der beiden Parallelismen ist aber dadurch möglich, daß sie in zwei verschiedenen „Dimensionen" liegen. Natürlich ist diese räumliche Bezeichnung nur ein Gleichnis, aber ein sehr anschauliches, das wir deshalb beibehalten wollen. Jeder Parallelismus, so sagten wir vorhin, besteht darin, daß ein identisches Seiendes nach zwei verschiedenen Seiten verschiedene Aspekte bietet. Diese verschiedenen Seiten aber sind beim psychophysischen Parallelismus „innen und außen", beim teleomechanischen Parallelismus „oben und unten". Dort heißt die Formel: Was von innen gesehen psychisch ist, ist von außen gesehen physisch; hier heißt die Formel: Was von oben (d. h. als Ganzes) gesehen Person ist, ist von unten (d. h. als Vielheit von Teilen) gesehen Sache.

1. Der psychophysische Parallelismus. — Wir haben zwei Kriterien für die Existenz von Personen gefunden: das subjektive des Selbstbewußtseins und das objektive der Selbsterhaltung. Jenes tritt für jeden Menschen nur einmalig auf; die Erkenntnis, die es vermittelt, ist daher lediglich Selbsterkenntnis, nicht Welterkenntnis; dieses dagegen tritt vielfältig auf und liefert uns die Gewähr für die Existenz von Personen in der Außenwelt. Dem Verhältnis der von beiden Kriterien gelieferten Erkenntnisinhalte haben wir nun noch weiter nachzugehen.

Kriterien sind Phänomene; bei jeder Erscheinung aber müssen wir fragen: Wer oder was erscheint wem? und da stoßen wir hier sofort auf eine analoge Unterscheidung, wie wir sie oben bei dem Begriffe der Kausalität und der Teleologie machen mußten:

Digitized by Google

zwischen esoterischer und exoterischer Erscheinung. Die Einmaligkeit des Selbstbewußtseinskriteriums beruht darauf, daß in ihm die Person sich selber erscheint. Erkennendes Subjekt und erkanntes Objekt sind identisch, die Erscheinung ist eine reflexive. Andererseits beruht die vielfältige Anwendbarkeit des Selbsterhaltungskriteriums darauf, daß in ihm eine Person einer anderen erscheint; und dieser Akt ist so oft möglich, als andere Personen da sind, die der erkennenden erscheinen können. Die Erscheinung ist eine transeunte.

Der Unterschied zwischen reflexiven und transeunten Erscheinungen, die ein erkennendes Subjekt hat, fordert also nicht die Annahme einer absoluten Andersartigkeit dessen, was hier und dort erscheint, sondern ist vollständig zu erklären aus der Verschiedenartigkeit der Beziehungen zum erkennenden Subjekt. Das Gleiche können wir nun aber auch von dem erkannten Objekt sagen, sofern dies eine Person ist. Es kann anderen Personen nur auf transeunte Weise, sich selbst nur auf reflexive Weise erscheinen, ohne daß es sich dabei in eine Zweiheit von Entitäten teilen müßte. Nun nennen wir den Inhalt der reflexiven Erscheinungen psychisch, den Inhalt der transeunten Erscheinungen physisch; somit sind „psychisch" und „physisch" die beiden Seiten, die eine erscheinende Person sich selbst und anderen darbietet: der psychophysische Parallelismus.

Diese erkenntnistheoretische Ableitung des psychophysischen Parallelismus unterscheidet sich von den ähnlichen Versuchen aus neuerer Zeit grundsätzlich dadurch, daß sie die Annahme realer Personen schon zur Voraussetzung hat, so daß der Parallelismus erst eine sekundäre Erkenntnis darstellt. Und dieser Unterschied bleibt nicht bloß ein erkenntnistheoretischer; er wird sich auch systematisch geltend machen. Der psychophysische Parallelismus erhält nämlich einen gänzlich anderen (und zwar tieferen) Rang im Erkenntnissystem, als ihm vom Spinozismus und den meisten der heutigen Philosopheme zugewiesen worden war. Er ist uns bloße Phänomenologie, Lehre von der Art, wie etwas erscheint; was wir aber vor allem suchen, ist Ontologie, Lehre von der Wesenheit dessen, was da erscheint. Und so bedeutet für uns der Parallelismus nur, daß wir das Wesen weder

Digitized by Google

im Physischen noch im Psychischen suchen dürfen, weil beides nur Erscheinungsbeziehung ist, sondern in Momenten, die beiden Erscheinungsgruppen gemeinsam sind und daher einen ebenso metaphysischen wie metapsychischen Charakter besitzen; das aber sind jene Momente, durch welche wir die „Person" definiert haben: Individualität, Substantialität und immanente, teleologische Kausalität. Die psychophysische Neutralität aller Grundprinzipien, Kategorien und Axiome hat ihr Gegenbild im psychophysischen Parallelismus der Erscheinungen.

Für alles Nähere möge das IX. Kapitel „Die Person als Subjekt" verglichen werden.

2. Der teleomechanische Parallelismus. — Die Hauptkategorien des Impersonalismus sind die der Quantität und der kausalen Gesetzmäßigkeit. Es hat nun zunächst den Anschein, als ob diese Kategorien zu den von uns aufgestellten Grundkategorien in unvereinbarem Gegensatze ständen: denn die Beziehung der Quantität setzt Vergleichbarkeit der Objekte voraus — das Wesen der Personen aber besteht in Individualität, d. h. unvergleichlicher Besonderheit. Und die Kategorie der Gesetzmäßigkeit setzt eine exoterische, blindmechanische Kausalität voraus — die Kausalität der Person aber ist esoterisch und teleologisch.

Allein dieser Gegensatz ist für uns nicht das, was er für den naiven Personalismus war, ein substantieller Dualismus. Auch hier gilt: was zwei Dinge zu sein scheinen, sind in Wahrheit nur zwei Seiten eines Dinges.

Erkenntnistheoretisch ist der teleomechanische Parallelismus auf zwei Wegen abzuleiten.

Der erste geht vom Axiom der synthetischen Position aus. Dieses besagt: was ist, ist einheitlich und mannigfaltig zugleich. Die Personen sind Ganze, die trotz ihrer individuellen Ganzheit und Wirksamkeit Teile und Teilfunktionen haben. Daraus ergibt sich, daß alles, was an den Personen ist und geschieht, nochmals eine Doppelbetrachtung fordert: eine direkte von Standpunkt des Ganzen aus und eine indirekte vom Standpunkt der Teile aus.

Digitized by Google

Da die Person nicht neben ihren Teilen, sondern deren zusammenschließende Einheit ist, sind die Teile das Material, aus dem sie besteht und an dem sie ihr Wirken betätigt. Und sofern die Teile dieses sind, sind sie „Sachen", mögen sie auch in anderer Beziehung selber wieder Personen sein. Auf sie strömt das Sein der Person über, zu der sie gehören, ein Sein, das nicht ihr eigenes autochthones und individuelles Sein ist; in ihnen wirkt das Tun der Personen, das nicht ihr eigenes, immanentes Tun, sondern für sie nur ein Bewirktwerden ist. Und so zeigen sie — als Teile — Merkmale und Geschehnisse, die nichts als blasse Reflexe des Wesens und Webens der sie umfassenden Person sind, die ihre Realität nicht in sich selber tragen, sondern dem Ganzen verdanken, in dem sie ruhen. In der Selbsterhaltung der Person ersetzen die Teile einander; die Teile sind also ersetzbar (und damit vergleichbar und meßbar), gerade weil das Ganze etwas Unvergleichliches, eine Individualität ist; das Geschehen an den Teilen stellt sich dar als äußerer Zusammenhang zwischen ihnen (exoterische Kausalität), gerade weil in dem Ganzen teleologische Selbstbestimmung wirkt, der die Teile sich fügen. Aus dem früheren Widerspruch des Persönlichen und Sächlichen ist ein gegenseitiges Sichbedingen geworden.

Haben wir eben den teleomechanischen Parallelismus von oben, d. h. von den Personen her kommend abgeleitet, so können wir ihn erkenntnistheoretisch nun auch in umgekehrter Richtung als notwendig erweisen, indem wir nämlich vom Sachgedanken ausgehen.

Diejenigen Kategorien, auf denen die sächliche Weltbetrachtung beruht, Vergleichbarkeit und Gesetzmäßigkeit, sind Beziehungsbegriffe. Das konkret Existierende wird hier verknüpft gedacht durch abstrakte Zusammenhänge: es war das Dogma von der „synthetischen Relation", das wir schon früher entwickelten. Diese Auffassung nun muß, konsequent durchgedacht, zu einem vollständigen Relativismus führen. Nicht das Seiende in irgend einer Form, sondern die Beziehung zwischen den Seienden wird zum letzten, höchsten Urphänomen. „Die Welt verflüchtigt sich zu einer endlosen Kette aufeinander bezogener Bezogenheiten." (Siehe

Digitized by Google

oben S. 59.)[1]) An die Stelle der Metaphysik der Substanz tritt die des Gesetzes oder der mathematischen Funktion, eine Metaphysik, die sich in sonderbarer Kurzsichtigkeit für Metaphysikfreiheit hält.

Ein solcher Relativismus ist nun aber eine erkenntnistheoretische Unmöglichkeit; denn die Forderung, alles was ist, letzten Endes auf Substrate, und alles, was geschieht, auf Wirkungen dieser Substrate zurückzuführen, gilt auch für die Relationen, sofern sie eben als existierend und wirksam angenommen werden. Ein „Gesetz" wirkt — was heißt das? Wirken kann nur, was real existiert; ein Gesetz ist aber nur eine abstrakte Formel. Darum stellt sich sofort der Zwang zu der Frage ein: Woran haftet es, daß das Gesetz existiert? Welche Seinseinheit erzeugt jene Wirkungseinheit des stetigen Gleichmaßes? Und das Entsprechende gilt für alle anderen Beziehungsbegriffe, welche im Impersonalismus die Rolle von Welterklärungskategorien spielen. Alle Relationen setzen Positionen voraus, und zwar nicht nur Positionen als Angriffspunkte, zwischen denen die Relationen einen Zusammenhang zu stiften haben, sondern auch, und vor allem, Positionen als Quellpunkte, aus denen erst ihre (der Relation) Existenz verständlich wird, also Positionen, die über ihnen schweben. Kein Gesetz ohne ein „setzendes" Etwas; keine Quantifikation (Vergleichbarkeit) ohne ein „identisches" Etwas, in Bezug auf welches die beiden zur Vergleichung kommenden Momente füreinander gesetzt werden können.

Der Impersonalismus darf die eben ausgesprochene Denkforderung offiziell natürlich nicht anerkennen; für ihn gibt es als

---

[1]) Sehr drastisch hat einmal Schopenhauer jene Unsinnigkeit des Relativismus illustriert. „Bei der vollendeten Ätiologie der ganzen Natur," so sagt er auf einer der ersten Seiten des zweiten Buches seiner Welt als Wille und Vorstellung, „mußte dem philosophischen Forscher doch immer so zu Mute sein, wie jemandem, der, er wüßte gar nicht wie, in eine ihm gänzlich unbekannte Gesellschaft geraten wäre, von deren Mitgliedern, der Reihe nach, ihm immer eines das andere als seinen Freund und Vetter präsentierte und so hinlänglich bekannt machte: Er selbst aber hätte unterdessen, indem er jedesmal über den Präsentierten sich zu freuen versicherte, stets die Frage auf den Lippen: „Aber wie Teufel komme ich denn zu der ganzen Gesellschaft?"

Digitized by Google

konkret existierend nur die einfachen Urelemente der Dinge, und diese können nicht die Erzeuger der über ihnen schwebenden Gesetzeseinheiten und sonstigen Relationen sein. Wie stark aber jener Denkzwang ist, das Relative durch Setzung von Absolutem erst sinnvoll zu machen, zeigt der Impersonalismus unfreiwillig: er verabsolutiert die Relation selber; was als Beziehung gemeint und gefunden war, verwandelt sich ihm unter der Hand zur Substanz. So wird die Weltgesetzlichkeit für den Mechanisten ein Seiendes, mit dem Kultus getrieben wird, wie mit einem Gott; und der Energetiker sieht in der Energie (die nichts anderes ist als „das Vergleichbare" in allem Geschehen), das Ding an sich.

Die modernen impersonalistischen Philosophien dünken sich weit erhaben über jenen mittelalterlichen Scholastikern, die da den Allgemeinbegriffen (Ideen) eine reale Wesenheit zuschrieben — und sie machen genau dasselbe, nur daß, was damals der allgemeine Begriff war, heute das allgemeine Gesetz ist: Hier wie dort Hypostase von — Abstraktionen!

Wenn es sich aber so als erkenntnistheoretischer Zwang erweist, die einheitlichen Bestimmungsgründe des Seins und Geschehens nicht als abstrakte Beziehungen in der Luft schweben zu lassen, sondern auf konkretes Seiendes als ihre Träger zurückzuführen, so muß ganze Arbeit gemacht werden. Nicht heimlich und hinterrücks darf man der Relation eine Position unterschieben, sondern offen und kritisch muß man die Relationen als sekundäre Ausströmungen primärer Positionen nachweisen. Nichts anderes aber als eine Erfüllung dieser Forderung stellt der teleomechanische Parallelismus dar. Wenn die Personen die einzigen wirklichen Existenzen sind, so sind sie damit eben auch das Absolute, durch welches die Relationen erst möglich werden. Durch Zergliederung dessen, was in der Position (der Person) enthalten ist, müssen sich die Relationen (Quantität und Gesetz) ergeben. Die Metaphysik der Gesetze wird zu einer Metaphysik der gesetzgebenden Personen — und der absolute Relativismus, ein Widerspruch in sich selbst, wird überwunden.

Somit tritt denn für uns an Stelle des Dogmas von der synthetischen Relation ein Satz, den wir den Satz von der analytischen Relation nennen wollen, und der ein direkter Folgesatz

Digitized by Google

aus dem Grundaxiom der Erkenntnistheorie, dem Axiom von der synthetischen Position, ist. Er lautet nämlich:

Relationen entstehen aus den Positionen nicht durch deren Synthese, sondern durch deren Analyse.

Oder: Alles konkrete Sein und Wirken einer Person äußert sich an den Teilen als deren abstrakte Beziehung der quantitativen Vergleichbarkeit und der kausalen Gesetzmäßigkeit.

Übertragen wir den Satz aus der bloß erkenntnistheoretischen Sphäre in die metaphysische, so erhalten wir die

Formel des teleomechanischen Parallelismus:

Was von oben, d. h. vom Standpunkt des Ganzen aus, persönlich ist, ist von unten, d. h. vom Standpunkt der Teile aus, sächlich.

Die metaphysischen Konsequenzen dieser Fundamentalformel zu ziehen und zu rechtfertigen, bleibt später folgender systematischer Betrachtung vorbehalten; hier ist unsere Aufgabe mit dem Nachweis erfüllt, daß rein erkenntnistheoretisch die personalen und sächlichen Kategorien sich nicht nur nicht widersprechen, sondern sogar gegenseitig fordern.

VI. Die empirische Ergänzung.

Wir sind am Schluß der erkenntnistheoretischen Ableitung angelangt. Sie hat uns diejenigen Erkenntnisprinzipien geliefert, in denen sich eine kritische Weltanschauung bewegen muß; und sie hat gezeigt, daß mit Hilfe jener Erkenntnisprinzipien die beiden großen Dualismen aller naiven Weltanschauung: der Dualismus zwischen Geist und Stoff, und der Dualismus zwischen Person und Sache, überwunden werden können. Aber die Weltanschauung selbst hat sie uns noch nicht gegeben; wir haben den Rahmen, die Ausfüllung ist Sache der Empirie und ihrer Verarbeitung durch Hypothese und Spekulation. Und diese empirische Ergänzung bezieht sich nicht etwa nur auf einzelne Tatsachen, sondern auf die Prinzipien selber. Wir müssen den denknotwendigen Kategorien der Welterkenntnis noch hypothetische Weltkategorien anreihen, deren Rechtfertigung nicht mehr in den apriorischen Bedingungen unserer Erkenntnis, sondern in dem

Digitized by Google

aposteriorischen Inhalt unserer Erfahrung ihren Grund hat. Die Erkenntnistheorie selbst kann natürlich über diese Kategorien nichts Konkretes mehr aussagen, sondern nur fordern, daß sie an keinem Punkte in Widerspruch treten dürfen zu dem, was sie als denknotwendig aufgezeigt hat; und sie kann schließlich noch ein Letztes tun: nachweisen, daß irgend welche Plus-Elemente zu den aus ihr selbst ableitbaren Prinzipien hinzukommen müssen, damit überhaupt Weltanschauung möglich sei.

Das erkenntnistheoretische Kriterium nämlich für die objektive Existenz individualisierter wirkender Seiender ist allein die Selbsterhaltung. Dies Kriterium besagt lediglich, wo wir echte Individuen anzusetzen haben, nicht aber, daß sich die Wirksamkeit dieser Substrate in der einen Funktion erschöpfe. Ja eine solche Alleinherrschaft der Selbsterhaltung ist logisch unmöglich. Denn bestände sie, d. h. gäbe es in der Weit nichts als Selbsterhaltungsprozesse — dann könnte es nicht mehr Selbsterhaltungsprozesse geben. Man denke sich, daß von irgend einem Momente an alles, was auf der Welt vorhanden ist, lediglich die Tendenz hätte, sich selbst zu erhalten, d. h. zu bleiben, wie es ist — es würde absolute Erstarrung die Folge sein; die Selbsterhaltungen wären nur noch Zustände, nicht mehr Funktionen. Aber allein die funktionelle Selbsterhaltung, welche Identität im steten Wechsel wahrt, war für uns als Kriterium der Person brauchbar. So muß denn die Tatsache des Wechsels in der Welt nicht nur anerkannt werden, sondern auch eine kausale Reduktion erfahren, die außerhalb der bloßen Selbsterhaltungsfunktion liegen muß. Wir können dies auch so ausdrücken: die bloße Selbsterhaltung ist die *conditio sine qua non*, die für sich allein die Potentialität des Wirkens schafft, aber nicht mehr. Da es in der Welt jedoch aktuelles Geschehen gibt, muß eine *conditio per quam* hinzukommen, die das Potentielle aktualisiert.

Weiter hilft die Erkenntnistheorie, wie gesagt, nicht mehr. Von ihr aus wäre es möglich, daß jene aktualisierende Ergänzung ein zweckmäßiges oder ein zweckwidriges, ein transeuntes oder ein immanentes Wirkungsprinzip wäre, vorausgesetzt nur, daß es im übrigen die Selbsterhaltungsfunktion der Person nicht unmöglich mache. Wenn wir diese Ergänzung in bestimmter Weise

Digitized by Google

formulieren werden (nämlich als „Selbstentfaltung"), und damit erst die Weltanschauungsforderung in ein Weltanschauungssystem verwandeln werden, so sind wir uns völlig klar darüber, daß wir hier nicht mehr das Denken der anderen Menschen mitzugehen zwingen können; wir stellen eine Hypothese auf, die ihr Recht allein darauf zu gründen hat, ob sie sich in der Erfahrung bestätigen und sich als heuristisches Prinzip zu Fortschritten unseres Erkennens bewähren wird.

Digitized by Google

Digitized by Google

Zweiter Hauptteil.

Grundlehre.

Digitized by Google

Digitized by Google

Daß der kritische Personalismus als Weltanschauung gefordert ist, haben wir sowohl dogmatisch wie erkenntnistheoretisch abgeleitet; nunmehr besteht die Aufgabe, ihn unter Zuhilfenahme von Empirie, Hypothese und Spekulation als System der Weltanschauung darzustellen. Und zwar wird dieser zweite Hauptteil die Prinzipien der neuen Philosophie zu entwickeln haben.

Die Grundlehre zerfällt in drei Teile.

Am Anfang steht die Lehre vom Sein. Hier wird das Wesen des Seienden beschrieben, soweit es eben mit den armen Hilfsmitteln menschlicher Sprache ausdrückbar ist, und zwar sowohl als psychophysisch neutrales, wie auch in seiner physischen und in seiner psychischen Erscheinung.

In der Mitte, nicht nur dem Orte, sondern auch dem Sinne nach, steht die Lehre vom Wirken; sie ist der eigentliche Knotenpunkt des Gesamtsystems. Denn die hier zu vollziehende Umgestaltung des wissenschaftlichen Kausalitätsbegriffs zu einem immanent teleologischen wird einerseits die im ersten Teile dogmatisch gegebene Seinslehne erst völlig rechtfertigen, und wird andererseits die im dritten Teil zu gebende Beziehungslehre und damit die Einreihung des Sachgedankens vorbereiten. Entsprechend dieser zentralen Bedeutung der Lehre vom Wirken wird die Betrachtung zu einer systematischen Darstellung des gesamten philosophischen Teleologieproblems erweitert werden müssen.

Am Ende steht die Lehre von den Beziehungen. Ihr Ziel ist, diejenigen Kategorien, die der Sachgedanke als primäre ansieht (Gleichheit, Maß, Gesetzmäßigkeit, exoterischen Kausalzusammenhang), als sekundäre Folgen aus den personalistischen Voraussetzungen zu entwickeln und so aus der reinen Mechanik der Welt eine Teleomechanik zu machen. Freilich wird die Überzeugung von den mechanischen Zusammenhängen der Welt hierbei in wesentlichen Punkten umgestaltet werden müssen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Ganze ist früher als die Teile.
Aristoteles.

A. Lehre vom Sein
(Ontologie).

Digitized by Google

Digitized by Google

Wie ist das Seiende beschaffen?

Diese Grundfrage der Weltanschauung beantworten wir von neutralem, von objektivem und von subjektivem Gesichtspunkt aus.

Die neutrale Betrachtung gilt dem Wesen des Seienden, wie es zugleich metaphysisch und metapsychisch ist; d. h. sie gibt diejenigen Merkmale, die weder bloß physischen noch bloß psychischen Charakter haben, sondern sich in beiden Erscheinungsweisen gleichmäßig bekunden.

Die objektive Betrachtung untersucht diejenigen Merkmale des Seienden, die sich daraus ergeben, daß es Anderen erscheint.

Die subjektive Betrachtung entwickelt diejenigen Merkmale des Seienden, die sich daraus ergeben, daß es sich selber erscheint.

Digitized by Google

Digitized by Google

VII. Kapitel.

Die Person als neutrales („meta-psychophysisches") Sein.

Auf vier Thesen läßt sich die Seinslehre und damit das ganze System des kritischen Personalismus gründen. Die erste bezieht sich auf das Wesen der Person, die zweite auf das Verhältnis der Personen zueinander, die dritte auf die beiden innerhalb alles Seienden möglichen Phasen des Daseins, und die vierte auf das Verhältnis dieser beiden Daseinsphasen.

I. Unitas multiplex.

Die philosophische Weltanschauung hat mit aller naiven Weltanschauung die Grundvoraussetzung gemein: „daß einheitliche, selbständige und selbstwertige Personen existieren, daß sie als Personen fähig sind zu innerer Tat und daß ihr Tun auf die Verwirklichung von Zwecken gerichtet ist."[1]) Auch für den kritischen Personalismus ist die Welt eine sinnvolle, eine Welt der Werte und Normen, eine Welt, deren Ordnung auf Fortschritt und Vervollkommnung geht, und die in einer allumfassenden, höchsten Person gipfelt. Auch für den kritischen Personalismus ist der Mensch ein einheitliches Ich, eine selbsttätige, nach Normen handelnde Persönlichkeit. Auch für den kritischen Personalismus ist alles Leben ein individualisierter und teleologischer, auf Erhaltung und Entfaltung der Individuen und der Gattungen gerichteter Prozeß.

Beim nächsten Schritt aber scheiden sich die Wege zwischen naivem und kritischem Personalismus; die Frage nach dem Wesen der Person wurde dort analytisch und wird hier synthetisch

[1]) S. oben S. 20.

Digitized by Google

beantwortet. Einheitlichkeit und Einfachheit sind nicht identisch; das wahrhaft Existierende ist eine *unitas multiplex*.

> „Die Person ist ein solches Existierendes, das trotz der Vielheit der Teile eine reale, eigenartige und eigenwertige Einheit bildet, und als solche trotz der Vielheit der Funktionen eine einheitliche selbsttätige Zielstrebigkeit vollbringt."

Als wir diese Definition auf den ersten Seiten des Buches gaben, war sie nur eine Nominaldefinition, die eine Verständigung über die zu gebrauchenden Termini ermöglichen sollte, in dem Sinn: „Unter Personen wollen wir verstehen . . . ." Wir setzen die gleiche Definition jetzt an die Spitze der Metaphysik, nun aber als Realdefinition: „Die Welt besteht aus Personen, d. h. aus solchen Existierenden u. s. w." Das Recht zu der Aufstellung dieser metaphysischen Grundlage aber haben wir durch die erkenntnistheoretische Ableitung gewonnen, die gezeigt hat, daß wir die Welt überhaupt gar nicht anders zu denken vermögen, als in der Form von synthetisch gefaßten „Personen".

Die Person hat nur synthetische Anschaulichkeit, keine analytische, d. h.: Als Ganzes ist sie eine Anschauungstatsache, entweder eine unmittelbar gegebene (Mensch, Zelle), oder doch eine vorstellbare (Molekül, Volk); sobald man aber zu zerlegen beginnt, zerfließt die Personalität ins Unanschaubare. Denn anschaulich sind nach der Zerlegung nur noch die Teile, und sie ist nicht einer der Teile.

Diese partielle Unanschaulichkeit wird stets die Hauptschwierigkeit für die Anerkennung des kritischen Personbegriffs bilden. Wer, auf den analytischen Sensualismus schwörend, nur dasjenige als existierend anzuerkennen vermag, was mit den Sinnen als isoliertes Element wahrgenommen oder zum mindesten in der Form eines isolierbaren Elements vorgestellt werden kann, wird jenem Gedanken nicht zustimmen können; er wird damit aber auch auf eine erkenntnistheoretisch gegründete philosophische Weltanschauung verzichten müssen. Wer dieser andererseits nicht entsagen will, muß sich dafür zu dem Verzicht auf analytische Anschauung des wahrhaft Seienden entschließen. Wir stehen hier eben vor jenem Mysterium des Vielen im Einen, das ein letztes ist

Digitized by Google

und bleibt, weil alle Versuche, es in eine Vielheit von Einern aufzulösen, mißlungen sind. Hier ist ein Mensch, trotz seiner unzähligen Teile eine Person, trotz der unzähligen Teilfunktionen Träger der einen Grundfunktion, die synthetisch das Viele zum Ganzen schließt und teleologisch auf die Erhaltung und Entfaltung dieses Ganzen abzielt. Dieses doppelte „trotz" birgt das Geheimnis. Im Ganzen allein steckt die wahre Existenz, nicht in den Teilen, die gleichsam nur das Rohmaterial für das Ganze bilden, und auch nicht in irgend einem einzelnen bevorzugten Teile. Als Ganzes vollzieht die Person jene einheitliche Tätigkeit, die in keiner Weise durch Summation der den Teilen innewohnenden Ursächlichkeiten erklärbar ist. Als dieses Ganze repräsentiert die Person einen singulären Selbstwert, der in den einzelnen Elementen auch nicht infinitesimal vorgebildet ist.

Durch die synthetische Anschaulichkeit der „Person" unterscheidet sich der kritische Personalismus vom naiven, dessen Bestreben dahin ging, die „Personen" zu einem, auch bei der Analyse übrigbleibenden, konkreten Sonderelement zu machen. Wir müssen uns hier nun darüber klar werden, wie sich das Verhältnis der beiden personalistischen Auffassungen in Zukunft zu gestalten hat.

Das hauptsächliche Entstehungsmotiv für den analytischen Personbegriff lag, wie schon das zweite Kapitel dargetan hatte, nicht in logischen, sondern in vorlogischen Momenten, während umgekehrt der synthetische Personbegriff in voller Reinheit nur mittels starker logischer Arbeit zu erfassen ist. Der naive Personalismus will die Person in erster Linie nicht begrifflich verstehen, sondern anschaulich vor sich stellen, symbolisch ergreifen; und das konnte er nur, indem er die Personen zu besonderen, außerhalb der Sachen und unpersönlichen Dinge stehenden Elementen, zu Seelen, Göttern und Geistern erhob. Damit ist aber auch für die Zukunft die Existenzberechtigung des naiven Personalismus ausgesprochen. Überall dort, wo nicht die wissenschaftlichen Forderungen der logischen Folgerichtigkeit und der kausalen Welterklärung, sondern die volkstümlichen Forderungen der anschaulichen Symbolik vorherrschen, wird nach wie vor der naive Personalismus unentbehrlich sein. Er wird die Weltanschauung für die breite Masse der Menschheit bleiben, während der philosophische Per-

Digitized by Google

sonalismus wie alle echte Philosophie nie anders als „esoterisch", d. h. als Sondergut weniger existieren kann. Denn für das, was den Kern der Welt und den Sinn des Lebens ausmacht, kann der Mensch wohl der Theorie, nicht aber des Symbols entraten.

Somit vermag unser philosophischer Standpunkt den Werten, die in der *„philosophia perennis"* der naiven Weltanschauungen und Religionen beschlossen liegen, in einer ganz anderen Weise gerecht zu werden, als es je die impersonalistische Philosophie vermochte. Diese mußte negieren und verwerfen, was wir begrifflich sublimieren; sie mußte als Irrtum hinstellen, was wir als Symbol anerkennen. Sie war blind gegen die überzeitliche Bedeutung der von der Menschheit in unbewußter Philosophie erzeugten Fundamentalwerte: Gott, Freiheit, Unsterblichkeit, Persönlichkeit, Zielstrebigkeit u. s. w., die sie in kühner Überhebung mit ihrem logischen Schematismus glaubte zu Falle bringen zu können. Wir sind uns klar darüber, daß auch eine philosophische Weltanschauung sich nur deswegen über die naive erheben kann, weil sie aus ihr hervorgewachsen ist, daß der philosophische Einzelmensch nur das begrifflich ausspricht, was die Menschheit schon längst unbegrifflich erlebt und unbewußt symbolisiert hat. Mag der naive Personalismus als wissenschaftliche Theorie unendlich tief unter dem kritischen und logischen System des Impersonalismus stehen — als Weltanschauung ist der Glaube an die in dualistischer Grobkörnigkeit symbolisch personifizierte Welt wahrer, als das depersonifizierte Maschinensystem des Impersonalisten.[1])

Andererseits freilich wird nun der kritische Personalismus um so entschiedener darauf zu halten haben, daß der naive Personalismus die Grenzen, innerhalb deren er ein Recht hat, nicht überschreite. Er veranschaulicht die Welt symbolisch — in der wissenschaftlichen und philosophischen Welterklärung hat er keinen Platz. Wie wenig er hierzu ausreiche, ist durch die Bemühung der Impersonalisten bewiesen; hierin sind wir mit ihnen einig. Allein der naive Personalismus kann jetzt viel leichter darauf ver-

[1]) Man betrachte hierzu den Schillerschen Satz, den wir als Motto der dogmatischen Ableitung vorgesetzt haben.

Digitized by Google

zichten, Wissenschaft und Philosophie sein zu wollen und den Gang der wissenschaftlichen und philosophischen Forschung zu tyrannisieren, wie er es bisher so oft getan; soll er doch hinfort die Herrschaft nicht an seinen Antipoden, den Impersonalismus abtreten, sondern an einen Bundesgenossen, in dessen Reich er als Begriff und kritische Einsicht, geläutert, begründet und systematisiert, das Grundwesentliche dessen wiederfinden wird, was ihm bisher als Symbol und Glaubensüberzeugung heilig war.

II. Hierarchie.

Aus der Auffassung der Person als einer *unitas multiplex* ergibt sich als notwendige Konsequenz eine bestimmte Auffassung über das Verhältnis der Personen zueinander. Wir bezeichnen dieses Verhältnis als die „Hierarchie der Personen".

Der naive Personalismus und der Impersonalismus stimmen darin überein, daß sie die Beziehung verschiedener Existenzen zueinander lediglich exoterisch fassen. *Omne individuum tota sua entitate individuatur* — so hat schon Leibniz diese Auffassung ausgesprochen, die wir oben das Dogma der analytischen Position nannten. Was selbständig existiert, existiert ganz selbständig, ist nur dieses hier und so existierende Individuum und ist nicht zugleich Teil von einem anderen; es steht daher jedem anderen als fremdes abgeschlossenes gegenüber. Der naive Personalismus kann, da er die Personen als Elementarsubstanzen ansieht, in der Welt nur ein Nebeneinander von Personen und Sachen erblicken; Gott neben Welt, Seele neben Körper, Ich neben Du. Der Sachstandpunkt, der alles Seiende in letzte einförmige Elemente zerlegen möchte, muß diese ebenfalls auf ein Nebeneinander und Außereinander reduzieren.

Für den kritischen Personalismus ändert sich das Bild der Weltordnung von Grund aus. An die Stelle des exoterischen Nebeneinander tritt das esoterische In-, Über- und Untereinander in ungeheurem Stufenbau. Denn die Person ist ja für ihn nicht mehr neben ihren Teilen, sondern die Ganzheit, die sie zusammenfaßt; die Teile aber sind selbst wieder Personen, die ihrerseits, obwohl einheitlich, ebenfalls aus einer Mannigfaltigkeit von Glie-

Digitized by Google

dern bestehen — und so wiederholt sich das Verhältnis von Ganzheit zu Teilen in unendlich vielen Schichten: eine wirkliche Hierarchie von Personen. Der Leibnizsche Satz gilt daher nur für die unendliche Allperson, die ganz und gar Person und nichts anderes ist; für jede endliche Person aber gilt das Gegenteil: *non tota sua entitate individuatur;* wie sie als personales Ganzes das vinculum substantiale für ihre Teile ist, so ist sie andererseits selbst Teil höherer personaler Sphären. Sie ist nicht nur in sich, sondern sie ist zugleich auch in anderen, nicht nur *natura naturans,* sich selbst bewirkend, bildend, gestaltend, sondern auch *natura naturata,* Träger und Material übergeordneter personaler Wirkungen und Zwecke.

Diese Gleichzeitigkeit von Person-Sein und Teil-Sein ist ein charakteristisches Moment des neuen Systems. Lange genug hat es das Denken verwirrt, daß man für jene beiden Bestimmungen nur eine Disjunction kennen wollte: alles Existierende sei entweder nur selbständiges Individuum, oder nur Bestandteil, Bruchstück. Dem schrankenlosen Individualismus, wie ihn der obige Leibnizsche Satz ausspricht, stand ein ebenso schrankenloser Universalismus gegenüber (Spinoza), dem nur das Umfassendste, Allgemeinste reale Existenz besaß, jede begrenzte Individualität dagegen eine bloße Negation darstellte; alles war nur, sofern es teil hatte am Universellen. Der gleiche Gegensatz lebte in der Ethik, welche die Personen entweder nur als Individualitäten oder nur als Glieder überindividueller Gemeinschaften zu würdigen vermochte und daher jedesmal zu ganz einseitiger Normsetzung kam. Zersplitternde Mannigfaltigkeit dort, absorbierende und nivellierende Einheitlichkeit hier — erst dem kritischen Personalismus ist es vorbehalten, zwischen dem scheinbar Unvereinbaren die höhere Synthese zu finden. Ihm ist die Welt nicht das pluralistische Chaos, in welchem Personen und Sachen, Götter und Menschen, Seelen und Körper, Individuum und Individuum in buntestem äußerlichen Nebeneinander ihr Wesen treiben, — aber auch nicht der monistische Orkus, in welchem alles Mannigfaltige, Individuelle und Qualitative von der abstrakten Allgemeinheit der Allsubstanz oder der Weltgesetzlichkeit verschlungen wird — sondern ein hierarchischer Kosmos, in welchem

Digitized by Google

das Individuelle seine Mannigfaltigkeit wahrt, aber zugleich aufgenommen wird in höhere, umfassendere Umschliessungen, — ein Verhältnis, das sich in immer wiederholter Stufengliederung zu einer gewaltigen, in der all-einen Gottperson gipfelnden Pyramide fügt.

Die Beziehung der Personen zueinander wird so aus dem Exoterischen durchaus ins Esoterische verlegt. Was zueinander in jeder Hinsicht äußerlich ist, hat eben nichts miteinander gemeinsam und ist damit jeglichen Zusammenhanges untereinander bar.[1]) Wo daher Seiendes zu Seiendem einen tatsächlichen Zusammenhang hat, ist nur zweierlei möglich: der Zusammenhang ist ein direkter; das Eine ist im Anderen — oder der Zusammenhang ist ein indirekter; beide sind in einem Dritten. Die Beziehung des Einzelmenschen zum Volk oder zur Menschheit, der Zelle zum Organismus, des Atoms zum Molekül u. s. w. gehört in die erste Gruppe; die Beziehung des einen Menschen zu seinem Nebenmenschen, der einen Zelle zur anderen, des einen Atoms zum anderen in die zweite Gruppe. So wird denn unser System auch all den Zusammenhängen gerecht, die als scheinbar exoterische bisher Gegenstand der sächlichen Betrachtung waren; nur dadurch können zwei zueinander äußerliche Dinge in metaphysischer Beziehung stehen, daß sie beide in einem gemeinsamen, sie umfassenden Dritten aufgehoben sind, dessen Beschaffenheit, Wirken und Zielstreben in ihnen beiden lebt.

Die hierarchische Schichtung der Personen ist eine der fundamentalsten Tatsachen des Daseins. Man denke, wie sich z. B. der Stufenbau vom Menschen aus nach oben hin fortsetzt zur Familie, zum Volk, zur Menschheit, zum Erdkörper, zum Sonnensystem, zum All; nach unten hin zu den Zellen, den Molekülen, den Atomen. Die deskriptive Behandlung der Welt bedient sich ja fortwährend der verschiedenen Einheiten des Stufenbaues zu Einteilungs- und Orientierungszwecken; aber die vollen metaphysischen Konsequenzen aus der Tatsache der Stufengliederung sind noch nie gezogen worden.[2]) Indem dies nunmehr geschieht,

[1]) Dieser Gedanke findet sich schon bei Lotze (vergl. Kap. XIV).

[2]) Wo wir diesem Gedanken begegnen (z. B. bei Fechner), handelt es sich lediglich um einen Stufenbau von psychischen Einheiten, während unsere

Digitized by Google

hören die verschiedenen Stufen auf, nur deskriptive Einheiten zu sein; sie werden substantielle, teleologische, kausale und axiologische Einheiten. Jede Stufe bedeutet ein eigenes Sein, einen Selbstzweck, eine neue Ursächlichkeit und einen immanenten Selbstwert.

Wir werden erst weiterhin[1]) in ausführlicher Untersuchung die Aufstellung dieses Systems der Personen und die kritische Prüfung jeder Stufe auf die Echtheit ihres „Personalitätscharakters" vorzunehmen haben, wollen aber schon hier betonen, daß die Triftigkeit oder Untriftigkeit jener empirischen Einzelnachweise nichts mit der Sicherheit des Prinzips zu tun hat. Die Antwort auf die Frage, welche Stufen der Weltschichtung echte „Personen" darstellen, hängt vom jeweiligen Stand des Forschens und Wissens ab,[2]) und mag durch fortschreitende Wissenschaft in den mannigfachsten Einzelheiten modifiziert werden; davon wird jedoch die metaphysische Grundüberzeugung, daß die Welt in übereinandergestuften Personen gedacht werden müsse, gar nicht berührt.

Umgekehrt aber dürfen wir einen indirekten Beweis für die Richtigkeit des kritischen Personalismus darin erblicken, daß er, was keine andere Weltanschauung vermag, das tatsächlich vorhandene Stufensystem der Welt als notwendige Grundüberzeugung entwickeln kann.

Die Hierarchie der Personen hat eine obere und eine untere Grenze. Die obere ist diejenige Person, welche alle anderen in sich befaßt, aber selbst nicht mehr Teil einer höheren Person ist: die absolute Person oder Gott. Die untere Grenze ist dasjenige Sein, das nur für die übergeordneten Personen Material ist, aber selber nicht mehr als Mannigfaltigkeitseinheit Teile in sich befaßt: die absolute Sache oder das Material an sich. Beide Grenzen aber sind für das Denken nicht vollziehbare Begriffsinhalte, sondern nur unabweisbare Forderungen („Vernunftideen" im Kantischen Sinne). Beim Gottesbegriff kommen wir zu

---

„Personen" sich in jeder Hinsicht stufenweise übereinander ordnen, als metaphysische und metapsychische Wesenheiten.

[1]) Im dritten Hauptteil. (Bd. II.)

[2]) Es sei nur daran erinnert, daß die Einheiten des Moleküls und der Zelle erst seit kurzem aufgestellt worden sind.

Digitized by Google

der Antinomie, daß wir Gott als Person, d. h. als Individualität, d. h. als Begrenzung und Absonderung denken müssen, andererseits nichts mehr außer ihm denken dürfen, wodurch ihm Grenzen gesetzt würden und wogegen er sich absonderte und individualisierte. Beim Begriff des absoluten Materials kommen wir zu der Antinomie, daß wir die Welt nicht anders als individualisiert denken können, daß aber das Material zu allen Individuen nicht selbst individualisiert sein kann, weil es sonst noch nicht die letzte Stufe wäre, sondern wiederum Material in sich befassen müßte. Und dennoch können wir der beiden Begriffe als der Abschlüsse der Hierarchie nicht entbehren. Der Gottesbegriff ist die Verabsolutierung der Tatsache, daß wir zu jeder endlichen Person eine höhere, in welcher sie Teil und Glied ist, denken müssen; der absolute Sachbegriff ist die Verabsolutierung der Tatsache, daß wir zu jeder Person Bestandteile, die ihren Rohstoff bilden, denken müssen.

Indessen hat der Umstand, daß wir die Grenzphasen der Hierarchie nur als Denkforderungen, nicht als Denkinhalte aufstellen können, jetzt nicht mehr jene destruktive Bedeutung wie bei Kant. Denn dort standen die Vernunftpostulate im Widerspruch zu den Inhalten der wissenschaftlichen Erkenntnis, hier aber bilden sie deren natürliche Grenze.

Zugleich zeigt die letzte Ableitung, daß der uralte Dualismus des göttlichen und des stofflichen Prinzips der Welt in Wirklichkeit nichts anderes ist, als die Verabsolutierung des Gegensatzes von Person und Sache. Auch dieser Dualismus wird daher durch den teleomechanischen Parallelismus abgelöst; die Welt ist von oben, als aktuelle Einheit betrachtet, Allperson oder Gott; von unten, als bloße Potentialität zu allem wirklichen Dasein betrachtet, Sache oder Material.

III. Die zwei Phasen.

1. Ableitung. — Wie kommen wir dazu, alles wahrhaft Existierende mit dem Namen „Person" zu belegen? Zwischen dem, was bisher im allgemeinen Sprachgebrauch mit diesem Ausdruck bezeichnet wurde, und dem, was wir auf Grund der erkenntnis-

Digitized by Google

theoretischen Ableitung als Kriterium realer Einheit entwickelten, besteht zunächst noch eine weite Kluft. „Selbsterhaltung" war dieses Kriterium gewesen; aber niemals war es Sprachgebrauch, all das, was seine individuelle Existenz gegen Störungen zu erhalten vermag, als „Person" zu bezeichnen. Jenes Wort beschränkte sich doch bisher auf viel Höheres; es bedeutete nicht die bloße Fähigkeit, seine besondere Beschaffenheit zu konservieren, sondern die Fähigkeit, durch spontane Tat, einheitliche Bewußtheit, freien Willen, vernünftiges Wählen stetig sich selbst auszugestalten zu immer größerer Vollkommenheit.

Wenn wir trotzdem den Begriff der Person so stark dehnen, so soll damit ausgesprochen werden, daß jene Kluft in Wirklichkeit nicht existiert, daß vielmehr jene beiden scheinbar disparaten Tatbestände nur zwei Phasen sind, die sich an identischen Existenzen abspielen und positiv zusammengehören. Damit kommen wir zu dem Punkt, den wir am Schluß der Erkenntnistheorie (S. 149) als die „empirische Ergänzung" bezeichneten.

Wir müssen alles Existierende denken in der Form von Selbsterhaltungsganzen; aber sich restlos erschöpfend in der Selbsterhaltung können wir es nicht denken, da sonst in der Welt absoluter Stillstand und kein Geschehen wäre. Wir nehmen daher noch eine zweite Art des personalen Funktionierens an, die bald fehlt, bald sich der bloßen Selbsterhaltung superponiert. Sie ist ebenso immanent und ebenso teleologisch, wie die Selbsterhaltung; aber ihr Telos besteht nicht mehr in der bloßen Fortsetzung des individuellen Ganzen, sondern in seiner Erweiterung, nicht mehr in der Konservation, sondern in der Produktion. Diese zweite Funktion nennen wir „Selbstentfaltung"; erst wo sie aktuell wird, ist die „Person" im vollsten Sinne des Wortes verwirklicht. Nun ist aber das fortwährende Sich-ineinander-Verwandeln der beiden Funktionen eine metaphysische Tatsache, die in allen Gebieten aufgezeigt werden kann; deswegen haben wir kein Recht, diejenigen Seinsformen, welche bloße Selbsterhaltung zeigen, von denen substantiell zu scheiden, welche auch Selbstentfaltung besitzen: denn Seinsformen der ersten Art werden fortwährend zu solchen der zweiten Art und umgekehrt. Und so sind denn auch die bloßen Selbsterhaltungsganzen „Personen", weil sie personale Ver-

Digitized by Google

gangenheit und Zukunft in sich tragen und weil andererseits auch die „Selbstentfaltungspersonen" stets partiell bloße Selbsterhaltungspersonen sind.

2. Darstellung. — Allein das Begriffspaar Selbsterhaltung und Selbstentfaltung charakterisiert das Wesen der beiden Phasen noch nicht vollständig; denn sie sind hier lediglich unter dem einen Gesichtspunkt des Wirkungszieles betrachtet. Wir mußten mit ihnen beginnen, weil der eine der beiden Begriffe, die Selbsterhaltung, der erkenntnistheoretische Ausgangspunkt der Erörterung war; aber die Zweiphasigkeit ist ein universelles Merkmal des personalen Daseins, und sie bekundet sich daher unter jedem Gesichtspunkt, unter dem die Personen überhaupt betrachtet werden können. Als Manifestation der ersten Phase ergibt sich alles, was an Qualität, Dauer und Gleichheit, Maß und Gesetz in der Welt ist; als Manifestation der zweiten Phase alles, was an Gestaltung, Entwicklung, Wachstum, Produktivität, Fortschrittsstreben, Spontaneität, Bewußtheit existiert; die Gesichtspunkte der Gesetzeswissenschaften werden dort, die der geschichtlichen Wissenschaften hier zur Einordnung gelangen, wenn auch zum Teil in sehr veränderter Form.

Um die allgemeine Bedeutung dieser Zweiphasigkeit auch terminologisch auszudrücken, führen wir für die Personen, je nachdem sie der ersten oder der zweiten Phase angehören, feste Bezeichnungen ein. Wir nennen (in Anlehnung an Hegel, freilich in ganz anderem Sinn als dieser) die Person in erster Phase „Person an sich", die Person in zweiter Phase „Person an und für sich".

Es sei nun kurz dargestellt, in welchen verschiedenen Einkleidungen uns diese identische Tatsache der Zweiphasigkeit im Lauf der folgenden Betrachtungen begegnen wird.

a) Ihrer Zuständlichkeit nach zeigt die Person echte Einheitlichkeit entweder nur dadurch, daß sie sich nach außen (gegen andere Personen) scheidet, oder dadurch, daß sie sich nach innen (in Bezug auf ihre eigenen Bestandteile) zusammenschließt. Dort hat sie lediglich Besonderheit oder Qualität; und indem sie alle ihre Teile hieran partizipieren läßt, ist sie Einheit des Vielen — erste

Digitized by Google

Phase. Hier hat sie echte Ganzheit oder Gestaltung; und indem sie jeden Teil an seiner Stelle dem Ganzen dienstbar macht, ist sie Einheit des Mannigfaltigen — zweite Phase.

b) Ihrem Wirkungsziel nach zeigt die Person, wie schon gesagt, entweder lediglich das Streben, im Wechsel mit sich identisch zu bleiben (Selbsterhaltung) — erste Phase, — oder darüber hinaus das Streben, als Ganzes zu wachsen, sich zu entwickeln und zu vervollkommnen (Selbstentfaltung) — zweite Phase.

c) Der Wirkungsart nach ist die Person entweder nur reagierend indem sie auf Störungen ihres Selbst zweckmäßig antwortet — erste Phase, — oder spontan agierend, indem sie zu schöpferischer Tat, zu einem von innen heraus quellenden Einwirken auf die Teile fähig ist — zweite Phase.

d) Auf Grund des teleomechanischen Parallelismus muß sich die Zweiphasigkeit, die sich an den personalen Einheiten vollzieht, auch an den Teilen bekunden. Die bloße Erhaltungstendenz der Person, wodurch sie im Wechsel identisch zu bleiben strebt, bekundet sich an den Teilen lediglich darin, daß ihnen eine bestimmte Art dauernd auferlegt wird, unter bestimmten Umständen stets in gleichbleibender Weise (eben im Sinne der Selbsterhaltung des Ganzen) zu funktionieren. Die erste Phase wird also für die Teile zum normativen Dauergeschehen oder zum Gesetz. Die schöpferische Selbstentfaltungstendenz eines Ganzen aber muß bewirken, daß den Teilen Funktionen auferlegt werden, die sie bisher noch nicht vollzogen haben; die zweite Phase also wird für sie zum imperativen Momentangeschehen oder zum Zwang.

e) Auf Grund des psychophysischen Parallelismus muß sich die Zweiphasigkeit, die sich an den Personen vollzieht, auch im Psychischen darstellen. Hier haben wir mit der zweiten Phase zu beginnen; denn nur in dieser ist das zu finden, was uns als Psychisches unmittelbar bekannt ist: Bewußtsein und Wille. Als Bewußtsein erlebt die Person in der zweiten Phase innerlich die Tatsache, daß sie ihre Teile zum Ganzen zusammenschließt; als Willen bekundet sie innerlich ihre auf Neuschöpfung gehende spontane Tat. Dagegen können wir in der ersten Phase das psychische Dasein lediglich in der Form des Unbewußten und das psychische Tun lediglich in der Form des Reflektorischen annehmen.

Digitized by Google

Nunmehr sind auch die oben neu eingeführten Termini für die beiden Phasen verständlich. „An sich" existiert die Person, sofern ihr Dasein in dem bloßen Vorhandensein und Behaupten einer dauernden Qualität besteht, an der die Teile partizipieren; „für sich" existiert sie, sofern sie als Ganzes in aktueller Tat auf sich wirkt, sich gestaltend zusammenfaßt, bewußt erlebt und produktiv erweitert. Die Bezeichnung „für sich" hat also nicht nur den subjektiven Sinn des Sich-selbst-Erscheinens, sondern auch den objektiven des Sich-selbst-Gestaltens; auch dieser Ausdruck ist demnach, wie alle bisher genannten, als psychophysisch neutraler zu verstehen.

IV. Die Wechselbeziehung der Phasen.

Wir haben so die beiden Phasen in der Art, wie sie sich auf den verschiedenen Gebieten personaler Existenz bekunden, gegeneinander abgegrenzt. Blieben wir jedoch hierbei stehen, so würden wir innerhalb des Personbegriffs nur einen neuen Dualismus geschaffen haben. Es ist daher darzutun, daß die beiden Phasen nicht nur nicht unvereinbar, sondern sogar notwendig zueinander gehörig und aufeinander angewiesen sind.

1. Aktualisation. — Die Eigenschaften der ersten Phase können gar nicht verschwinden, wenn die zweite auftritt. Denn die Fähigkeit der Selbsterhaltung muß für jeden Moment der personalen Existenz gelten, sonst müßte die Person zu existieren aufhören. Darum sagten wir oben, daß die zweite Phase der ersten superponiert werde, und stellten der „Person an sich" die „Person an und für sich" gegenüber. Selbstentfaltung üben, also sich erweitern und vervollkommnen, kann nur ein Wesen, das hierbei stets mit sich identisch bleibt, also auch Selbsterhaltung übt. So ist die erste Phase gleichsam das personale Minimum, die zweite der Weg zum personalen Maximum; jene ist die Vorbedingung, diese die Erfüllung. Die erste Phase ist überall notwendig, während die zweite Phase sein oder nicht sein kann; die erste Phase ist in sich nicht mehr abstufbar, während die zweite Phase von Null an beliebig viele Grade durchlaufen kann.

Die Erfahrung zeigt nun in der Tat diese Eigenschaften der

Digitized by Google

zweiten Phase fortwährend. Bald fehlt sie ganz — und nur an der Fähigkeit zu konstanter Sich-selbst-Fortsetzung erkennt man, daß eine Person ein latentes Dasein führt; bald wieder erwacht der Drang zu aktueller Selbstbetätigung (Bewußtsein, Entwicklungsstreben), erst zögernd, dann immer stärker — die Person befindet sich in der zweiten Phase; dann klingt diese wieder ab, und die Person sinkt, falls sie überhaupt bestehen bleibt, wieder in die Latenz der bloßen Selbsterhaltung zurück. Hierzu bietet vor allem die organische und kulturelle Welt, das Leben der Pflanzen, Tiere, Menschen, der Gattungen und der Völker, Belege. Überall wechseln Epochen des Stillstandes mit solchen mehr oder minder plötzlicher Expansion; es wechseln Zustände des Schlafes, in denen die niedere Funktion der Selbsterhaltung vorherrscht, mit denen des Wachseins; es wechseln Lebensperioden, in denen der bloße Trieb zur individuellen Existenzfortsetzung regiert, mit solchen, in denen der Trieb, über sich selbst durch Fortpflanzung hinauszubauen, mächtig wird; es wechselt der Wille zum Dasein mit dem Willen zur Macht. Oft sind die Latenzzustände der bloßen Selbsterhaltung unendlich lang gegenüber den seltenen Momenten der Selbstentfaltung, und doch sind jene nur die Vorbereitungen für diese. Konkrete Beispiele werden uns später an verschiedenen Orten begegnen, aus denen hervorgehen wird, wie unerwartet viele und mannigfaltige Tatsachen des Daseins durch unsere Zweiphasen-Hypothese Erklärung finden werden.

Wenn wir nun aber diese Anschauung zu einer universellen Spekulation erheben und jedem Seienden, das nur die erste Phase zeigt, die Möglichkeit beilegen, einmal in die zweite Phase überzugehen, so werden wiederum Erinnerungen an Leibniz wach. Ihm bestand die Welt aus „Monaden"; und jede Monade war ihm eine Wesenheit mit innerer Entwicklungstendenz. Wo ein solches inneres Leben nicht erkennbar war, da nahm er es nicht als fehlend, sondern nur als latent an, und sprach von „schlafenden" Monaden. So werden auch wir alle jene Seinseinheiten, die — wie Moleküle, Weltkörper, Tierarten — uns zwar nicht wahrnehmbare Selbstentfaltung durch aktuelle einheitliche Tat, wohl aber die Fähigkeit zur individuellen Selbsterhaltung aufweisen, als „latente Personen" bezeichnen. „Personen" sind sie, weil die Selbst-

Digitized by Google

erhaltung nichts anderes als künftige Selbstentfaltungsmöglichkeit bedeutet; latent sind sie, weil ihr personales Sein sich lediglich in der den Teilen dauernd auferlegten gesetzmäßigen Erhaltungsweise, nicht aber am Ganzen als Ganzem offenbart. Den Übergang aber aus dem Latenzzustand in den aktuellen Zustand nennen wir „Aktualisation".

2. Mechanisation. — Doch bedeutend verstärkt wird die Überzeugung von der inneren Zusammengehörigkeit beider Phasen durch eine zweite metaphysische Tatsache.

Ist die erste Phase der Person nach obigem der Vorklang der zweiten, so ist sie andererseits auch der Nachklang der zweiten, oder noch besser: ihr Niederschlag, ihr Petrefakt. Jede Funktion der ersten Phase ist Schöpfung einer Funktion der zweiten.

Eine in der zweiten Phase befindliche Person ist spontaner, schöpferischer Tat fähig. Diese Tat zwar ist, für sich betrachtet, stets nur in einem Zeitmoment wirklich; aber ihr Ergebnis für die Teile ist nicht mit diesem Moment abgetan. Vielmehr wird das Neue, schon dadurch, daß es einmal vollzogen ist, zum Dauerbestandteil der Person und muß deshalb ihrem Selbsterhaltungszubehör einverleibt werden. Was eben imperative Tat war, ist sofort auf dem Wege, ein dauerndes Gesetz für die Funktionen der Teile zu werden; was eben selbst neu war, wird weiterhin zum bleibenden Hintergrund für anderes Neue. Vom „Selbständigen" zum „Selbstverständlichen" geht der Weg. Nur dadurch wird weitere Selbstentfaltung möglich, daß alle ihre Errungenschaften stetig abgeschoben werden in die Sphäre des mechanischen Funktionierens der bloßen Selbsterhaltung, wodurch fortwährend der Boden erhöht wird, von dem aus der Aufstieg zu immer neuen Zielen unternommen wird. Wir bezeichnen diese Tatsache als „Mechanisation"; sie ist das Gegenstück zu der oben beschriebenen Aktualisation.

Der Mechanisationsprozeß ist den verschiedensten Gebieten unter den verschiedensten Namen vertraut; doch in seiner universellen Bedeutung ist er nicht erkannt worden: als der Hervorgang der einen metaphysischen (oder noch besser „meta-psychophy-

Digitized by Google

sischen") Daseinsphase aus der anderen. Als solcher läßt er sich folgendermaßen formulieren: Jeder imperative (spontane, produktive) Kausalakt ist nichts anderes, als Erzeugung einer neuen Gesetzmäßigkeit; jede normative (reaktive, konservative) Dauerwirkung ist nichts anderes, als Folge einer einmaligen imperativen Tat.[1])

Im Einzelindividuum bekundet sich diese Mechanisation physisch als Übung und Gewöhnung, psychisch als Übergang vom Willen zum Reflex, vom Lernen zum Können, vom bewußten Erleben zum unbewußten Besitzen. Die Teleologie der Gattung betätigt sich entsprechend in der Vererbung erworbener Eigenschaften, in dem phylogenetischen Übergang von Willenshandlungen in feste Instinkte. Der historische Selbstentfaltungsprozeß der Menschheit zeigt die fortwährende Umformung neuer Kulturerrungenschaften in die ungeschriebenen Gesetze der Tradition, Sprache, Sitte und Weltanschauung. Im Begriff der politischen „Gesetzgebung" endlich ist es ja wörtlich ausgesprochen, daß hier das teleologische Ganze durch einen imperativen Akt Dauerwirkungen schafft, durch welche die Selbsterhaltung des Ganzen auf ein höheres Niveau gehoben wird.

Nunmehr erst ist der Dualismus zwischen beiden Phasen ganz gehoben. Noch konnte es nach den früheren Betrachtungen scheinen, als ob die Person in jeder der beiden Phasen eine Funktionsweise besitze, die mit der der anderen unvereinbar sei; hatten wir doch oben zwischen der normativen (gesetzmäßigen) Kausalität der ersten und der imperativen (zwangsmäßigen) Kausalität der zweiten scheiden müssen. Jetzt erst sehen wir, wie sich das Verhältnis positiv gestaltet. Die zweite Kausalphase bedeutet allerdings die nicht-absolute Gültigkeit der bestehenden Gesetzmäßigkeiten, setzt aber an deren Stelle nicht die Gesetzlosigkeit und das Wunder, sondern die Schaffung neuer Gesetzmäßigkeiten. Die beiden Kausalitätsphasen also verhalten sich so zueinander, daß die eine die Gesetze schafft, welche die andere wahrt.

[1]) Gewisse partielle Annäherungen an obige Formel sind ja schon öfter ausgesprochen worden, so in dem Heringschen Satz: „Das Gedächtnis ist eine allgemeine Eigenschaft der lebenden Materie", in der Wundtschen Hypothese, daß alle Reflexe aus Willenshandlungen hervorgegangen seien, und in Nietzsches Wort: „Wo Leben erstarrt, türmt sich das Gesetz."

Digitized by Google

Stellt sich aber die Selbsterhaltung als nichts anderes heraus, denn als Niederschlag von Selbstentfaltungsakten, so ist uns nunmehr jedes Recht genommen, denjenigen individuellen Seinsformen, die uns Selbsterhaltung, aber keine Selbstentfaltung zeigen, die Anerkennung als „Person" zu versagen. Denn alle Selbsterhaltung weist, nach rückwärts und nach vorwärts, auf Selbstentfaltung hin.

V. Thesen.

Die metaphysischen Grundüberzeugungen, auf denen sich das ganze weitere System aufbauen wird, lassen sich daher in folgenden Thesen zusammenfassen:

1. Unitas multiplex. — Die Welt besteht aus Personen, d. h. aus solchen Existierenden, die trotz der Vielheit der Teile reale, eigenartige und eigenwertige Einheiten bilden und als solche trotz der Vielheit der Teilfunktionen einheitliche, zielstrebige Selbsttätigkeit vollbringen.

2. Hierarchie. — Die Welt ist gegliedert in einen Stufenbau von Personen derart, daß die Teile jeder Person wieder Personen sind, die wiederum aus Teilen bestehen u. s. w. in infinitum.

3. Zweiphasigkeit. — Im Dasein der Personen gibt es zwei Phasen, eine latente und eine aktuelle; dort existiert die Person nur „an sich", hier „an und für sich".

Es bekundet sich

	die erste Phase:	die zweite Phase:
objektiv-zuständl. als:	Besonderheit	Gestaltung
teleologisch als:	Selbsterhaltung	Selbstentfaltung
kausal als:	Reaktionsfähigkeit	Spontaneität
teleomechanisch als:	Gesetz	Zwang
psychisch als:	Unbewußtheit u. Reflex	Bewußtsein u. Wille

4. Phasenwechsel. Beide Phasen gehen fortwährend ineinander über. Einerseits findet ein Aktuellwerden der bis dahin latenten Personen statt („Aktualisation"); andererseits sinkt jedes einzelne neue Moment der aktuellen Phase in den latenten Dauerzustand der ersten Phase zurück („Mechanisation").

Digitized by Google

Sämtliche vier Thesen sind „meta-psychophysisch" d. h. psychophysisch neutral. Sie beziehen sich somit auf das Seiende, wie es schlechthin ist, nicht wie es nach der einen oder andern Seite hin erscheint. Damit soll nicht ausgesprochen sein, daß wir hier gleichsam das Absolute nackt, abgesehen von jeder Phänomenalität, erfassen — das ist dem Menschen ewig verschlossen —; sondern die obigen Sätze sind für uns deswegen letzte Wahrheiten, weil sie den beiden Erscheinungsgebieten, dem physischen und dem psychischen, gemeinsam sind und daher als Ausdruck der hinter ihnen liegenden identischen Wesensart angenommen werden müssen.

Wir können nunmehr dazu übergehen, aufzuzeigen, wie das so beschriebene Seiende sich einerseits physisch (objektiv), andererseits psychisch (subjektiv) darstellt.

Digitized by Google

VIII. Kapitel.

Die Person als Objekt.

I. Symbolik der Anschauung.

Die Welt besteht aus Personen. Jede endliche Person hat also andere neben sich. Aber sie ist nicht nur neben diesen, sondern auch für diese da, sofern diese mit Bewußtsein begabt sind, d. h. sie erscheint ihnen als Objekt. Die Tatsache des Bewußtseins des erkennenden Wesens lassen wir hier noch beiseite (vergl. das nächste Kapitel); jetzt interessiert uns nicht, wem die Person erscheint, sondern wie sie erscheint, d. h. welche Merkmale sie als Objekt hat.

Alles Erscheinen geschieht vermittelst der Anschauung, deren Mannigfaltigkeit sich in drei Gruppen gliedert: in qualitative, räumliche und zeitliche Merkmale. Welche Bedeutung haben diese für die Erkenntnis?

Wir stoßen hier auf eine Frage, die in der Erkenntnistheorie lange Zeit das ganze Interesse in Anspruch genommen hatte, in unserm System aber eine neue Wendung erhält.

Daß die Anschauungsmerkmale uns nicht die absolute Wesenheit der Dinge, sondern nur Erscheinungen geben, ist philosophisches Allgemeingut, bezüglich der Qualitäten schon seit langem, bezüglich der raum-zeitlichen Formen seit Kant. Damit ist aber durchaus nicht gesagt — was man meist gemeint hat — daß jene Inhalte nun überhaupt keine metaphysische Rolle spielen könnten. Man muß nur die Frage anders stellen. Nicht darauf kommt es letzten Endes an, was Qualität, Raum und Zeit sind (ob Phänomene oder Realitäten), sondern was sie bedeuten. Und da heißt die einfache Lösung: sie sind Phänomene, aber sie deuten auf Realitäten. In ihnen wird das wahrhafte Sein

Digitized by Google

zum erscheinenden Objekt der äußeren Erfahrung; ihre Phänomenalität ist keine illusionäre (des leeren Scheinens), sondern eine symbolische (des bedeutsamen Erscheinens).

Dieser symbolische Charakter der Anschauungs-Qualitäten und -Formen läßt sich nun freilich nicht mit mathematischer Notwendigkeit beweisen, wohl aber mit starken Argumenten bekräftigen.

Zunächst nämlich ist er eine Glaubenstatsache von unwiderstehlicher Gewalt. Schopenhauer hat einmal bei einem ähnlichen Problem gesagt: der Solipsist, der mit dem Satz „Die Welt ist nur meine Vorstellung" Ernst machen wolle, könne zwar nicht widerlegt werden, aber er gehöre ins Irrenhaus. Und so müssen wir in unserm Falle sagen: Wer noch so energisch behauptet, daß Raum, Zeit, Farbe, Ton u. s. w. als bloße Phänomene nichts mit dem Wesen der Dinge zu tun haben — er muß wider Willen jene Inhalte dennoch irgendwie auf die wirkliche Welt beziehen, und zwar nicht nur in dem allgemeinsten Sinne, daß ihnen ein unbekanntes Ding an sich zu Grunde liege, sondern auch in dem spezielleren, daß den Verschiedenheiten und Änderungen der Phänomene irgend welche realen Unterschiede und Änderungen der wirklichen Dinge parallel laufen. Tut er dies nicht, dann muß er in seiner Gespensterwelt sinnloser Phänomene den Verstand verlieren.

Zu dieser bloßen Glaubensüberzeugung kommt nun aber auch eine neue philosophische Rechtfertigung. Der bisherige Phänomenalismus hat lediglich die negative Aussage machen können, daß die qualitativen und raumzeitlichen Anschauungskategorien auf das metaphysische Wesen der Dinge nicht angewandt werden dürfen; wie dieses aber sonst beschaffen sei, darüber verlautete nichts. Der kritische Personalismus dagegen hat im Begriff der Person Merkmale des Seienden festgestellt, die weder der physischen Erscheinungswelt allein, noch der psychischen allein angehören, sondern auf beide zugleich anwendbar sind, und die sich durch diese neutrale Beschaffenheit hoch über die nur einseitige Phänomenalität der äußeren Sinneserfahrung erheben.

Damit aber ist uns die Möglichkeit einer Vergleichung gegeben. Besteht zwischen den neutralen Merkmalen des Seienden, die wir in der Erkenntnistheorie abgeleitet und im vorigen Kapitel

Digitized by Google

dargestellt haben, und den Merkmalen der äußeren Anschauung eine Art von Parallelismus? Gibt es einen solchen, dann haben wir ein Recht, diese als Symbole jener anzusehen; dann haben qualitativer Anschauungsinhalt und raumzeitliche Anschauungsform, obwohl phänomenal, doch positive Bedeutung als die Art, in der sich das Seiende nach außen hin den anderen Seienden darstellt.

Dieser „symbolische Parallelismus", wie man ihn füglich nennen könnte, ist in der Tat vorhanden; seine Durchführung ist der Gegenstand des vorliegenden Kapitels.

Die erkenntnistheoretische Ableitung hatte gezeigt, daß wir alles Existierende durch die Verbindung der drei Kategorien: Substantialität, Kausalität und Individualität, also in der Form wirkender Seins-Einheiten, denken müssen. Diesen drei Denkkategorien entsprechen nun durchaus die drei Anschauungskategorien: der Substantialität die Räumlichkeit, der Kausalität die Zeitlichkeit, der Individualität die spezielle Qualifikation des sinnlichen Inhalts. Substantielles Dasein ist der äußeren Erfahrung nur als räumliche Erfüllung, kausales Tun nur als zeitlicher Prozeß, individuelles Sosein nur als besonderer Anschauungsinhalt darstellbar. Die Fähigkeit zu dieser Darstellungsfunktion macht die Objektivität der Anschauungen aus; eine andere Objektivität als diese symbolische kennen wir nicht. Aber eine andere brauchen wir auch nicht; denn sie verleiht unserer Anschauung eine über den bloßen Schein hinausgehende Bedeutung, und darauf allein kommt es an.

Der symbolische Parallelismus muß nun aber noch mehr spezialisiert werden. Die Ontologie hatte gezeigt, daß das Seiende in zwei Phasen auftritt; jede von ihnen hat wieder ihre charakteristischen objektiven Erscheinungsweisen in den Kategorien der Anschauung.

Die Person der ersten Phase ist, der Zuständlichkeit nach, lediglich Einheit des Vielen; sie läßt alles, was zu ihr gehört, an ihrer „Besonderheit" teilnehmen. In der objektiven Erscheinung stellt sich diese Absonderung dar: qualitativ als Eigenart, zeitlich als begrenzte Dauer, räumlich als begrenzte Raumerfüllung.

Digitized by Google

Die Person der zweiten Phase ist, der Zuständlichkeit nach, Einheit des Mannigfaltigen; sie besitzt korrelative „Gestaltung" (im weitesten Sinne). In der objektiven Erscheinung stellt sich diese Gestaltung dar: qualitativ als Organisation, zeitlich als Geschichte, räumlich als Raumordnung.

Diese Merkmale, durch welche die Person in ihrer objektiven Zuständlichkeit vollständig beschrieben wird, fügen sich also dem folgenden Schema[1]):

	erste Phase: Besonderheit	zweite Phase: Gestaltung
qualitativ:	Eigenart	Organisation
zeitlich:	begrenzte Dauer	Geschichte
räumlich:	begrenzte Raumerfüllung	Raumordnung

II. Die „Person an sich" als Objekt.

Da die erste Phase das personale Minimum bildet, gelten ihre Merkmale allgemein und notwendig überall, wo überhaupt Personen sind. Sie gelten auch für Personen, die sich in der zweiten Phase befinden; denn diese ist nicht der ersten zuwiderlaufend, sondern ihr superponiert.

1. Qualitative Absonderung: Eigenart (Singularität). — Eine Person kann nur dadurch als individuelles Weltstück bestehen, daß sie sich qualitativ von den anderen Personen unterscheidet; sie muß eine Besonderheit haben, durch welche sie unvertauschbar und unvertretbar wird. Was die Person ist, ist nur sie, keine ist dasselbe. Denn wäre eine andere in jeder Hinsicht ebenso, dann wären die beiden nicht mehr zwei Personen, sondern eine einzige; keine hätte etwas für sich, sie würden ununterscheidbar ineinander zerfließen (Leibnizens „*Principium identitatis indiscernibilium*").

Hier besteht also für uns ein konträrer Gegensatz zum Impersonalismus. Sind für diesen die Qualitäten nur Sekundär-

[1]) Das Schema ist die Ausführung der ersten Horizontalreihe in dem allgemeinen Schema auf S. 177.

Digitized by Google

erscheinungen, deren restlose Auflösung in Gleichartiges als letzte Forderung gilt, so ist für uns die Welt eine grundwesentlich qualitative Mannigfaltigkeit. Die Aufgabe der kritischen Wissenschaft besteht sonach nicht darin, die Qualitäten zu vernichten, sondern darin, die reduzierbaren von den nicht-reduzierbaren zu scheiden. In dieser Grundanschauung gleicht der kritische Personalismus wieder der Monadologie Leibnizens; denn auch für Leibniz repräsentierte jede Monade eine singuläre und inkommensurable Daseinsform.

Diese Eigenart jeder Person verhindert nicht, daß dennoch eine Vergleichung mehrerer Personen möglich ist, d. h. daß gewisse Seiten und Momente an der einen für Seiten und Momente an der anderen eintreten können; wir werden später sehen, worin diese Möglichkeit metaphysisch begründet ist. Aber niemals kann die Vergleichbarkeit zwischen zwei Personen vollständig sein, sondern sie läßt stets ein Superplus übrig; und eben dieser irrationale Rest stellt dasjenige Ureigenste dar, was die Person A zur Person A und die Person B zur Person B macht.

Andererseits freilich ist nun nicht jede Qualität, die in der Welt existiert, eine letzte, irreduzible, weil persönliche; der Satz: „*ubi persona, ibi qualitas*" darf nicht umgekehrt werden. Die Erkenntnistheorie hatte uns ja gezeigt, daß die besondere Qualität eines Anschauungsinhalts ebensowohl der Konstitution des wahrnehmenden Subjekts wie der metaphysischen Eigenart des wahrgenommenen Objekts zugeschrieben werden kann[1]). Wir haben also kein Recht, aus dem bloßen Dasein einer phänomenalen Qualität auf eine nicht weiter ableitbare metaphysische Qualität zu schließen. Es ist oft genug in der Geschichte der Wissenschaft mit der voreiligen Annahme solcher „*qualitates occultae*" Unfug getrieben worden, und die Reaktion der mechanistischen Weltauffassung gegen diese Qualitäten, die Erklärungen vortäuschen wollten und nur Zufluchtsorte der Unwissenheit waren, ist wohl verständlich; doch ging sie nach der anderen Seite zu weit, indem sie glaubte, alles Qualitative wegerklären zu können. Der kritische Personalismus findet hier wieder die richtige Mitte durch

[1]) S. S. 133—134.

Digitized by Google

sein Kriterium der Selbsterhaltung. Nur diejenige Qualität ist daher eine letzte irreduzible, die sich ständig im Wechsel wahrt und gegen Störungen erhält. In diesem Sinne ist die Eigenart jedes Menschen, die man im speziellsten Sinn als „Individualität" bezeichnet, etwas Primäres. Und in diesem Sinn sind auch die überindividuellen Einheiten der Tierarten, der Pflanzenarten, der menschlichen Völker und Rassen metaphysischer Natur; denn sie bestehen nicht nur, sondern sie setzen sich selbst im fortwährenden Wechsel der Einzelindividuen fort; die Vererbung ist die Selbsterhaltung einer überindividuellen Qualität.

Noch ein weiterer Gedanke aber, der sich bei der Qualität aufdrängt und auch bei den anderen phänomenalen Merkmalen der ersten Phase wiederholen wird, bedarf der Erwähnung. Die Besonderheit ist nicht nur positiv, indem sie die Person zu etwas Eigenem macht, sondern auch negativ, indem sie sie abgrenzt gegen die anderen, und ihr versagt, was jene anderen haben. *Omnis qualitas est negatio* — so können wir in kleiner Variation des Spinozistischen Satzes sagen. Und so ist denn auch alle qualitative Eigenart zugleich eine Unvollkommenheit, ein Ausgeschlossensein von unzähligen anderen Daseinswirklichkeiten und -Möglichkeiten. Die ungeheure Qualitätenfülle der Welt wird erkauft durch die Enge unübersteiglicher Grenzen und Schranken, innerhalb deren jede einzelne Person eingeschlossen ist. Hier ist diese Folgerung lediglich zu verzeichnen, nicht zu werten. Nur angedeutet sei, daß ein schrankenloser Universalismus oft genug in dieser, mit jeglicher Individuation notwendig verbundenen Begrenzung ein metaphysisches Grundübel gesehen hat. Wir stehen hier bei dem Urquell des Wertungsgegensatzes, wie er zum Beispiel zwischen einem Leibniz und einem Spinoza klafft; jener sah in der Individuation Reichtum und Fülle, dieser Armut und Beraubung. Späterhin erst wird sich für uns die Möglichkeit herausstellen, den Gegensatz durch das hierarchische Ordnungsprinzip der Personen zu überwinden.

2. Zeitliche Begrenzung. — Jede Person füllt ein individuelles Zeitstück aus; das bedeutet im positiven Sinn: sie hat Dauer, — im negativen Sinn: sie hat Anfang und Ende.

Digitized by Google

Alle Personen sind Dauerwesen, und zwar haben sie nicht nur passive, sondern aktive Dauer; d. h. sie bleiben mit sich in aufeinander folgenden Zeitpunkten identisch, nicht deswegen, weil ein Grund für eine Veränderung fehlt (diese Trägheitsdauer gilt nur von den „Sachen", nicht von den Personen), sondern deswegen, weil sie durch innere Funktion ihre Identität gegen Störungen und im Wechsel aufrecht erhalten.

Aber die Dauer ist nach beiden Seiten begrenzt; die Personen entstehen und vergehen. Dieser Satz ist einerseits eine notwendige Folge des Umstandes, daß die Person in jeder Hinsicht, also auch in zeitlicher, individualisiert gedacht werden muß, andererseits aber auch eine der aufdringlichsten Lehren der Erfahrung. Denn fortwährend erleben wir, daß Personen auftreten, wo bisher keine waren (Geburt), und daß keine mehr sind, wo bisher welche waren (Tod). Dies gilt von lebenden Einzelwesen ebenso, wie von Völkern und Arten, von Molekülen ebenso wie von Weltkörpern.

Der kritische Personalismus unterscheidet sich nun von fast allen anderen Standpunkten darin, daß er diese empirische Tatsache nicht zu einem bloßen Schein verflüchtigt, sondern ihr Realität beilegt. Die Personen als individuelle Wesen haben weder individuelle Präexistenz, noch Postexistenz — damit wendet er sich gegen die religiöse Unsterblichkeitslehre. Die Personen als das wahrhaft Seiende sind entstehbar und vergänglich — damit wendet er sich gegen die philosophische Lehre, daß das Seiende nicht als nicht-seiend gedacht werden könne, daß substantielles Entstehen und Vergehen unmöglich sei.

Beginnen wir mit dem philosophischen Widerspruch. Die Unvergänglichkeit des Seienden ist ein unausweichlicher Denkzwang nur dort, wo das Entstehen und Vergehen als Übergang zwischen dem wirklichen Nichts-Sein und einem konkreten Etwas (und umgekehrt) gedacht werden müßte. Sie gilt daher einerseits für die Gesamtheit alles Seienden, andererseits für das Einfache. Die Unvergänglichkeit des Alls wird in personalistischen Gedankengängen ausgedrückt als Ewigkeit Gottes, in impersonalistischen als Erhaltung des Stoffes und der Kraft. Die Unvergänglichkeit des Einfachen wird beim naiven Personalismus zur Unsterblichkeit

Digitized by Google

des einfachen Seelenwesens, beim Impersonalismus zur Unzerstörbarkeit der Atome, bezw. Uratome. Bekennt man sich also, wie es die beiden eben genannten Standpunkte tun, zum Dogma von der analytischen Position, daß die Welt aus einfachen Seienden bestehe, so müssen diese allerdings auch als unentstanden und unvergänglich gedacht werden. *Ex nihilo nihil fit et in nihilum nihil fit.*

Für den kritischen Personalismus jedoch gilt das Axiom der synthetischen Position; er kennt daher zwischen den beiden Grenzen des absolut Universellen und des absolut Einfachen Zwischenstufen realer Existenz, welche nicht einfach und dennoch einheitlich sind. Diese aber vollziehen, wenn sie ihre Einheit gewinnen oder verlieren, nicht den Übergang zwischen dem völligen Nichts und dem Etwas, sondern nur den Übergang zwischen Aggregat und Einheit, zwischen Chaos und Kosmos. Das Material bleibt mit sich selbst identisch, kein gesondertes Seinsstück wird *ex nihilo* oder *in nihilum.* Was entsteht oder vergeht, ist nur jene individuelle Ganzheit, die von ihren Teilen losgelöst gar nicht gedacht werden kann, während andererseits die Teile ohne dies Einheitsband existierend gedacht werden können.

Diese Möglichkeit essentiellen Entstehens und Vergehens raubt darum aber den Personen nichts von ihrer Substantialität und realen Existenz: sie sind, so lange sie sind, wirkliche, d. h. selbständige, wirkungsfähige Substanzen, nicht weniger real und wesenhaft als ihre Teile, vielmehr ein Sein höherer Art und Stufe als diese. Und die Teile sind ihrerseits wieder Personen, wieder geworden und vergänglich u. s. w. *in infinitum;* stets wiederholt es sich, daß die individuellen Einheiten anfangen und aufhören, während das Material, aus dem sie gebildet waren, bestehen bleibt. Der letzte Abschluß dieses Regressus nach unten wäre schließlich eine Stufe, die selber nicht mehr individualisierte Einheiten enthielte, sondern nur noch Material für solche. Auf dieser Stufe aber könnte es keine zeitliche Individualisation, kein Werden und Vergehen mehr geben; denn das wäre das Werden aus dem Nichts, und zum Nichts. Hier also sind wir bei der Ewigkeit angelangt; doch es ist nicht die positive Ewigkeit des wirklichen Seins, sondern nur die negative der bloßen Potentialität, des reinen

Digitized by Google

Materials. Logisch genommen aber ist diese Ewigkeit lediglich ein unvollziehbarer Grenzbegriff; denn wir können ja die Welt gar nicht anders denken, als in der Form von individualisiertem Sein. Das „Material an sich" existiert als solches gar nicht; es ist Platos μὴ ὄν, Aristoteles' δυνάμει ὄν: die Verabsolutierung der Tatsache, daß in jedem Einzelfalle die Bestandteile einer Person gegenüber dem individuellen Werden und Vergehen dieser Person selbständiges Dasein haben.

Doch wir müssen die Hierarchie des Seienden nicht nur nach unten hin, bis zum Grenzbegriff der absoluten Sache, sondern auch nach oben hin verfolgen. Je höher eine personale Einheit in der Stufenleiter steht, um so ausgedehnter ist ihre zeitliche Dauer; bei der absoluten Person, der Gottheit aber stoßen wir wieder auf den Begriff der Ewigkeit, und zwar jetzt der positiven Ewigkeit. Denn wir können uns ihre aktive Dauer weder nach vorwärts, noch nach rückwärts abgelöst denken durch eine Dauer, in der sie nicht ist. Allein auch dieser Ewigkeitsbegriff ist in logischer Hinsicht lediglich ein Grenzbegriff, wie ja der Begriff der Gottheit selber. Der Widerspruch, daß wir Gott als Person individualisiert denken müssen, aber als absolute Person ihn gegen nichts anderes abgegrenzt denken dürfen, gilt auch zeitlich. So bedeutet seine Ewigkeit für uns allein dies, daß Zeit nur gedacht werden kann in Bezug auf etwas, was in der Zeit ist; da aber Gott der Inbegriff alles Seienden ist, ist Zeit vor ihm und nach ihm, also seine eigene Begrenzung in der Zeit, ein Ungedanke.

Abgesehen von diesen beiden äußersten Stufen gibt es kein ewiges Sein; für alle endlichen Personen gilt reales Anfangen und Aufhören. So kann die Philosophie auch den religiösen Glauben an eine individuelle Unsterblichkeit nicht übernehmen; aber sie ist doch weit davon entfernt, den Inhalt jenes Glaubens für einen bloßen Irrtum anzusehen. Wie ihr überhaupt Religion die Symbolik dessen ist, was sie selbst begrifflich zu erfassen sucht, so ist auch der Unsterblichkeitsglaube das anschauliche Symbol für tiefste metaphysische Wahrheiten. Unsere Philosophie kennt die vom Körper loslösbare Seele nicht mehr, denn ihr ist die individuelle Person eine, die nur nach beiden Seiten hin erscheint. Aber sie sieht in jener analytischen Scheidung

Digitized by Google

den naiven Ausdruck für ein in Wirklichkeit synthetisches Verhältnis, nämlich für das jeder Person zu den ihr übergeordneten Personen, in denen sie Teil ist. Wenn auch die Person endgültig aufgehört hat, als Individuum zu sein, so ist ihr Dasein nicht gänzlich ausgelöscht, als wäre es nie gewesen; sondern in dem Leben jener höheren personalen Einheiten: der Familie, des Volkes, der Menschheit, schließlich der Gottheit, ist sie nun als Moment aufgehoben, dauert sie noch als Wirkung fort. Teil sein heißt Teil haben. Diese Unsterblichkeit besitzen, objektiv genommen, alle „Personen"; dem Menschen aber kommt sie in noch eigentlicherem, nämlich subjektiven Sinne zu. Er ist sich seiner Einordnung in die Hierarchie der Welt bewußt; er ahnt seine Erlösung von den Schranken der Individualität durch Aufgehen in höhere Seinsformen; und er kann so die Unsterblichkeits- und Erlösungsidee zur Regulative seines Handelns machen. Näheres hierüber kann erst in jenem Teile des Systems folgen, der sich mit der Symbolologie ausschließlich beschäftigt.

3. Räumliche Begrenzung. Jede Person füllt ein individuelles Raumstück aus, das bedeutet positiv: sie hat Ausdehnung, negativ: sie hat Grenzen.

Alle Personen sind ausgedehnte Wesen; und zwar haben sie nicht nur passive, sondern aktive Ausgedehntheit, d. h. sie erstrecken sich über ein bestimmtes Raumgebiet nicht deswegen, weil nichts anderes Seiendes das Gebiet beansprucht (diese Trägheitsausdehnung gilt nur von den „Sachen", nicht von den Personen); sondern deswegen, weil sie durch innere Funktion das Raumgebiet gegen Störungen und im Wechsel der Teile behaupten.

Indem wir jeder Person räumlichen Charakter zusprechen, wenden wir uns gegen den Dualismus, der in der Welt zwei Arten von Seienden kennt: räumlich ausgedehnte („materielle") und räumlich nicht ausgedehnte („geistige") Substanzen. Wir kennen nicht körperliche Personen einerseits, geistige Personen andererseits, sondern Personen schlechthin, deren *unitas multiplex* sich nach innen hin bekundet in der Synthese der psychischen Inhalte, nach außen hin in der Umspannung von Rauminhalten. Die

Digitized by Google

physische Raumerfüllung, welche die zueinander äußerlichen Raumelemente zur Einheit der Ausdehnung zusammenschließt, symbolisiert uns also die metaphysische Tatsache, daß die Person ihre zueinander äußerlichen Teile zur Einheit der Daseinssphäre verbindet.

Daß jede Person räumlich begrenzt sei, bedarf nicht mehr einer solchen Diskussion, wie sie bei der zeitlichen Begrenzung nötig war. Denn während wir das zeitliche Ende der Person gegen bedeutende Gegeninstanzen vertreten mußten, stehen wir in der Annahme räumlicher Grenzen für alles Seiende in Übereinstimmung ebenso mit dem naiven, wie mit dem wissenschaftlichen Denken.

Räumliche Unbegrenztheit gibt es nur für die beiden Gegenpole der Hierarchie der Welt: für das Rohmaterial alles Seins, das sich erst dort, wo aus ihm Personen aufgebaut werden, auch räumlich individualisiert; und für die absolute Person, bei der wir nicht ein Etwas außer ihr, gegen das sie sich abgrenzt, denken können. Dort ist die räumliche Unbegrenztheit negativ: für das bloße „Material an sich" besteht überhaupt keine Gliederung, somit auch keine räumliche; hier ist sie positiv: Alles was ist, und somit auch seine räumliche Darstellung, muß in der Allperson enthalten sein. In beiden Fällen aber ist die räumliche Schrankenlosigkeit lediglich ein unvollziehbarer Grenzbegriff — ganz entsprechend, wie wir es oben in zeitlicher Hinsicht von der „Ewigkeit" ausführten.

III. Die „Person an und für sich" als Objekt.

Über dem personalen Minimum, das die „Person an sich" darstellt, erhebt sich nun, wie leuchtender Gebirgsgipfel über dem Hochplateau, die „Person für sich", die nicht nur nach außen hin abgesonderte, sondern nach innen hin zusammengefaßte Person. War das „An-sich"-Sein die notwendige Daseinsweise, die allem, was Person ist, zukommen muß, so hat die „Person für sich" nicht notwendige und allgemeingültige, sondern nur zufällige, empirische Wirklichkeit. Aber dies bedeutet keine Rangordnung zu Gunsten der ersten Daseinsweise, sondern, wenn überhaupt, eine solche

Digitized by Google

zu Gunsten der zweiten. Die Person an sich ist nur die notwendige Vorstufe, auf der sich die Person für sich, das eigentliche Ziel des personalen Daseins, zu entfalten vermag.

Die Person an sich war Einheit des Vielen; die Person für sich ist Einheit des Mannigfaltigen. Das zuständliche Merkmal für jene Einheitsbildung war die Absonderung; für diese ist es die Gestaltung. Der aristotelische Begriff des εἶδος erlebt hier wieder seine Auferstehung.

Freilich muß der Gestaltsbegriff nun wieder kritisch determiniert werden. Zunächst ist er einzuengen; denn nicht jede Gestalt, die sich uns in der Welt zeigt, ist Kennzeichen echter Individualisation (das viereckige Stück Holz ist keine „Person"), sondern nur die sich gestaltende Gestalt, auf welche zugleich das allgemeine personale Kriterium der Selbsterhaltung paßt, diejenige, die über den Teilen schwebend trotz des Wechsels der Teile stetig ihre Einheit wahrt. So hat ja auch Aristoteles den passiven Ausdruck εἶδος schließlich mit dem aktiven ἐντελέχεια identifiziert. Aus gleichem Grunde werden wir dem passiven Wort „Gestalt" das aktive Wort „Gestaltung" vorziehen.

Kritisch müssen wir aber auch den Begriff erweitern. „Gestaltung" darf nicht allein bezogen werden auf die optische Raumform, sondern auf jede objektive Darstellung eines selbsterhaltungsfähigen Zusammenhangs, in welchem die Vielheit verschiedenartiger Bestandstücke oder Funktionen aufeinander angewiesen und ihre Mannigfaltigkeit auf die Einheit des Ganzen abgestimmt ist. So zeigt z. B. auch ein in staatlicher Gemeinschaft verbundenes und gegliedertes Volk „Gestaltung".

Wie das Merkmal der ersten Phase, so müssen wir auch das der zweiten Phase durch die drei Anschauungskategorien: Qualität, Raum und Zeit verfolgen.

1. Qualitative Gestaltung = Organisation. — Jede „Person für sich" ist qualitativ genommen ein Organismus. Was heißt das?

„Ein organisiertes Produkt der Natur ist das, in welchem alles Zweck und wechselseitig auch Mittel ist." So definiert Kant in der Kritik der Urteilskraft (§ 66) den Begriff der Organisation.

Digitized by Google

In dieser Definition ist zu direkt die Beziehung der Teile zueinander ausgesprochen und darüber die Bezugnahme auf das Ganze vernachlässigt. Denn in einem Organismus ist jeder Teil nur deshalb Zweck, weil er einen qualitativ differenzierten Bruchteil der Einheit darstellt, der nicht fehlen kann, ohne daß der Gesamtqualität des Gebildes Eintrag geschähe. Und jeder Teil ist andererseits Mittel, weil er im Dienst des Ganzen eine qualitativ differenzierte Funktion zu verwalten hat, deren Fehlen der Gesamtfunktion des Ganzen eine Störung brächte. Somit wird ein Organismus dadurch charakterisiert, daß er zugleich differenziert und integriert ist. Freilich, wenn wir hier von Spencer die Ausdrücke Differenziation und Integration zur Beschreibung eines organischen Gebildes entlehnen, verstehen wir sie doch in einem gänzlich anderen Sinne als er. Für ihn sind sie mechanisch erklärbare Erscheinungen; für uns ist das ständige zweckmäßige Ineinander von Mannigfaltigkeit und Einheitlichkeit nur möglich, wenn wir dem Ganzen selber eine teleologische Wirkungsfähigkeit auf seine Teile zuschreiben. Denn das Wesentliche der Organisation ist nicht, daß sich an einer Stelle gelegentlich durch äußere Gründe zwei Teilgebilde nach verschiedenen Richtungen ändern („differenzieren"), und anderswo zwei Teilgebilde sich zusammenschließen („integrieren"), sondern daß jedes einzelnste Differenzierungs- und Integrierungsphänomen durchaus bestimmt ist durch die Zwecke des Ganzen, und daß jeder Zweck des Ganzen an jeder beliebigen Stelle seiner Teile normalerweise diejenigen Differenzierungen und Integrationen zu erzeugen vermag, die er braucht. Ein Organismus ist die sich im Wechsel erhaltende korrelative Einheit des qualitativ Mannigfaltigen.

Da das Problem des Organismus vor allem eine Kausalitätsfrage ist, so werden wir uns erst in der Lehre vom Wirken ausführlicher damit zu beschäftigen haben.

2. Zeitliche Gestaltung = Geschichte. — In jeder „Person für sich" stellen die zeitlich aufeinanderfolgenden Etappen ihres Daseins eine Mannigfaltigkeit dar, die sich ebenfalls zur Einheit zusammenschließt, zu der des Entwicklungs- oder Geschichtsprozesses.

Digitized by Google

Die „Person für sich" hat ihre Geschichte — dieser Satz bedeutet nicht, daß sie ein beliebiges Nacheinander von Phasen durchmache, sondern daß sie ihr innerstes individuelles Wesen nur stufenweise zu verwirklichen vermag in einem individuellen Prozeß; ihr Dasein besteht in einem fortwährenden Sich-über-sich-selbst-Hinausheben. Was beim Begriff der Organisation von den Teilen der Person gesagt wurde, gilt hier von den Epochen: sie vertauschen fortwährend die Rolle von Zweck und Mittel. In jedem Moment strebt die „Person an und für sich" einem über ihre unmittelbare Gegenwart hinausliegenden Ziele zu, das, wenn es erreicht ist, nur Sprungbrett zu neuer Zielsetzung wird. Aber wiederum gilt auch hier von allen diesen Einzelepochen, daß sie nicht sowohl die eine durch die andere, sondern alle durch das Ganze bestimmt werden.

War es oben schon schwer, bei den gleichzeitigen Teilen und Funktionen die völlige Einordnung unter die Bestimmung des Ganzen auszudenken, so ist dies noch viel schwerer gegenüber den nicht gleichzeitigen Epochen; und dennoch gehört diese Einordnung zum Wesen der Person nicht weniger als jene. Sowie — um ein Bild zu gebrauchen — im Dreischlag des Walzerrhythmus jeder Einzelschlag nur seine Bedeutung erhält von dem ganzen Takt, der ja ebenfalls zeitlich ausgedehnt ist, so erhält im Leben der aktuellen Person jede Einzelhandlung nicht nur ihre Bedeutung, sondern geradezu erst ihre Wirklichkeit als Teilphänomen in der zeitlichen Gesamtdarstellung dieser Person.

Man hat oft dem Begriff der teleologischen Kausalität den Vorwurf der Absurdität gemacht, da in ihm etwas Gegenwärtiges bestimmt sein solle durch etwas Zukünftiges (den Zweck), also durch etwas, was noch gar keine Realität habe. Diese Absurdität wird jetzt überwunden; im Prozeß der persönlichen Selbstentfaltung bestimmt nicht irgend ein zukünftiger Moment das Geschehen im gegenwärtigen Moment, sondern das einheitliche sinnvolle Gesamtgeschehen bestimmt jeden einzelnen Zeitmoment. Das Ganze ist (nicht chronologisch, aber metaphysisch) früher als die Teile.

Zerlegt man aber den einheitlichen Gesamtprozeß einer persönlichen Entfaltung in einzelne Zeitmomente, so ist in jedem

Digitized by Google

solchen Zeitabschnitt das Künftige nicht ein völliges Nichts, sondern latent schon in der Gegenwart enthalten; denn das Gegenwärtige ist durch die Entwicklungseinheit bestimmt, jenes Zukünftige zu werden. Hier ergibt sich die Unentbehrlichkeit des Begriffs der Anlage. Weil die Person den Reichtum ihres inneren Wesens nur in der Zeit zu entfalten vermag, ist in jedem Moment der noch nicht realisierte Teil dieses Prozesses in der Form des Werdensollenden oder der Angelegtheit zu denken. „Werde, was du bist."

Da nun aber die einzelne Person nicht allein in der Welt ist, sondern in ihrem Sein und Leben fortwährend durchkreuzt wird vom Sein und Leben anderer Personen über und neben ihr, so kann es, wenigstens innerhalb der endlichen Welt, niemals dazu kommen, daß dasjenige, was in der Anlage der Person als ihre individuelle Mission verborgen liegt, sich restlos in Wirklichkeit umsetze. Der tatsächliche Lebensprozeß einer Person ist daher stets eine Resultante aus den beiden Komponenten der inneren Angelegtheit und der äußeren Störung, Hemmung und Ablenkung. So entsteht der Begriff des Ideals, als die Verabsolutierung dessen, was in der Anlage vorbereitet und aufgegeben, aber in der Erfahrung niemals verwirklicht wird. Nur von der absoluten Person gilt diese Einschränkung nicht.

Zwischen Anlage und Erfüllung bewegt sich das geschichtliche Leben der Person. Die bloße Anlage, in der noch alle Werdemöglichkeiten schlummern, ist das personale Minimum, die latente Person — in zeitlicher Hinsicht die ungeschichtliche, entwicklungslose Person. Die volle Erfüllung, die absolute Umsetzung aller Potentialitäten in Aktualität wäre das personale Maximum oder das Ideal, das nicht erreicht wird, aber dem zuzustreben den Sinn alles personalen Daseins ausmacht. —

Aus obiger Betrachtung ergibt sich zugleich der Grundgedanke unserer Geschichtsphilosophie und Entwicklungslehre: Geschichte und Entwicklung sind nicht zu verstehen als Succession von Ereignissen, sondern als Lebensprozesse von Personen.

Schon Hegel hatte die große Entdeckung gemacht, daß Geschichte nicht eine mechanische Geschehnisfolge, sondern ein

Digitized by Google

immanent teleologischer Vorgang sei. Aber er faßte die treibende Kraft dieses Vorganges als abstrakt logische auf (als Konsequenz der „Idee"), und das Substrat des ganzen Prozesses als ein einziges universelles (die Weltvernunft). Anders der kritische Personalismus. Er muß so viel in sich sinnvolle und in sich individualisierte Geschichtsprozesse annehmen, als es „Personen für sich" gibt. Jede Zelle und jede Pflanze, jedes Tier und jeder Mensch, jede Gattung und jedes Volk, ja vielleicht auch jeder Weltkörper und jedes kosmische System hat seine Geschichte, seinen Lebensprozeß mit den notwendig auseinander hervorgehenden Epochen des Entstehens, jugendlichen Wachstums, Reifseins, Alterns und Vergehens. Jeder dieser Prozesse ist individuell, weil er ja nichts als die zeitlich ausgebreitete Individualität der Person ist; er kann daher nicht restlos als rational ableitbares Glied eines geschichtlichen Universalprozesses dargestellt werden. Vielmehr gilt auch für die geschichtlichen Prozesse, was für die Personen überhaupt gilt: die hierarchische Anordnung in einem System, innerhalb dessen jede persönliche Selbstentfaltung einerseits eine eigene Geschichtseinheit, andererseits Moment in höheren Geschichtseinheiten ist.

Eine solche Anheftung der geschichtlichen Vorgänge an personale Einheiten ist ja in den Geschichtswissenschaften oft versucht worden, direkt in der Biographie, mittelbar dort, wo man Völker mehr oder weniger bildlich als individuelle Existenzen behandelte und von ihrem Leben und Sterben, Jungsein und Altern sprach. Der Versuch aber, eine derartige personale Auffassung zur Grundlage aller geschichtlichen Betrachtung zu machen, ist vereinzelt erst in neuester Zeit gemacht worden[1]); unsere Philosophie gibt hierzu die metaphysische Rechtfertigung. Die Völker sind nicht nur bildlich, sondern wirklich Personen; ihre politische, nationale und kulturelle Geschichte ist ihr individueller Lebensprozeß.

Und ebenso werden wir in der naturwissenschaftlichen Entwicklungstheorie die Arten als wirkliche personale Einheiten, die durch „Geburt" auseinander hervorgehen, und die Phylogenese

[1]) So durch Kurt Breysig.

Digitized by Google

als Hierarchie von phyletischen Lebensprozessen verschiedener Stufen auffassen.

Eine ausführliche, kritische und systematische, Darstellung der geschichtsphilosophischen und entwicklungsphilosophischen Prinzipien wird in dem späteren Kapitel „Selbstentfaltung" gegeben werden.

3. Räumliche Gestaltung (Raumordnung. Form). Raumerfüllung kommt jeder Person zu; aber für die „Person für sich" werden die erfüllten Stellen des Raumes aus indifferenten geometrischen Ausdehnungen mit beliebigem und willkürlichem Nullpunkt zu einem korrelativen und zentralisierten Gebilde. In ihm beziehen sich die Grenzen auf die Mitte und die Mitte auf die Grenzen, rechts auf links, vorn auf hinten, oben auf unten und umgekehrt, — aber im Grunde werden all diese Teilbeziehungen nur möglich dadurch, daß sich die Teile auf das Ganze beziehen und erst durch das Ganze Sinn und Bedeutung bekommen.

Nehmen wir zunächst ein Beispiel aus dem Gebiet der überindividuellen Personal-Einheiten. Eine Rasse mit ihrer bloß qualitativen Selbsterhaltung ist nach unserer Terminologie eine „Person an sich"; ein staatlich organisiertes Volk ist eine „Person für sich". Die Rasse füllt lediglich einen gewissen Raum (sie hat ein Verbreitungsgebiet); das Volk dagegen gestaltet und ordnet den von ihm beherrschten Raum zu einem Ganzen (dem Staatsgebiet), in welchem jeder Punkt mit jedem anderen in korrelativem Verhältnis steht. Hinzueroberung oder Verlust eines Raumteils, Verschiebung der Grenzen u. s. w. macht sich stets an dem Ganzen fühlbar; die Zentralgebiete haben, im Interesse des Ganzen, andere Funktionen als die Grenzgebiete — und so fort.

Eine ganz besondere Ausprägung aber erhält für uns Menschen die räumliche Korrelation bei denjenigen Personal-Einheiten, deren Raumsphäre wir in einem einzigen Anschauungsakt zu erfassen vermögen; sie wird zur optischen Form (im eigentlichen Sinne des Wortes). Es gibt kein Phänomen, in welchem das Wesen der Person, Einheit in der simultanen Mannigfaltigkeit zu sein, so unmittelbar zum Gegenstand menschlicher Anschauungsfähigkeit wird, wie das der Form; das ist auch ein Grund, warum die

Digitized by Google

räumliche Gestalt als Symbol für das Wesen des Seienden in der Kunst eine so bedeutende Rolle spielt. Aber es gibt noch einen anderen Grund. Wir sagten schon oben, daß nicht jede wahrnehmbare Raumform Zeichen personalen Daseins ist, sondern nur die sich im Wechsel erhaltende Raumform. Diese aber ist wiederum eine Anschauungstatsache von stärkster Aufdringlichkeit; die Raumform zeigt uns nicht nur die Ganzheit der Person im simultanen Mannigfachen, sondern auch die Identität der Person mit sich selbst im successiven Wechsel. Wenn in einem Menschen gegenwärtig auch kein einziges Atom mehr identisch sein mag mit den Atomen, die ihn vor 10 Jahren konstituiert haben, so hat er doch während dieser ganzen Zeit niemals seine formale Einheit verloren; und wenn sich auch seine Form verändert hat, so hat sie sich stetig verändert unter Aufrechterhaltung der großen Hauptzüge, und unendlich viel langsamer als die Teile wechselten.

Diese Souveränität der Form gegenüber dem Material, aus dem sie jeweilig gebildet ist, diese ihre gleichsam hypermaterielle Beständigkeit war es, die dem Begriff der Form die hohe Wertung der größten Denker eingetragen hat, von Platos Idee und Aristoteles' εἶδος bis hin zu Schiller:

„Aber frei von jeder Zeitgewalt
Die Gespielin seliger Naturen,
Wandelt oben in des Lichtes Fluren,
Göttlich unter Göttern die Gestalt."

Und diese hohe Wertung ist gerechtfertigt; denn die simultane und die successive Vielheits-Einheit der Form ist das vollkommenste uns zugängliche Symbol für das Wesen des Seienden: die simultane und successive Vielheits-Einheit der Person.

Digitized by Google

IX. Kapitel.

Die Person als Subjekt.

Zeigte das vorangehende Kapitel, wie die Person anderen Personen erscheint, so haben wir nunmehr zu betrachten, wie sie sich selber erscheint. Wir geben damit die philosophische Grundlegung der Psychologie.

Der Gang der Betrachtung wird hier der umgekehrte sein müssen, wie im vorigen Kapitel: wir müssen mit der zweiten höheren Phase beginnen, weil nur hier die Person als Subjekt unmittelbar gegeben ist — um dann daraus die Subjektivität der ersten Phase zu erschließen.

I. Die „Person an und für sich" als Subjekt.

1. Die Person als metapsychische und der psychophysische Parallelismus. — Objektiv hatte sich die zweite Phase der Person darin bekundet, daß diese sich nicht nur durch ihre singuläre Besonderheit von allen anderen außer ihr scheidet, sondern auch die Mannigfaltigkeit ihrer Teile zur Einheit der Gestaltung zusammenfaßt. Die „Person an und für sich" übt also eine reflexive (auf sich selbst gerichtete) Tätigkeit aus. Nun ist aber diese korrelative Beherrschung der Teile durch das Ganze nicht nur anderen Personen erkennbar, sondern hat auch eine viel unmittelbarere Darstellung: die Person faßt sich auch innerlich zusammen; sie erlebt sich selbst!

Ein Wesen, das seine eigene Einheit als Ganzheit erlebt, nennen wir ein „Ich". Die Momente eines solchen Ganzen, die von ihm als zu ihm gehörig erlebt werden, nennen wir

Digitized by Google

„Bewußtseinsinhalte". Die Person in zweiter Phase ist also ein Ich und hat Bewußtsein. Damit ist all das, was man heute unter den Begriff des „Psychischen" faßt und früher unter den des Geistigen faßte, eingeordnet in das personalistische System und untergeordnet unter den Begriff der Person.

Untergeordnet — denn darin liegt das Entscheidende, daß das Psychische ebensowenig wie das Physische eine primäre Tatsache ist. Die „Personen an und für sich" sind ihrem Grundwesen nach weder physisch noch psychisch, sondern sie sind schlechthin; jene Scheidung existiert nur dadurch, daß sie von verschiedenen Betrachtungsstandpunkten aus betrachtbar sind. Die „Personen für sich" erscheinen anderen Personen physisch und sich selbst psychisch, aber sie sind metaphysisch und metapsychisch.

In dieser Auffassung begegnen wir uns mit philosophischen Theorien verschiedenster Zeiten, vor allem mit denen der Reihe Spinoza-Schelling-Fechner; wenn wir aber nach dem heut üblichen Sprachgebrauch unseren Standpunkt als „psychophysischen Parallelismus" bezeichnen, so muß doch schon sofort betont werden, daß dieser in fundamentalen Punkten von allen bisher vertretenen parallelistischen Theorien abweicht. Man wird zum Schluß sehen, daß die kritisch-personale Psychologie eine neue Synthese schafft zwischen dem landläufigen Parallelismus und den Hauptgedanken der ihm sonst entgegenstehenden „Wechselwirkungstheorie".

Die besondere Fassung, die der psychophysische Parallelismus durch seine Unterordnung unter dem Personalismus erhält, sei zunächst an einem Gleichnis dargetan, das seit Fechner zur Veranschaulichung der parallelistischen Gedankengänge oft benutzt worden ist. Fechner vergleicht jedes psychophysische Individuum mit einer Hohlkugel. Eine solche, obwohl ein einheitliches Ganzes, bietet doch zwei grundverschiedene Ansichten dar, je nachdem man sie von innen oder von außen her betrachtet; dort ist sie konkav, hier ist sie konvex. So wenig aber Konkavität und Konvexität zwei verschiedene Substanzen sind (sondern nur zwei Erscheinungsformen eines und desselben Seienden), so wenig sind Psyche und Physis zwei getrennte Substanzen; vielmehr sind auch sie die zwei Erscheinungsseiten eines identischen Seienden.

Digitized by Google

Dieses Bild nun können wir rückhaltlos übernehmen, ja rückhaltloser, als es der übliche Parallelismus vermag. Denn gerade die Konsequenz des Gleichnisses führt zu einer notwendigen positiven Ergänzung. Die Kugeln (Individuen) sind ihrem Wesen nach weder konkav (psychisch), noch konvex (physisch), sondern rund (individuelle Ganze). Ihre Rundheit erscheint als Konkavität dem innen gedachten Betrachter, als Konvexität dem außen gedachten Betrachter — kurz, die ganze Konstruktion ist nur möglich, wenn schon Betrachter vorausgesetzt werden, die den einen oder den anderen Standpunkt inne haben können. Wer aber sind diese „Betrachter"? Der gewöhnliche Parallelismus weiß hierauf keine Antwort; und doch hängt alles davon ab, daß dies Fundament der ganzen Überzeugung bloßgelegt werde. Sind die „Betrachter" etwas von den „Kugeln" Unabhängiges, so würde man zu einem Dualismus kommen, der viel schlimmer wäre, als der zwischen Seelen und Körpern: die Welt müßte dann nämlich bestehen aus Individuen, die erscheinen (den „Kugeln"), und anderen, die diese Erscheinungen erleben („Betrachtern"). Identifiziert man aber die „Betrachter" mit den „Kugeln", so ergibt sich, daß den Kugeln (Individuen) außer dem Merkmal, nach zweiten Seiten hin zu erscheinen, noch das andere viel wichtigere Merkmal zukomme, selber Erscheinungen zu erleben, d. h. sich selbst und andere als Einheiten zu erfassen. Somit sind die Individuen nicht nur passiv Erscheinende, sondern zugleich aktiv Erlebende, nicht nur zweiseitige Phänomene, sondern persönliche Entitäten.

Was hier nur gleichnisweise ausgesprochen ist, muß nun begrifflich dargetan werden; vor allem haben wir zu zeigen, was es bedeute, daß das Wesen der Welt (die Person) metapsychisch genannt wird.

Die Verwirrung, die sich — zum Schaden für Welttheorie und Weltwertung — um den Begriff des „Psychischen" („Geistigen") gebildet hat, beruht zum großen Teil darauf, daß jenes Wort mehrere Bedeutungen hat, die durchaus nicht unbedingt zusammengehören, aber nun durch den gleichen Ausdruck zu unglücklichem Bunde verknüpft sind. Die eine ist die phänomenologische Bedeutung; psychisch (geistig) ist alles, was Bewußtseinserlebnis ist oder werden kann. Die andere ist die

Digitized by Google

teleologisch-personale Bedeutung[1]): psychisch (geistig) ist das, was ein einheitliches selbstwertiges Individuum (Seele, Geist) ausmacht und spontanen zielstrebigen Tuns fähig ist. Während die letztgenannte Bedeutung früher die vorherrschende war, hat mit der Zeit die erstgenannte immer mehr den Vorrang gewonnen; aber verquickt sind sie noch immer. Daraus ergibt sich zunächst eine innere Zwiespältigkeit in der Wertung. Denn die teleologische Bedeutung muß die Tendenz haben, das „Psychische" zur Quintessenz und zum eigensten Wert der Welt zu machen, während die phänomenologische Bedeutung es dann wieder zu etwas bloß Erscheinendem verflüchtigt, d. h. zu einer Realität zweiten Ranges erniedrigt. Sodann gerät die Beschaffenheit des Teleologischen in der Welt in ein schiefes Licht. Denn durch jene Verquickung hat es den Anschein, als ob zielstrebiges Tun nur in der Form des Bewußtseins möglich sei; d. h. alle Zwecktätigkeit der Welt wird nach Analogie der menschlichen bewußten Willkürhandlung (des technischen oder moralischen Prozesses) aufgefaßt. Die ganze, anthropozentrische und exoterische, Absichts-Teleologie früherer Zeiten schreibt sich daher.

Indem wir nun beide Bedeutungen scheiden und den Begriff des Psychischen streng auf das Phänomenologische beschränken, führen wir nur die neuere Tendenz des Sprachgebrauchs folgerichtig durch; zugleich aber haben wir einen großen sachlichen Gewinn. Denn an die Stelle der eben geschilderten Verwirrung tritt jetzt eine widerspruchsfreie Kette von Überzeugungen.

Gehen wir zunächst vom „Psychischen", also den (latenten oder aktuellen) Bewußtseinsinhalten, selber aus.

Für den Phänomenalisten und Positivisten gibt es überhaupt nichts anderes in der Welt, als Bewußtseinsinhalte. Wir haben den hierin liegenden Paralogismus schon an früherer Stelle[2]) widerlegt und müssen hier der Betrachtung nur die positive Wendung geben. Im obigen Standpunkt begegnen wir wieder dem für das moderne Denken so verhängnisvoll gewordenen Passivismus, der sich an das „Gegebene", „Erlebbare" hält und übersieht,

[1]) S. a. S. 11, wo wir diese Bedeutung in ihren drei Ausstrahlungen besprachen.

[2]) S. S. 103 ff.

Digitized by Google

daß zu allem passiven Gewirktwerden ein aktives Wirken und zu jedem aktiven Wirken ein substantielles Wirkendes gehöre. Der erkenntnistheoretische Zwang, zu jeder Zuständlichkeit oder jeder Veränderung ein Substrat hinzuzudenken, welches die Zustände und Veränderungen hat und trägt, gilt ebenso den Bewußtseinsphänomenen gegenüber, wie bei irgend welchen als physisch gedachten Zuständen und Geschehnissen. Das Passivum „Bewußtsein" setzt also das Aktivum „Bewissen" voraus (nichts ist charakteristischer für unsere phänomenalistische Zeit, als daß dies so naheliegende Wort bisher nicht geprägt zu werden brauchte); und das hierin ausgesprochene Tun weist notwendig auf ein Etwas zurück, das es tut, d. h. seinen Inhalt erfaßt und erlebt. Kurz: zum Bewußtsein gehört ein Subjekt als ein Träger; das „Gegebene" muß jemandem gegeben sein, das Vorfindbare von jemandem gefunden werden. Über die Beschaffenheit dieses „Jemand" ist jedenfalls so viel auszusagen, daß er nicht selber Bewußtseinsphänomen sein kann; denn er ist die Vorbedingung dafür, daß überhaupt Bewußtseinsphänomene da sind.

Wenn E. von Hartmann das Wesen der Welt das „Unbewußte" nennt, so ist das ein unzweckmäßiger Name für eine richtige Tatsache. Richtig ist, wie wir eben gesehen haben, daß das Bewußtsein nichts Letztes, sondern nur Vorletztes sein kann und hinweist auf etwas Substantielles als seinen Träger, der selber nicht mehr Bewußtseinsinhalt ist. Unzweckmäßig aber ist der Name, weil der negative Ausdruck den Anschein erweckt, als ob das mit ihm Bezeichnete dem Positiven als dessen Gegensatz nebengeordnet sei, während Bewußtsein zum wahren Wesen der Welt im Verhältnis der Subordination steht, nämlich wie Bedingtes zu Bedingendem. Wir werden uns daher den Ausdruck „unbewußt" für einen anderen Tatsachenkomplex vorbehalten (womit wir zugleich seiner in der empirischen Psychologie eingeführten Bedeutung besser gerecht werden), jenes obige Subordinationsverhältnis aber mit den Worten metapsychisch und psychisch bezeichnen. Hiernach sind die Personen metapsychisch, weil das Psychische nicht ohne Substrat in der Luft schweben kann.

Damit aber sind wir erst bei der ersten Stufe unserer Entwicklung angelangt. Denn noch ist der Begriff des Metapsychischen

Digitized by Google

ein durchaus negativer. Er sagt von dem wahren Sein aus, wie es nicht ist (nämlich nicht Bewußtsein), nicht aber wie es positiv ist.

Es ist nun merkwürdig genug, daß diese Negativität dem ganzen bisherigen Parallelismus zukommt; und darin liegt der eine seiner Grundfehler. Wir finden den Begriff (wenn auch nicht das Wort) des Metapsychischen bei Spinoza: denn ihm ist das Denken nur ein Merkmal, nicht das Wesen des Seienden —, bei Schelling: denn ihm ist das Absolute die „Indifferenz" von Geist und Natur —, bei Fechner: denn er vergleicht das Seiende mit einer Hohlkugel, deren Konkavität das Psychische, deren Konvexität das Physische ist. Aber all diese Parallelisten, und auch alle, die ihnen folgen, bleiben auf halbem Wege stehen, indem sie uns keine Charakteristik des Seienden unabhängig von jenen beiden Erscheinungsweisen zu geben versuchen. Es ist ein innerer Widerspruch, auf der einen Seite dem Psychischen und dem Physischen den Charakter letzter Wesenheiten zu rauben, und auf der anderen Seite doch alles Interesse immer wieder auf sie zu vereinen, als ob sie nun doch das Wesen der Welt bedeuteten. Solange man dasjenige, was, als wahre Realität, an die Stelle des entthronten Stoffes und Geistes treten sollte, nur negativ ausdrückte, als: das Unerkennbare, das Absolute, das Unendliche, das Unbewußte — war der behauptete Monismus nur ein scheinbarer, die Lösung keine Entwirrung, sondern eine Zerhauung des Knotens.

Hier wird der Einwand gemacht werden, daß wir dem menschlichen Erkennen mehr zumuten, als es zu leisten vermag. Der Mensch könne die Welt nur fassen, sofern sie ihm psychisch oder physisch erscheine; und sobald er diese Merkmale als bloße Erscheinungen ergriffen habe, bleibe ihm für das Wesen der Dinge nur die negative Aussage: sie seien etwas Metaphysisches und Metapsychisches; sein Erkenntnisstreben und Interesse aber könne nur auf jene beiden phänomenalen Seiten selber gehen. Der Einwand ist insofern berechtigt, als wir das Wesen von etwas, das weder physisch noch psychisch ist, nicht zu erfassen im stande sind. Aber es gibt noch einen anderen Weg, den wir nun schon mehrfach betreten haben, und der uns jetzt auch zu der neuen Lösung des psychophysischen Problems führt: wir kommen hinter die physische und psychische Erscheinung der Welt nicht

Digitized by Google

dadurch, daß wir sie vernachlässigen — das können wir nicht —, sondern dadurch, daß wir das beiden Erscheinungsseiten Gemeinsame herausheben. Können wir Merkmale feststellen, die weder nur physisch noch nur psychisch sind, sondern sich auf beide Weisen gleichmäßig darstellen, so sind wir näher an das Wesen des Seienden herangekommen, als es bisher gelungen war.

Jetzt erst wird es völlig klar, warum von Anfang an die psychophysische Neutralität der Definitionen, Axiome und Dogmen immer wieder betont wurde. Wohl konnten auch wir nicht heraus aus dem allgemeinen menschlichen Zwange, die Welt als psychische oder physische Erscheinung zu erfassen; aber wir haben nicht den Gegensatz oder das Verhältnis der beiden Erscheinungsweisen zum Grundproblem gemacht, sondern das ihnen Gemeinsame festzustellen gesucht und dadurch innerhalb der menschlichen Erkenntnisgrenzen einen Standpunkt „jenseits von Psychisch und Physisch" gewonnen. Sehen wir aber näher zu, welches die Merkmale waren, die wir den Personen als psychophysisch neutrale beilegten, so sind es dieselben personal-teleologischen Merkmale, die man früher fälschlich bloß der einen Seite, der psychischen, zuschrieb, und die wir oben als zweite Bedeutung des Begriffs „psychisch" erwähnten: Individualität des Seins und Zielstrebigkeit des Wirkens. Sie gehören in Wirklichkeit einer anderen Dimension an, als der Begriff des Psychischen. Denn nicht nur subjektiv in seinem „Ich" erfaßt der Mensch wirklich einheitliches Dasein, sondern auch in den objektiven Einheiten der sich im Wechsel erhaltenden Qualitäten und Gestaltungen; und nicht nur subjektiv in seinem Willen erscheint ihm zweckvolles Tun, sondern auch in den objektiven Funktionen der Selbsterhaltung und Selbstentfaltung. So werden denn nun endlich die beiden früher so eng verquickten Bedeutungen, die sich an das Wort „psychisch" knüpften, die phänomenologische und die personale, voneinander getrennt und in ein Verhältnis der Über- und Unterordnung zueinander gesetzt. Die echte Individualität des Seins befreit sich von der Fessel des bloß Phänomenalen (der Bewußtseinseinheit), an die sie bisher geschmiedet war, und wird zu etwas, was tiefer liegt, als das Bewußtsein, und uni-

Digitized by Google

verseller ist, als das Bewußtsein. Und das teleologische Wirken wird unabhängig von dem Merkmal bewußter Zwecksetzung; an die Stelle der unbrauchbaren Absichtsteleologie kann der so fruchtbare und umfassende Begriff der Anlageteleologie treten.

So ist die psychophysische Neutralität der Person für unser Erkennen psychophysische Homogeneität: das Wesen der Person jenseits von Psychisch und Physisch erfassen wir positiv in den Attributen der Individualität und der immanenten Zwecktätigkeit, weil diese Attribute sich sowohl in der objektiven wie in der subjektiven Erscheinungsform offenbaren.

In dieser Homogeneität aber liegt auch die alleinige Rechtfertigung des psychophysischen Parallelismus. All jene sonst als Beweise betrachteten Einzeltatsachen, die sich auf das Parallellaufen spezieller physischer Funktionen (in Sinnesorganen, Gehirn, motorischen Nerven, Blutzirkulation u. s. w.) mit psychischen Funktionen (Wahrnehmungen, Vorstellungen, Willenshandlungen, Gemütserregungen u. s. w.) beziehen, würden auch andere Erklärungsweisen zulassen; denn hier besteht lediglich chronologisches Zusammenfallen bei qualitativer Heterogeneität; und chronologische Identität kann auch zwischen zwei voneinander substantiell isolierten Vorgangsfolgen bestehen. Aber die Tatsache der individuellen Ganzheit und der teleologischen Betätigung sind einem „Ich" und einem gestalteten „Organismus" nicht nur zeitlich, sondern auch qualitativ gemeinsam; und darum müssen wir in dem „Ichsein" und in dem „Gestaltetsein" etwas im Grunde Identisches sehen; darum gehören Psychisches und Physisches parallelistisch zusammen.

Zugleich kann durch diese Betrachtung nun dem psychophysischen Parallelismus sein richtiger Platz im Gesamtsystem der Weltanschauung angewiesen werden, ein Platz, der sehr viel bescheidener ist, als der bisher von ihm beanspruchte. (S. S. 144.) So richtig es ist, daß Bewußtseinsinhalte und physische Tatsachen parallel laufende Momente sind, so sekundär ist doch dieser Satz. Alles Wesentliche und Wesenhafte liegt nicht in der Zweiseitigkeit selbst, sondern in der Einheitlichkeit dessen, was diese zwei Seiten hat. Nicht daß es Physisches und Psychisches gebe, sondern daß es reale Personen gebe, ist die Grundtatsache der

Digitized by Google

Welt. Daß diese Personen sich und anderen erscheinen können und hierdurch die Phänomene des Psychischen und Physischen erzeugen, ist erst eine Welttatsache zweiten Ranges. So wird denn der bisher selbständig auftretende Parallelismus zu einem bloßen Moment innerhalb eines größeren Gedankensystem herabgedrückt.

Wir haben nunmehr zu untersuchen, wie sich die neutralen Charakteristica der Person, die Individualität des Seins und die innere Teleologie des Wirkens, nach der subjektiven Seite hin bekunden.

2. Das Ich. — Sofern die Person die Fülle ihrer Erlebnisse in der Einheit des Erlebens verknüpft, bezeichnen wir sie als ein „Ich". Dieser Begriff muß, um ganz klar zu werden, zwiefache Abgrenzung erfahren, nach der einen Seite hin, wo er verflüchtigt, und nach der andern, wo er versteinert werden soll. „Ich" ist weder identisch mit „Ichbewußtsein", noch mit „Seele".

Keine Verwechslung ist häufiger begangen worden, als die zwischen Ich und Ichbewußtsein; und doch wäre dies etwa dasselbe, als ob man einen Menschen mit seinem Schatten verwechseln wollte. So wenig es einen Schatten gibt ohne das Objekt, das ihn wirft, so wenig gibt es ein Ichbewußtsein ohne ein Ich, das sich darin selber reflektiert. Im Ichbewußtsein steht das Ich lediglich als Vorstellungsinhalt gewisser Beschaffenheit da; aber dieser Phänomenkomplex ist noch nicht das letzte, vielmehr erst Erfolg davon und Symbol dafür, daß etwas Wirkliches, Einheitliches existiert. Die substantielle Vorbedingung und der metapsychische Sinn des Ichbewußtseins ist die Person als Ich. Hinter dem bewußten „Mich" liegt das bewissende „Ich".

Das „Ich" ist also weder bloßes Phänomen, noch bloße Tätigkeit, vielmehr reale Substanz. Nun pflegt man aber substantielle Einheiten, welche Träger von Bewußtseinsfunktionen sind, nicht nur in der naiven Weltanschauung und der Religion, sondern auch in aller spiritualistischen Philosophie als „Seelen" zu bezeichnen; daher müssen wir jetzt unsere Ichlehre gegen die Lehre von der Seelensubstanz abgrenzen.

Digitized by Google

Zunächst haben beide Anschauungen, im Vergleich zum Phänomenalismus und der „Psychologie ohne Seele", sehr viel Gemeinsames. Beiden erscheint es unerträglich, alle Werte unseres geistigen Daseins zu einer Fata Morgana bloßer Phänomene auflösen zu wollen, alles einheitliche Ichsein in indifferente Vorstellungshäufung, alle sinnvolle Spontaneität des inneren Tuns in passives Maschinengetriebe von Bewußtseinsatomen verwandelt zu sehen. Beide glauben daher, daß das Psychische an reale Träger gebunden sei, welche substantielle und kausale Einheiten sind. — Ob nicht die Menschen künftiger Jahrhunderte verständnislos vor der Tatsache stehen werden, daß der Versuch, dem Ich sein reales Ichsein und seine wirkliche innere Aktivität wegzudisputieren, nicht nur gemacht, sondern von ernsten Denkern ernst genommen wurde? Demgegenüber haben die Anhänger der Seelensubstanz den „gesunden Menschenverstand" im guten Sinne des Wortes vertreten. Freilich, sie taten es mit Mitteln, die mehr der Anschauung und der Symbolik, als der Logik angehörten; nur dadurch war es möglich, daß die mit dem Rüstzeug der Wissenschaft versehene impersonalistische „Psychologie ohne Seele" einen solchen Erfolg haben konnte. Erst der kritische Personalismus wird jener unumgänglichen Forderung nach einer Hypostase des geistigen Daseins in einer Weise gerecht, die logisch einwandfrei und wissenschaftlich unanfechtbar ist.

Der Unterschied des personalistischen Ichbegriffs vom spiritualistischen Seelenbegriff liegt in seinem synthetischen Charakter. Die „Seelen" sind analytisch und exoterisch gedacht, einfache, unvergängliche, von außen auf die Körperelemente einwirkende Substanzen. Die „Personen" dagegen stehen nicht den Körpern gegenüber; sondern sie sind selber „Körper", sofern sie von anderen Personen anschaulich erfaßt werden, „Iche", sofern sie sich selber unmittelbar zu erleben fähig sind. Sie sind nicht analytisch gedacht als einfache, sondern synthetisch als in ihrer Mannigfaltigkeit einheitliche Wesen. Ihr Wirken ist nicht ein exoterisches, auf andere Seinsstücke übergehendes, sondern ein esoterisches, auf ihre eigenen Teile gehendes. Ihre Dauer ist nicht eine ewige, sondern eine individuell begrenzte, da die Individualisation nach jeder Richtung hin zum Wesen der endlichen Person gehört (s. S. 184ff.).

Digitized by Google

3. Der Wille. — Von den eben angedeuteten Merkmalen der Person haben wir nun eines noch ausführlicher nach der subjektiven Seite hin zu betrachten: das Wirken.

Hatte schon die ganze vorangegangene Betrachtung gezeigt, wie sehr sich der hier vertretene psychophysische Parallelismus von dem üblichen Parallelismus unterscheidet, so wird bei der psychischen Kausalitätsfrage die Trennung vollständig. Bekanntlich ist das Hauptargument, das für die Notwendigkeit des Parallelismus bisher geltend gemacht wurde, ein kausales: Da innerhalb der physischen Welt, wie alle Naturwissenschaft zeige, der Kausalzusammenhang als ein in sich eindeutig geschlossener gedacht werden müsse, so sei kein Platz da für das Eingreifen irgend welcher geistigen Potenzen in diesen Verlauf. Daher sei die Wechselwirkung zwischen Psyche und Physis unmöglich; und es bleibe als einziger Ausweg die Anschauung, daß die in sich restlos geschlossene physische Kausalkette ihr stetiges Begleitphänomen in einer parallel laufenden psychischen Kette habe.

Voraussetzung dieses Arguments ist also eine bestimmte Auffassung der physischen Kausalität, und zwar jene „impersonalistische" Auffassung, daß die von Element zu Element überspringende Kausalbeziehung durch eine allumfassende Gesetzmäßigkeit geregelt sei. Hiernach kann „Parallelismus" nichts anderes bedeuten, als daß auch auf psychischer Seite die analoge Kausalitätsart herrsche, mit anderen Worten: daß auch hier die exoterische und blind-mechanische Verknüpfung von Bewußtseinselement zu Bewußtseinselement das ganze Getriebe ausmache. — Freilich wird nicht immer von den Vertretern des herrschenden Parallelismus diese Konsequenz gezogen; aber sie ist unvermeidbar, sobald man den einmal begonnenen Gedankengang zu Ende denkt. Der Parallelist, der die physische Welt in strenger und blinder Naturgesetzmäßigkeit erschöpft glaubt, muß entsprechend auch alles geistige Dasein depersonifizieren.

Von dieser Folgerung aber trennt uns nichts weniger als alles, und zwar deswegen, weil wir auch die Voraussetzung nicht anerkennen. Die exoterische blinde Kausalität, das Alpha und Omega dieser Lehre, ist für uns gar nicht die eigentliche Kausalität, im Physischen so wenig wie im Psychischen. Wirkliche

Digitized by Google

Kausalverknüpfung, d. h. das Entfalten und Empfangen von Wirkungen, besteht überhaupt nicht zwischen äußerlich nebeneinanderstehenden Elementen (Atomen oder Energiearten dort, Bewußtseinsinhalten hier); sondern es besteht nur als immanentes zwischen einem Ganzen und seinen Teilen; und dies Wirken ist nicht blind, sondern teleologisch, auf Selbsterhaltung und Selbstentfaltung gerichtet. Eine eingehende Begründung dieser Kausalitätsauffassung auf physischem Gebiet wird erst im nächsten Kapitel gegeben werden; doch müssen wir ihre Bedeutung für die psychische Seite der Person schon hier vorwegnehmen, da die Betrachtung der „Person als Subjekt" nicht zerrissen werden kann.

Das Prinzip der psychischen Kausalität ist also nicht das mechanische Getriebe der Bewußtseinselemente, sondern die auf die Bewußtseinselemente gerichtete, ihre Vielheit vereinheitlichende, sie zweckmäßig dirigierende Tätigkeit der Person: nicht die Association, sondern der Wille.

Hier begegnet sich unsere Auffassung mit der psychologischen Theorie des „Voluntarismus", welche lehrt: das Wesen des seelischen Lebens besteht nicht im bloßen Haben von Bewußtseinsinhalten, sondern in einheitlicher innerer Tat, deren Werkzeug oder Objekt die Bewußtseinsinhalte sind (Fichte, Schopenhauer, Wundt).

Wohl hat man ja auch in neuerer Zeit öfter versucht, den Voluntarismus mit dem psychophysischen Parallelismus zu verbinden (Wundt, Paulsen); doch mußte der Versuch erfolglos bleiben, solange man nicht auch die Auffassung der physischen Welt dementsprechend völlig revidierte. Zu einer, in der Form von mechanischen Aggregaten gedachten, physischen Welt kann nun einmal nur eine psychische Welt parallel gedacht werden, die ebenfalls lediglich aus Erlebnis-Aggregaten besteht — wie sie die Associationspsychologie konstruiert, der Voluntarismus jedoch ablehnt. Erkennt man im Psychischen dagegen den Willen als synthetisch einheitlichen (d. h. die Vielheit der Bewußtseinselemente verknüpfenden) und zielstrebigen Wirkungsfaktor an, so muß ein folgerichtiger Parallelismus auf der materiellen Seite der Welt das Entsprechende anerkennen; und diese Voraussetzung ist nur in unserem System erfüllt. Die einheitliche Tätigkeit, die sich sub-

Digitized by Google

jektiv als Wille darstellt, erscheint objektiv als „Selbstentfaltung"; das Resultat dieser Tätigkeit, das subjektiv als Synthesis der Bewußtseinsinhalte erscheint, erscheint objektiv als Synthesis der Anschauungsmannigfaltigkeit: in der „Gestaltung".

Diese Angaben zeigen, daß man den Willen nur jenen objektiven Merkmalen der Person parallel setzen darf, welche sie in ihrer zweiten, höheren Phase besitzt. Wir identifizieren den Willen also nicht, wie Schopenhauer, mit dem Begriff der Wirksamkeit überhaupt, die allen Personen zukommt — das wäre eine völlige Verwischung dieses Begriffs — sondern nur mit derjenigen Wirksamkeit, die aktuelle und produktive Beschaffenheit hat (d. h. die in einem einzelnen Moment die Teile so beherrscht, daß sie im Sinne neuer Ziele des Ganzen neue Funktionen vollziehen). Jene Art des Wirkens aber, die sich lediglich in einem den Teilen auferlegten konservativen Dauergesetz indirekt bekundet, schließen wir vom Begriff des Willens aus. So sind Wille und Bewußtsein Korrelatbegriffe; beide sind nur möglich bei der aktuellen Person, nicht bei der latenten; Bewußtsein ist das Sich-selber-Erleben der aktuellen Person; Wollen ist das Sich-selber-Gestalten der aktuellen Person, sofern es sich an der inneren (Erlebnis-) Seite der Person betätigt.

Ich will den Arm heben und tue es: so ist die Tat selbst ungeschiedene personale Funktion, als solche meta-psychophysisch; diese einheitliche Tat aber ist subjektiv Wille, sofern ich sie als meine Bewußtseinsinhalte bestimmend erlebe, objektiv Handlung, sofern andere sie als spontane Veränderung in meiner Gestaltung erleben können.

Der Wille ist teleologisch: d. h. er trifft aus den verfügbaren Bewußtseinsinhalten eine solche Auswahl und bringt sie in eine solche Ordnung und Verknüpfung, daß das Ergebnis im Sinne wertvoller Zwecke des Ganzen liegt.

Der Wille ist spontan: d. h. sein Tun geht hinaus über dasjenige, welches eintreten würde, wenn die Person lediglich auf Grund eines Dauergesetzes auf Störungen antworten würde. Fähigkeit zu bloßer Reaktion kommt schon der Person in erster Phase zu, Fähigkeit zur Spontanaktion nur der Person in zweiter Phase. Diese Spontaneität ist natürlich in keiner Weise identisch

Digitized by Google

mit Kausalitätslosigkeit, sondern sie ist nur eine andere und zwar die höhere Art der Kausalität. Sie entfließt nicht dem bloßen Erhaltungsstreben, sondern dem innerlich angelegten Entfaltungsstreben, dem schöpferischen Drange der Person. Indem diese Spontaneität des Tuns, die als solche wieder metapsychisch ist, in der Willenstat zum psychischen Erlebnis wird, sprechen wir von Freiheit.[1]) —

Endlich sei auch unsere Willenslehre, um sie ganz klar zu präcisieren, gegen die beiden Extreme nach rechts und links hin abgegrenzt.

Auf der einen Seite stehen die Anhänger der psychischen Mechanistik (Associationisten). Sie lehren: einen Willen als besondere psychische Entität gibt es nicht. Denn das, was wir als Willen in unserem Erleben vorfinden, läßt sich restlos als eine Verbindung von Vorstellungen, Gefühlen, Muskelempfindungen u. s. w. nachweisen; je gründlicher wir analysieren, um so weniger bleibt ein elementares Bewußtseinsphänomen „Wille" übrig. Hierzu ist zu sagen: die Tatsache ist richtig; der Wille als analytisch aufzeigbares Bewußtseinselement existiert nicht. Was wir beim Wollen phänomenologisch erleben, mag in der Tat mit den Worten Vorstellung, Gefühl, Muskelempfindung u. s. w. erschöpfend beschreibbar sein. Aber mit der Auflösung des Willensbewußtseins ist doch der Wille selber nicht beseitigt; denn er existiert, zwar nicht als Phänomen, wohl aber als Funktion, nicht als Bewußtseinsinhalt, sondern als die auf die Bewußtseinsinhalte gerichtete, einheitliche Tätigkeit. So wenig der Analytiker, der an der Sixtinischen Madonna jeden einzelnen Farbenfleck feststellt, bei dieser Analyse jemals auf die Schönheitswirkung des Bildes stößt, da diese eine einheitliche Funktion des Ganzen ist, so wenig stößt der psychologische Analytiker bei der Inventuraufnahme der einzelnen Bewußtseinsinhalte jemals auf „den Willen". In Bezug auf diese psychische Tätigkeit versagt die Analyse grundsätzlich; denn das Analysieren ist ja selber Willenstätigkeit, die sich nicht selbst zerteilen kann, da sie als ganze funktionieren muß. Der Wille, der unter dem Analysieren seiner selbst verblutete, wäre ein

[1]) Näheres über den Freiheitsbegriff enthält das Kapitel XI.

Digitized by Google

ebensolches Paradoxon, wie die Schlange, die ihren Schwanz ins Maul nimmt, und langsam fortschreitend sich selber auffrißt. — Wir finden uns wollend, aber wir finden nicht den Willen in uns.

Auf dem anderen äußersten Flügel stehen jene Denker, welche die psychische Tätigkeit nicht nur anerkennen, sondern sie so hoch einschätzen, daß sie ihr den Charakter der Absolutheit zuschreiben und alle sonstige Substantialität für überflüssig erachten. So Schopenhauer, der ja ausdrücklich den Willen zum Wesen der Welt macht; so Fichte, dem das Ich keine Tatsache, sondern eine Tathandlung ist; so schließlich unter den neueren Wundt, der gegenüber der Lehre von der Seelensubstanz die „reine Aktualität" des geistigen Daseins vertritt. Indessen ist diese Verabsolutierung der psychischen Tätigkeit schon erkenntnistheoretisch unmöglich. Der Zwang, zum Wirken ein Wirkendes hinzuzudenken, ist ein apriorischer; auch für das Psychische sind daher die Kategorien der Substantialität und Kausalität notwendig zusammengehörig. So wenig wir uns psychische Phänomene, „Gegebenheiten", substratlos im All herumschwebend denken können, vermögen wir psychische Funktionen oder Tätigkeiten als absolute, d. h. losgelöste, vorhanden zu denken; Tätigkeiten sind dem Begriffe nach Inhärenzen und fordern damit die Substanzen, denen sie inhärieren. Nicht ob die psychische Tätigkeit hypostasiert (an ein Substrat gehängt) werde, sondern nur wie sie hypostasiert werde, kann die Frage sein; diese Frage aber haben wir im vorigen Abschnitt dahin beantwortet, daß allerdings nicht eine besondere Seelensubstanz, sondern die Person in ihrer ungeschiedenen synthetischen Einheit die Vollbringerin jener Tätigkeit sei. —

Wir fassen zusammen: Der Wille ist weder Aggregat von Bewußtseinsphänomenen (wie es die Associationisten wollen), noch selber das allein Wirkliche (wie es die Aktualisten wollen), sondern die tätige Beziehung des Wirklichen (der Person) auf seine (ihre) Bewußtseinsphänomene.

II. Die „Person an sich" als Subjekt.

1. Das Unbewußte. — Das Psychische als die subjektive Darstellung der Person wurde bisher nur betrachtet, sofern

Digitized by Google

es der höheren zweiten Phase personalen Daseins, der „Person für sich", zukommt; es erhebt sich nun die Frage, ob das Psychische eine universelle Eigenschaft alles personalen Seins überhaupt sei, d. h. ob und in welchem Sinne man es auch der niederen Phase, der „Person an sich", zuschreiben dürfe.

Es ist sehr eigentümlich, daß zwar bei der Person als Objekt die Betrachtung mit der ersten Phase beginnen konnte, dagegen bei der Person als Subjekt der umgekehrte Weg eingeschlagen werden muß; hier darf nicht das Höhere über dem Niederen aufgebaut, sondern es muß das Niedere aus dem Höheren erschlossen werden. Dies liegt im Wesen des Psychischen selbst gegründet, das uns unmittelbar nur bei der „Person für sich" entgegentritt; ist doch Bewußtsein nichts anderes als eben dies Für-sich-Sein, das sich in sich selbst reflektiert; und ist doch Wille jene imperative, vom Ganzen momentan ausgeübte Tätigkeit, die wir nur bei der Person in zweiter Phase finden. Wollte man also den Begriff des Psychischen identisch setzen mit Bewußtsein und Willen, dann ist das Psychische nicht universell; dann gibt es unpsychische Personen einerseits (nämlich die „Personen an sich"), und psychische Personen andererseits (nämlich die „Personen für sich"). Da die erste Gruppe dann nur für andere da wäre, also lediglich physisch erschiene, so wäre man wieder beim alten Dualismus angelangt, daß das Nur-Körperliche und das Geistige an getrennte Substanzen verteilt wäre. Ja dieser Dualismus würde eine starke Bevorzugung der materialistischen Seite zeigen, da er lehren müßte: Alles was ist, ist physisch (erscheint anderen), nämlich sowohl die „Person an sich" wie die „Person an und für sich"; und nur manches ist zugleich geistig (erscheint sich selber), die „Person an und für sich".

Allein diese Schlußfolgerung ist für uns nicht zutreffend.

Schon am Anfang der Ontologie wurde dargelegt, wie die beiden Stufen personalen Daseins, das Ansichsein und das Fürsichsein, so verschiedenartig sie sich darstellen, doch durchaus positiv zusammengehören, ja sich fortwährend ineinander verwandeln können. Als Aktualisation beschrieben wir den Übergang von der latenten („An-sich"-) Form zur aktuellen („Für-sich"-) Form; als Mechanisation bezeichneten wir den fortwährenden

Digitized by Google

Übergang aktueller Momentanwirkungen der zweiten Phase in latente Dauerzuständlichkeiten der ersten. Hieraus folgt, daß es in der Person nichts rein Augenblickliches gibt; alles weist vorwärts und rückwärts, ist in dem Entwicklungsprozeß der einheitlichen Person historisch miteinander verknüpft. Die erste Phase ist nicht etwas Selbständiges im Verhältnis zur zweiten, sondern Vorbereitung zu ihr, oder Rückstand, Niederschlag von ihr. Gilt aber diese historische Kontinuität innerhalb der Person für ihren objektiven Aspekt (s. S. 173), so muß sie auch für den subjektiven gelten. Demnach dürfen wir den Begriff des Psychischen, d. h. des Inhalts dieser subjektiven Seite, nicht beschränken auf die einzelnen, sporadischen Fälle, in denen Bewußtsein tatsächlich da ist und Wille tatsächlich agiert, sondern wir müssen alles das mit einbeziehen, was zum aktuellen Bewußtsein und Willen in „personalgeschichtlicher" Beziehung steht. Denn jedes Moment der zweiten Phase, d. h. jeder aktuelle Bewußtseinsinhalt und Willensakt, hat seine personalgeschichtliche Vorbedingung, ohne welche er nicht möglich wäre, und seine Nachwirkungen, die ohne ihn nicht möglich wären. Mögen diese Vor- und Nachstadien auch selbst nicht hineinreichen ins Bewußtsein, in den geschilderten historischen Zusammenhang gehören sie durchaus. Sie haben zwar nicht Bewußtseinsgegenwart, wohl aber Bewußtseinszukunft: sie sind psychische Dispositionen, Begabungen, Strebungen, Interessen — oder Bewußtseinsvergangenheit: sie sind Residuen, Spuren, Mechanisationen von Bewußtseinserlebnissen. Will man diese Fundamentaltatsache zum Ausdruck bringen, daß die Person, sofern sie sich selber erscheint, nicht bloß aus beliebigen, hier und dort gelegentlich auftretenden Bewußtseinsphänomenen besteht, sondern daß umgekehrt diese sporadischen Phänomene gehalten und getragen sind durch einen sinnvollen, in sich geschlossenen personalgeschichtlichen Zusammenhang, so haben wir für eben diesen Zusammenhang keinen anderen Terminus als das Wort psychisch. Zugleich aber brauchen wir ein Wort für all jene Momente der Person, die zwar zu Bewußtseinsphänomenen in personalgeschichtlicher Beziehung stehen, aber nicht selbst solche sind: sie mögen „unbewußt" heißen.

Es ist sicherlich eine wichtige indirekte Erhärtung unserer psycho-

Digitized by Google

logischen Gesamtanschauung, daß der Begriff des „Unbewußten", diese ebenso unentbehrliche wie widerspenstige Kategorie, seine vollgültige Ableitung erhält. Für den Phänomenalismus, der in den Bewußtseinserlebnissen das Letzte sieht, kann es füglich Unbewußtes nicht geben; und seine Psychologie mußte sich daher entweder zu einer unfruchtbaren und schemenhaften Beschreibung beliebiger vereinzelter Bewußtseinsphänomene degradieren, oder, wenn sie doch psychische Zusammenhänge behandelte, das Unbewußte inoffiziell aufnehmen. Andererseits war auch der Versuch E. v. Hartmanns verfehlt, das Unbewußte, also eine Negation, welche doch die Position voraussetzt, zum Dinge an sich, also zur Urposition selbst zu machen. Für uns aber ist das Unbewußte berechtigt und gefordert, weil es auf wirkliche positive Existenzen, die Personen, zurückgeführt werden kann. Die Person selbst ist weder Bewußtsein noch Unbewußtes, sondern sie ist, schlechthin. Aber sie kann Bewußtseinsphänomene haben, indem sie sich in der Phase des Fürsichseins selbst erfaßt; und sie kann andererseits, in der Phase des Ansichseins, unbewußte Zustände und Funktionen haben, die zu den Momenten des Fürsichseins in der entwicklungsgeschichtlichen Beziehung der Vorbereitung oder der Nachwirkung stehen.

Wir fassen zusammen: Den ganzen teleologischen, durch die Zeit sich erstreckenden Zusammenhang zwischen erster und zweiter Phase einer Person nennen wir physisch, sofern er als von anderen Personen betrachtet gedacht ist, psychisch, sofern er als zu Bewußtseinsphänomenen führend, in diesen bestehend und von diesen ausgehend gedacht ist. Unter psychischem Gesichtspunkt heißen diejenigen Teile des Zusammenhangs, die selber aktuelle Erlebnisinhalte sind, bewußt, die anderen unbewußt.

Das Reale (Meta-psychophysische) am Unbewußten ist, daß es Zustand oder Funktion der Person, und zwar der „Person an sich" ist. Das Psychische am Unbewußten ist, daß es zu Bewußtseinsphänomenen hin- oder von solchen herführt.

2. Phasenparallelismus. — Nunmehr gewinnt auch der psychophysische Parallelismus erst seine vollständige Ausgestaltung. Jede Person ist physisch und psychisch zugleich; und jeder ihrer

Digitized by Google

Zustände und jede ihrer Funktionen prägt sich sowohl nach der Seite des Physischen wie nach der des Psychischen aus. Welche unüberwindbare Schwierigkeit bestand für den landläufigen Parallelismus in dem Unterschied zwischen Bewußtem und Unbewußtem, da er ja auf physischer Seite keinen entsprechenden Grundunterschied kannte, und doch, der Äquivalenzforderung entsprechend, eigentlich hätte kennen müssen. Für uns aber hat sich die Scheidung zwischen den beiden „Phasen" als eine meta-psychophysische Tatsache herausgestellt; und der Unterschied zwischen Bewußtsein und Unbewußtsein ist nur eine der Arten, in denen sich jene Zweiphasigkeit des personalen Daseins offenbart. Infolgedessen muß auch ein speziellerer „Phasenparallelismus" existieren, d. h. es muß sich nachweisen lassen, daß innerhalb jeder personalen Phase die objektiven und die subjektiven Merkmale parallel laufen. Dieser Nachweis wird erst die volle Bedeutung von Bewußtheit und Unbewußtheit im Dasein der Personen aufzeigen.

Dem objektiven Wirkungsziel nach besitzt, so fanden wir, die erste Phase bloße Tendenz zur Selbsterhaltung; in der zweiten kommt die Tendenz zur Selbstentfaltung hinzu. Subjektiv besteht hierzu durchaus Parallelität: die Selbsterhaltung geht im Unbewußten vor sich, die Selbstentfaltung bedient sich des Bewußtseins. Bewußtsein ist nur dort vorhanden, wo eine Person progressive Tendenzen hat, wo sie über die jeweilige Gegenwart hinaus zu Neuem und immer Neuem strebt; und es ist jeweilig nur in Bezug auf diejenigen Teilmomente des personalen Daseins vorhanden, die an diesem Fortschrittsprozeß beteiligt sind. Das Alltägliche dagegen, das stets wiederholte Gleichmaß des Sichbehauptens in hergebrachten Daseinsweisen geht unbewußt vor sich. Schopenhauer irrte daher, als er das Bewußtsein (den Intellekt) als Diener des Willens zum Dasein bezeichnete: es ist nur ein Diener des Strebens nach Fortschritt. Die bloße Tendenz, so zu bleiben wie man ist, und so zu funktionieren, wie man funktionierte, bedarf des Bewußtseins nicht und würde es nie erzeugt haben. Und der hohe Wert, welcher dem Bewußtsein in allen idealistischen Philosophien und auch in der naiven Menschheitsauffassung zugemessen wird, rührt zu einem Teile daher, daß es mit dem höheren und edleren der beiden personalen Ziele

Digitized by Google

verbunden ist: mit dem Über-sich-Hinausstreben, dem Schaffen neuer Lebensinhalte, der Setzung eines Ideals.

In kausaler Beziehung bestand der allgemeine Unterschied zwischen den beiden Phasen darin, daß die erste nur zu normativem, die zweite zu imperativem Wirken fähig ist. Wiederum entspricht diesem Unterschied im Psychischen die Scheidung zwischen Unbewußtem und Bewußtem. Subjektiv ist die auf Bewußtseinsinhalte gerichtete Tätigkeit Wille; dieser ist zugleich imperativ, d. h. er legt, aus dem Ganzen der Person hervorbrechend, den Bewußtseinselementen Funktionen auf, die sie lediglich auf Grund der Gesetzmäßigkeiten, denen sie bisher gehorchten, nicht vollführen würden. Dem bewußten Willen steht gegenüber der unbewußte Reflex; und er ist normativer Natur, d. h. in ihm hat die Person ihren Teilen eine dauernde Norm des Funktionierens auferlegt, die sich unter gleichen Umständen stets in eindeutiger Weise betätigen muß; die Person in ihrer aktuellen Ganzheit und Wirkungsfähigkeit ist an dieser Art des Tuns unbeteiligt.

Endlich hatten wir als Phasenwechsel oben die allgemeine Tatsache geschildert, daß jede neue Errungenschaft der zweiten (imperativen, Selbstentfaltungs-) Phase die Tendenz hat, zum Dauerbestandteil der Person und somit zu einem Inhalt zu werden, der in die Form der ersten (normativen, Selbsterhaltungs-) Phase gekleidet ist. Diese Umwandlung macht sich nun auch im Psychischen geltend. „Mechanisation" ist nicht nur der teleologische Übergang von Selbstentfaltung zu Selbsterhaltung, nicht nur der kausale Übergang von schöpferischer Tat zu gesetzlicher Norm, sondern auch der psychologische Übergang von Bewußtheit zu Unbewußtheit. Was bewußt erlebt worden war als neuer Eindruck, wird unbewußtes Selbsterhaltungsinventar als Gedächtnisspur. Was bewußt geübt worden war als neue Leistung, wird unbewußte Dauerfähigkeit als Gewohnheit; der Petrefakt des Willens ist der Reflex. Und ebenso für die überindividuellen Personen: was in der Gattung mühselig gesucht und errungen worden war als neue zweckvolle Lebensform, wird unbewußte Dauerfähigkeit als Instinkt; was im Volk historisch erarbeitet worden war an neuen Werten des geistigen Daseins, wird unbewußte Lebensluft der Nation als Sitte, Recht, Sprache, Kunst u. s. w.

Digitized by Google

3. Panpsychismus. — So besteht denn der Phasenparallelismus überall dort zu Recht, wo Bewußtsein empirisch festzustellen und Unbewußtes als dazugehöriges Vor- und Nachstadium zu fordern ist. Allein bei diesem empirischen Parallelismus kann das nach Konsequenz verlangende Weltanschauungssystem nicht Halt machen; es versucht, ihn spekulativ zu verallgemeinern. 1.: Ist das Psychische nur die Innenseite der Person, die sich nach außen hin physisch darstellt, so muß der Parallelismus ein universeller sein: bei allem Existierenden muß zu der objektiv wahrnehmbaren oder vorstellbaren physischen Individualisation eine psychische hinzugedacht werden. Und 2.: Sind Bewußtsein und Unbewußtheit nur die Formen, in denen sich die beiden Phasen des personalen Daseins auf der psychischen Seite darstellen, so muß überall, wo objektiv eine Person in der zweiten Phase erscheint, auch das Vorhandensein von aktuellem Bewußtsein angenommen werden.

Von diesen beiden Verallgemeinerungen ist die zweite die weitaus wichtigere. Der erste Satz, daß alle Personen eine psychische Seite haben, bedeutet noch nicht, daß alle Bewußtsein haben, sondern nur, daß in jeder, auch der niedersten Form einheitlichen Daseins, die Möglichkeit schlummert, sich einmal zu einer höheren und damit bewußten Form emporzuentwickeln. Der zweite Satz aber schreibt nun faktisches Bewußtsein allen denjenigen Seinseinheiten zu, deren objektive Individualisation nicht lediglich in bloßer Qualität (erste Phase), sondern in sich-organisierender Gestaltung und Entwicklung (zweite Phase) besteht, also nicht nur den Menschen und Tieren, sondern auch den Pflanzen, den Zellen, den zu Staaten organisierten Völkern, vielleicht auch den Weltkörpern. Und er postuliert, daß jeder Phasenwechsel auch ein psychischer Wechsel ist; z. B. daß das deutsche Volk, als es durch Gründung des Reiches aus einer bloß qualitativen zu einer gestalteten Volkspersönlichkeit wurde, auch aus dem unbewußten Stadium in das der Bewußtheit überging — wie etwa ein Einzelindividuum, das aus traumlosem Schlafe erwacht.

Diese Annahmen liegen also in der Konsequenz des Systems; aber die Konsequenz darf uns nicht verführen, hier von einer wirklichen Einsicht oder gar von einer erwiesenen Tatsache zu sprechen. Beweisbar ist, daß die genannten Existenzformen

Digitized by Google

Personen im Sinne unserer psychophysisch neutralen Definition (also einheitliche, mit immanenter Teleologie sich gestaltende Ganze) sind, nimmermehr aber, daß sie als solche Einheiten Bewußtsein ihrer selbst besitzen. Schon in der erkenntnistheoretischen Begründung des Systems mußte darauf hingewiesen werden, daß die Annahme von Bewußtsein in anderen Wesen dem Menschen mit Sicherheit nur innerhalb eines ganz kleinen Umkreises möglich ist; über diesen Kreis hinaus kann er es ebensowenig widerlegen wie erweisen. Auch die Argumente des Dichterphilosophen Fechner für das Seelenleben der Pflanzen oder der Weltkörper sind keine Beweise. Und darum müssen wir uns damit bescheiden, jene Konsequenz des Systems ausgesprochen zu haben, ohne ihr irgend welche Beweiskraft zuzumessen.

Das eine freilich muß hervorgehoben werden: es gibt keine einzige Instanz, welche jene spekulative Annahme von vornherein unmöglich machte. Wir wissen, wie geschwind unsere Fähigkeit, anderes Bewußtsein außer uns zu erfassen, abnimmt mit der Entfernung von unserem Ich; daher darf uns die Tatsache, daß wir an irgend einem Daseienden nichts von etwelchen deutlichen Bewußtseinssymptomen bemerken, niemals als ein Beweis für das Fehlen von Bewußtsein gelten. Um diesem negativen Dogmatismus zu entgehen, mache man sich nur klar, wie leicht Wesen, die dem personalen Dasein des Menschen sehr fern stehen, wenn sie zu denken vermöchten, skeptisch werden könnten über die Existenz, ja auch nur die Möglichkeit des menschlichen Bewußtseins. Man fingiere etwa, daß die Zellen, die einen Menschen zusammensetzen, zu philosophieren im stande wären. Eine solche Zelle würde sich zu dem Zellenvolk „Mensch", das sie mit bilden hilft, etwa so verhalten, wie die einzelnen Individuen eines wirklichen Volks zu dem Volksganzen. Und die Zellen würden sich ebensowenig eine anschauliche Vorstellung davon machen können, daß jenes Zellenvolk ein ihren einzelnen Bewußtseinen übergeordnetes, einheitliches Bewußtsein habe, wie wir Menschen das Volk als eine wirkliche Bewußtseinseinheit fassen können. Hätten die Zellen darum das Recht, die Möglichkeit des Menschbewußtseins dogmatisch zu leugnen?

Gerade die große Unsicherheit, mit der wir uns in diesen

Digitized by Google

kosmischen Bewußtseinsfragen bewegen, zeigt, wie wichtig es war, daß wir von vorn herein die Unabhängigkeit unserer ganzen Grundanschauung von dem Bewußtseinsproblem sicher stellten. Dadurch, daß das Wesen alles Seienden in einer neutralen Form definiert wird, in welcher das Bewußtsein-Haben oder -Nichthaben überhaupt keine Rolle spielt, gewinnen wir ein festes Fundament der Weltanschauung, das durch die für uns sekundäre Bewußtseinsfrage nun nicht mehr erschüttert werden kann. Einem System wie dem Fechnerschen kann mit Recht vorgeworfen werden, daß für denjenigen, der die Annahme der Bewußtheit der Pflanzen, Weltkörper u. s. w. nicht mitzumachen vermöge, die ganze Konstruktion wertlos werde. Das Gleiche gilt, in noch höherem Maße, für Häckels Hypothese der Zellseelen, Atomseelen u. s. w. Bei dem kritischen Personalismus liegt die Sache dadurch völlig anders, daß die Person dem Grundbegriff nach nicht psychisch, sondern meta-psychophysisch ist, und daß sie daher nicht durch Bewußtseinsunterlegung spekulativ konstruiert wird, sondern durch das objektive Merkmal der individuellen Selbsterhaltungsfähigkeit kritisch und einwandfrei festgestellt werden kann. Alles, was in den vergangenen Kapiteln über die Person ausgeführt wurde, und alles, was wir in den folgenden als Metaphysik des Wirkens, der Beziehungen, der Werte u. s. w. ausführen werden, ist gänzlich unabhängig davon, ob man die Bewußtseinshypothese für sämtliche gestalteten Personaleinheiten annehmen mag oder nicht. Wieder zeigt es sich, daß der psychophysische Parallelismus im Grunde zu einem nur sekundären Faktor der Weltanschauung herabgesunken ist.

Digitized by Google

Digitized by Google

Le présent est gros de l'avenir.
Leibniz.

B. Lehre vom Wirken
(Teleologie).

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Kausalitätsfrage ist der Angelpunkt jedes Weltanschauungssystems; sie ist es aber in noch ganz besonderem Sinne beim kritischen Personalismus, weil dieser die in anderen Systemen zu findende relative Selbständigkeit des Substantialitätsgedankens gegenüber dem Kausalitätsgedanken sich nicht anzueignen vermag. Schon die Erkenntnistheorie hatte gelehrt, daß Wirken und Wirkendes, also Kausalität und Substanz, stets zusammen gedacht werden müssen; sie hatte dann noch im spezielleren gezeigt, daß das Kriterium des wahren Seins nicht in irgend einem zuständlichen, sondern lediglich in einem funktionellen Merkmal (der Selbsterhaltung) zu finden sei. Deshalb war es auch nur eine aus Darstellungsgründen nötige Fiktion, als ob die im vorigen Abschnitt behandelte Ontologie das „Sein" in reiner Isolation erörterte; vielmehr ließ es sich garnicht umgehen, gerade bei den entscheidenden Stellen kausale Betrachtungen einzuflechten; denn für das Seiende, wie wir es fassen, gilt eben der Satz: *Agit, ergo est.* Freilich mußte dort noch manches dogmatisch hingestellt werden, was erst in der speziellen Lehre vom Wirken, der wir uns nun zuwenden, begründet werden kann.

Hierzu kommt nun, daß gerade in der Auffassung vom Wirken das eigentlich Neue liegt, das unser System bringt; denn die These, daß Kausalität nicht anders als teleologisch aufgefaßt werden könne, steht zu allen herrschenden Lehrmeinungen in Widerspruch. Diese vertreten zum größten Teil gerade die entgegengesetzte Überzeugung: daß Kausalität niemals teleologisch aufgefaßt werden könne; zu einem kleineren Teil fordern sie ein teleologisches Wirken als Sonderform neben dem nicht-teleologischen; nie aber ist ernstlich der Versuch gemacht worden, alles Wirken teleologisch abzuleiten und auch das sogenannte mechanische Geschehen letzten Endes auf teleologisches zurückzuführen, so daß auch der Dualismus überwunden wird. —

Digitized by Google

Um diese neue Kausallehre zu geben, werden wir weiter ausholen müssen. Denn der Begriff der Teleologie gehört zu den wenigst geklärten der gesamten Philosophie; die verschiedenartigsten und verschiedenwertigsten Anschauungen werden mit ihm bezeichnet. Ehe daher diejenige Teleologie, die wir vertreten, dargestellt werden kann, muß eine kursorische Übersicht vorangegangen sein über all das, was unter den Begriff der Teleologie fällt, über ihre verschiedenen Richtungen, die Gesichtspunkte, mit denen diese Richtungen arbeiten, und die Argumente, mit denen sie bekämpft werden. Dieser Überblick ist rein referierend gehalten; er soll uns nur die Bahn für die eigene Stellungnahme ebnen (Kap. X).

Ihm folgt dann die Grundlegung der neuen teleologischen Kausalauffassung (Kap. XI) und der Nachweis, daß Selbsterhaltung und Selbstentfaltung als letzte Kausalprinzipien anerkannt, und wie sie als solche gefaßt werden müssen (Kap. XII u. XIII).

Dagegen kann an dieser Stelle noch nicht der vollständige Beweis geführt werden, daß Selbsterhaltung und Selbstentfaltung nicht nur notwendige, sondern auch alleinige und erschöpfende Kausalprinzipien seien, mit denen die gesamte Welterklärung bestritten werden könne. Hierzu werden wir erst gerüstet sein, wenn die Teleomechanik entwickelt sein wird. Die Systematik des Weltgeschehens auf rein teleologischer Grundlage bleibt daher dem nächsten Bande vorbehalten.

Digitized by Google

X. Kapitel.

Begriff und Arten der Teleologie.

Teleologie bedeutet: Lehre vom Zweck (Telos).[1])

Zweck und Zwecke aber bieten dem Denken sehr verschiedene Gesichtspunkte zur Bearbeitung dar. Daher gibt es nicht eine Teleologie, sondern, entsprechend der Wahl des Betrachtungsstandpunktes, verschiedene Arten von Teleologien. Daß man diese Mannigfaltigkeit möglicher Teleologien meist nicht genügend auseinanderhielt, hat zu der Wirrnis auf unserm Gebiet viel beigetragen.

Wir unterscheiden vier solcher Gesichtspunkte, unter denen man das Zweckproblem betrachten kann; den formal-methodologischen, den deskriptiven, den kausalen und den axiologischen.

1. Die formale Teleologie ist die Lehre von den Zweckbegriffen; sie leitet diejenigen Denkkategorien ab, welche sich ergeben, wenn man irgend einen wirklichen oder gedachten Zusammenhang im Hinblick auf eine postulierte Endphase betrachtet, und benutzt diese Kategorien als Hilfsmittel der Forschungs- und Darstellungsmethode.

2. Die deskriptive Teleologie ist die Lehre von den Zwecktatsachen; sie stellt auf empirischem Wege fest, daß in der

---

[1]) Im wissenschaftlichen Sprachgebrauch hat freilich das Wort Teleologie dann noch die merkwürdige Erweiterung erfahren, daß es nicht nur die Lehre vom Zweck, sondern auch den Gegenstand dieser Lehre, also den Zweck, die Zweckmäßigkeit, die Zielstrebigkeit selber bedeutet. Der Satz z. B.: „In der Welt herrscht Teleologie" heißt nicht, daß in der Welt eine Zwecklehre herrsche, sondern daß die Welt durch Zweckbestimmungen regiert werde. So findet man oft genug Teleologie und Kausalität als Gegensätze gegenübergestellt, wo es korrekter Finalität und Kausalität heißen müßte. Auch wir werden auf diesen erweiterten Sprachgebrauch nicht verzichten können.

Digitized by Google

Fülle der realen Phänomene einige den begrifflich festgestellten Charakter von Zwecken, andere den von Mitteln tragen, und untersucht ebenfalls empirisch, auf welche Weise, in welcher Vollkommenheit und welchem Umfange den Mitteln die Eigenschaft der Zweckmäßigkeit zukomme.

3. Die kausale Teleologie ist die Lehre von den Zweckursachen — und sie bildet erst recht eigentlich das metaphysische Kampfgebiet. Sie vertritt die Behauptung, daß die von der Empirie festgestellten teleologischen Tatbestände eine hinreichende Erklärung nur finden können, wenn man Wirkungsfaktoren annimmt, die in ihrer Beschaffenheit selber durch das zu erreichende Ziel bestimmt sind. Nach der Art aber, wie sie diese Wirkungsfaktoren auffaßt, scheidet sich die erklärende Teleologie noch einmal in zwei sehr verschiedene Zweige. Sieht sie die *causa finalis* als eine bewußte Zwecksetzung an, die von außen her in das Getriebe eingreift, so ist sie exoterische oder Absichtsteleologie; betrachtet sie die geforderten Wirkungsfaktoren als innerlich angelegte, auf Bewußtsein nicht angewiesene Zielstrebigkeiten, so ist sie immanente oder Anlage- (Dispositions-) Teleologie.

4. Die axiologische Teleologie ist die Lehre von den Werten; sie stellt die Zwecke als Gegenstände der positiven und negativen Bewertung, und ihre Verwirklichung als positive oder negative Aufgabe dar.

Da wir uns an dieser Stelle auf die Prinzipien der Weltheorie beschränken, so kommen hier nur die drei ersten Arten der Teleologie in Frage; die vierte Art bleibt der Wertlehre, der ein eigener Hauptteil im zweiten Bande gewidmet ist, vorbehalten.

Dagegen werden wir an vierter Stelle die Antiteleologie kurz erörtern, diejenige Überzeugung, welche jede teleologische Erklärung der Welt ablehnt.

I. Formale Teleologie oder Lehre von den Zweckbegriffen.

Voraussetzung der formal-teleologischen Betrachtung ist lediglich die allgemeine Tatsache, daß zwischen zeitlich succedierenden

Digitized by Google

Tatbeständen Kausalzusammenhänge vorhanden sein können. Wie diese metaphysisch aufzufassen sind, kommt noch garnicht in Betracht. In jedem beliebigen Kausalzusammenhang a b c .... z nämlich kann die Phase z entweder behandelt werden als Ergebnis, oder als Erfordernis der Betrachtung. Gehen wir von einer Wirkung z als gegebener auf die Ursachen a b c .., so wenden wir die eigentlich ätiologische Fragestellung und Untersuchungsmethode an; stellen wir die Wirkung z als geforderte auf und fragen wir nach den Ursachen, durch welche jene Forderung erfüllt wird, so liegt die „teleologische" Problemstellung und Methode vor. „Wenn z eintreten soll, wie müssen da a b c beschaffen sein?" Die Phase z heißt dann „Zweck", die vorangehenden Phasen „Mittel."

Sofern und in dem Maße, als gewisse Tatbestände oder Geschehnisse eine geforderte Wirkung herbeizuführen vermögen, nennen wir sie „zweckmäßig" (teleologisch).

Sofern und in dem Maße, als sie eine geforderte Wirkung zu hemmen oder zu unterdrücken vermögen, nennen wir sie „unzweckmäßig" (dysteleologisch).

Vermag ein Tatbestand eine geforderte Wirkung an einem andern herbeizuführen, zu dem er selbst als Teil gehört, so sprechen wir von einer inneren Zweckmäßigkeit; insofern der ursächliche Tatbestand außerhalb des bewirkten Tatbestandes ist, von einer äußeren Zweckmäßigkeit.[1])

Wird ein ruhender Zustand oder eine Beschaffenheit als Mittel innerer Zweckmäßigkeit betrachtet, d. h. in seiner Eignung, einen geforderten künftigen Zustand an demselben Ganzen als Erfolg herbeizuführen, so nennen wir jenen Zustand Anlage oder Disposition oder Vermögen. —

In der eben entwickelten Form sind alle diese teleologischen Begriffe völlig relativistisch. Sie gelten stets nur im Hinblick auf ein wirkliches oder gedachtes Forderungsziel, dessen Wahl lediglich durch methodologische Gesichtspunkte bestimmt ist, und das daher willkürlich geändert werden kann. Jede Zweckmäßigkeit

[1]) Es ist das Verdienst Kant's, diese beiden Zweckformen prinzipiell geschieden zu haben.

Digitized by Google

weist auf einen Zweck hin; inwiefern dieser selbst zweckmäßig sei, ist eine Frage, die nur Sinn hat, wenn man nun wieder den Zielpunkt der Betrachtung um eine Station verschiebt, also wieder einen anderen Zweck aufstellt. Ein und derselbe Tatbestand kann zweckmäßig und unzweckmäßig zugleich sein, je nach der Wahl des Zielpunktes. Explodierendes Dynamit ist unzweckmäßig, wenn die Erhaltung eines Hauses, zweckmäßig, wenn die Zerstörung eines Hauses der geforderte Zielpunkt ist.

Diese methodologische Teleologie ist durchaus harmlos, weil sie wegen ihres Formalismus jeder beliebigen Kausalauffassung und wegen ihres Relativismus jeder beliebigen Zwecksetzung angepaßt werden kann. Sie ist andererseits durchaus unentbehrlich; denn für Theorie und Praxis ist die Nötigung, eine Wirkung als (erfülltes oder zu erfüllendes) Postulat zu betrachten, mindestens so häufig, wie die Veranlassung, sie als bloßes Ergebnis aufzufassen. Und daher begegnet uns die formale Teleologie tatsächlich auf Schritt und Tritt in allen Sphären der Wissenschaft und des Lebens. Beispiele: Wenn die Geschichtswissenschaft die Entstehung des deutschen Reiches behandelt, so sind die Ereignisse der Reichsgründung selber nicht nur irgend welche beliebige Gegebenheiten xyz in der Kausalkette a.... z, sondern sie sind die gedanklichen Ausgangspunkte der ganzen Betrachtung; und die Glieder abc interessieren nur, sofern sie die Verwirklichung jener postulierten Endphase herbeizuführen geeignet waren. Formalteleologisch ist ferner die Betrachtung des Biologen, wenn er etwa die Schutzfärbung als eine für die Lebenserhaltung gewisser Arten erforderliche Eigenschaft auffaßt und nun fragt, welche kausalen Faktoren als Mittel zu ihrer Herbeiführung wirksam gewesen sind. Und auch der Physiker verfährt formal-teleologisch, wenn er den Weg bestimmt, den ein von a nach b sich bewegender Körper durchlaufen muß, wenn er der Forderung des geringsten Energieaufwandes entsprechen soll.

Auch sämtliche abgeleiteten Formalbegriffe kommen fortwährend vor. Der Biologe handelt von innerer Zweckmäßigkeit, sobald er untersucht, welche Rolle die Atmung für die Selbsterhaltung des Organismus spiele, von äußerer Zweckmäßigkeit, wenn er die in bestimmten Nahrungsmitteln enthaltenen Stoffe

Digitized by Google

auf ihren Nährwert für den Menschen untersucht. Beim Physiker ist der Begriff der potentiellen Energie ein regelrechter „Dispositions"-Begriff; denn er charakterisiert einen Zustand lediglich im Hinblick auf das, was aus ihm werden kann. Dysteleologien wiederum sind Gegenstände der Forschung, wenn der Pathologe die Giftwirkung von Pilzen untersucht oder wenn der Kriminalist eine Statistik der Verbrechen aufstellt.

Geradezu eine Herrscherrolle spielt die formal-teleologische Betrachtungsweise in zwei Wissenschaftsgruppen, den normativen einerseits, den angewandten andererseits. Beispiel zur ersten Gruppe: für den Logiker existieren gewisse psychische Inhalte und Prozesse nur, sofern sie der Forderung entsprechen, ein bestimmtes Ziel, nämlich Erkenntnis, zu verwirklichen; was dem Psychologen eigentliches Forschungsobjekt ist, ist für ihn nichts als Mittel; was für den Psychologen ein zum Schluß festzustellendes Endergebnis ist, ist für ihn von vornherein der Beziehungspunkt seiner Untersuchungen und das Ausleseprinzip für die Stoffwahl. — Beispiel zur zweiten Gruppe: für den Techniker ist die Forderung einer fertigen Eisenbahnbrücke der eigentliche Ausgangspunkt seines Nachdenkens; formal-teleologisch geht er vor, wenn er nun kalkuliert, welches Material, welche Bogenspannung u. s. w. das geforderte Resultat in günstigster Weise herbeiführen könne.

Da die formale Teleologie so harmlos und so unentbehrlich ist, wird sie auch überall zugestanden. Ja es gibt sogar viele Denker, die hiermit das wissenschaftliche Problem der Teleologie erledigt wissen möchten. Ein Kant gehört zu ihnen, wenn er die Teleologie als „regulatives" Prinzip des Forschens, nicht aber als „konstitutives" Prinzip der Erklärung gelten lassen will. Und bei manchen Neueren findet man sogar ausdrücklich Erstaunen darüber ausgesprochen, daß der Streit für und wider die Teleologie so lange die Köpfe habe erhitzen können; denn das ganze Mysterium lasse sich ja auflösen in die einfache Formel: Teleologie sei Kausalität von hinten gesehen.

In Wirklichkeit aber beruht die Einwandlosigkeit der formalen Teleologie nicht darauf, daß sie die Probleme spielend gelöst hat, sondern darauf, daß sie sie überhaupt noch gar nicht anschneidet. Sie ist ja, so sahen wir eben, auf beliebige, willkürlich

Digitized by Google

gewählte Zwecke und auf beliebige Kausalauffassungen anwendbar; was wir aber brauchen, ist eine Determination der Zwecke und eine Determination der Kausalauffassung. Um hierzu zu gelangen, müssen wir den Begriff der Teleologie in ganz anderem Sinne nehmen.

II. Deskriptive Teleologie oder Lehre von den Zwecktatsachen.

Auf Grund der bloß formalen Betrachtung kann man jedes wirkliche oder denkbare Phänomen zum Endpunkt eines Zweckzusammenhanges wählen. Von dieser unbegrenzten Möglichkeit aber macht der Mensch nur einen sehr beschränkten Gebrauch; er trifft aus den formal denkbaren Zwecken eine enge Auslese, deren Prinzip zu einer zweiten Art der Teleologie hinüberführt. Dies Prinzip ist der Glaube an wirkliche Zwecke. Es gibt eine Reihe von Tatbeständen, die empirisch in einer ganz besonderen Weise den Zweckcharakter an sich tragen, d. h. die nicht nur als zweckmäßig für etwas anderes, sondern selber als Endzweck erscheinen. Erst daraus, daß diese Phänomene als gewisse Zielstationen im Weltprozesse aufgefaßt werden, nimmt der Mensch überhaupt den Anlaß, sie zu direkten oder indirekten Zielstationen seines Denkprozesses zu machen. Das sei zunächst an zwei Beispielen erläutert.

Der Biologe untersucht die Funktionen der lebenden Wesen. So mag er z. B. in einem speziellen Falle die Lokomotion der Amöben als Fragestellung wählen; er prüft, durch welche Bedingungen diese Lokomotion erreicht und wie sie durch bestimmte Bedingungen verändert werde. Daß er gerade die Fortbewegung als den Zweck aufstellt, für den die vorangehenden Stadien als Mittel betrachtet werden, kann er noch begründen: weil die Lokomotion selbst wieder Mittel ist zu einem anderen Zweck, zur Lebenserhaltung der Amöbe. Was veranlaßt ihn nun aber, die Lebenserhaltung der Amöbe wieder als Zweck aufzustellen, in Bezug auf den Lokomotion, Verdauung, Atmung u. s. w. als Mittel erscheinen? Hier gibt es keine weitere Zurückführung mehr. Die Selbsterhaltung der Amöbe ist nicht nur ein provisorischer Zweck, der lediglich aus formalen Gründen des Untersuchungsverfahrens aufgestellt

Digitized by Google

wurde, der sich aber für eine weitergehende Betrachtung sofort wieder in ein bloßes Mittel zu einem andern Zweck verwandelt; sondern sie ist für sich selbst betrachtet Zweck, „Selbstzweck". Wohl kann man ja außerdem unter einem gänzlich andern Gesichtspunkt die lebendige Amöbe wieder zu einem Mittel machen, z. B. zum Mittel der Ernährung anderer Tiere; trotzdem bleibt bestehen, daß der in ihr funktionierende Selbsterhaltungsprozeß als ein Geschehen betrachtet werden muß, das seinen Zweck in sich selbst hat. Dieser reale Zweck läßt sich nicht, wie ein rein formaler, willkürlich verlagern.

Wählen wir als zweites Beispiel eines aus der angewandten Wissenschaft: den Bau einer Brücke. Für den Techniker ist zunächst die Brücke der Zweck; das Material und dessen Gestaltung das Mittel. Aber für das weitere Denken ist die Brücke doch nur Zwischenglied; sie wird selber zum Mittel für den Zweck des menschlichen Verkehrs. Dieser wird wieder Mittel zur Förderung der menschlichen Kultur, der Glückseligkeit, der Gesittung, oder wie man es nennen will. Und diese? Hier hört die Reihe auf; das letzte Glied kann nicht mehr als bloßes Mittel betrachtet werden; es ist wiederum Selbstzweck, und alle vorhergehenden Glieder erhalten ihr Recht, auch nur provisorisch als Zwecke zu gelten, lediglich aus ihrer mehr oder weniger vermittelten Beziehung zu dem letzten Glied, das einen endgültigen Zweckcharakter hat.

Solche Reduktionen sind überall durchführbar, wo formale Zweckbetrachtungen vorliegen; und so ist denn die formale Teleologie nichts als ein leerer Schematismus des Möglichen, der erst Wirklichkeit, Inhalt und Sinn erlangt durch die Anerkennung realer Selbstzwecke. Daraus ergibt sich die Forderung einer inhaltlichen Teleologie. Sie hat zu konstatieren, welches die realen Zweckeinheiten, die Selbstzwecke, sind; und sie hat zu beschreiben, in welcher Weise und in welchem Umfange diesen auch eine tatsächliche Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit der Mittel, eine innere oder eine äußere, eine mittelbare oder eine unmittelbare, entspricht.

Vor allem aber hat sich die deskriptive Teleologie mit einer kritischen Vorfrage zu beschäftigen: woran erkennt man die realen

Digitized by Google

Zweckeinheiten, die man zu Knotenpunkten einer teleologischen Weltbeschreibung machen soll? Wodurch unterscheiden sich die „Selbstzwecke" von jenen Zwecken, die wir beliebig als methodologische Gesichtspunkte aufstellen? Diese Frage nach dem Kriterium des Selbstzwecks erinnert sehr an unsere erkenntnistheoretische Frage nach dem Kriterium der Individuation; und auch die Antwort wird an die dort gegebene Antwort erinnern.[1])

Zunächst haben wir ja zur Aufstellung realer Zwecke ein natürliches Hilfsmittel, das sich sofort aufdrängt; aber es gehört nicht eigentlich dem Bereich der wissenschaftlichen Erkenntnis an und kann, unkritisch angewandt, zu bösen Fehlern führen: das Werten. Zweck und Wert sind nämlich durchaus äquivalente Begriffe, nur hier in der Sprache der theoretischen Erkenntnis, dort in der der praktischen Lebensanschauung ausgesprochen. Auch alle Werte, die wir anerkennen, müssen entweder Selbstwerte sein, oder in direkter oder indirekter Beziehung zu solchen stehen. So ist z. B. das Geld, theoretisch betrachtet, nur Mittel, und hat, praktisch betrachtet, nur Dienstbarkeitswert, sofern es die Daseinsbedingungen der Individuen, der Völker, der Menschheit erhöht. Die Einzel- und Gesamtpersönlichkeiten aber sind Selbstwerte, so wie sie Selbstzwecke sind.

Da liegt es denn sehr nahe, dort, wo unser naives Werten Selbstwerte anerkennt, auch reale Selbstzwecke anzunehmen; dagegen dasjenige, das uns nur durch seinen Dienst für andere Werte wertvoll erscheint, auch theoretisch lediglich als Mittel für andere Zwecke aufzufassen. Dieses Verfahren aber ist gefährlich; denn es kann zur vollständigen Anthropozentrik führen: da der Mensch dem Menschen am wertvollsten ist, wird nur dem Menschen Selbstzweck zuerkannt und die ganze Welt mit ihren Wundern und Herrlichkeiten, ihren Gestirnen und Lebewesen, ihren Blumendüften und Farbentönen als ein ungeheures System von Mitteln betrachtet, allein bestimmt, den Menschen zu erfreuen, zu erhöhen und zu fördern. Dies aber ist dann jene falsche Teleologie, die mit Recht von jedem, der wissenschaftliche Erkenntnis nicht untergraben wissen will, bekämpft werden muß.

[1]) S. S. 136 ff.

Digitized by Google

Allerdings sind es nur die Ergebnisse einer sehr unkritischen und einseitigen Wertung, die zu den Forderungen der Wissenschaft in Gegensatz treten; eine umfassendere Weltwertung wird, das soll sich später zeigen, zu einem vollständigen Einklang mit der Theorie führen. Aber wie dem auch sei, hier, wo es sich lediglich um die Feststellung der Selbstzwecke als Erkenntnisinhalte handelt, darf man sich auf Wertungen überhaupt nicht verlassen; man muß fragen, ob es rein theoretische Gesichtspunkte gebe, aus denen heraus wir reale Zweckeinheiten als solche feststellen und von anderen Phänomenen unterscheiden können, die keine selbstzweckliche Bedeutung haben, sondern nur Mittel sind.

In der Tat gibt es ein solches theoretisches Kriterium; es ist der empirisch nachweisbare Selbsterhaltungsprozeß. Vergleicht man einen ganzen Hund mit einem Viertel-Hunde, so unterscheiden sie sich empirisch nicht nur dadurch, daß der eine quantitativ das Vierfache des andern beträgt, sondern noch durch etwas Qualitatives. Die Vorgänge, die sich an dem ganzen lebenden Hunde abspielen, sind so beschaffen, daß er als ganzer bestehen bleibt; die Geschehnisse, die sich an dem Viertel-Hund abspielen, sind nicht so beschaffen, daß der Viertel-Hund bestehen bleibt. Dieser empirische Unterschied ist eine Tatsache, die als solche Gültigkeit behält, unabhängig davon, welche kausale Erklärung man dafür gibt; als Tatsache steht sie außerhalb des Streites der Meinungen. Betrachten wir nun das Phänomen des Selbsterhaltungsprozesses unter den Gesichtspunkten der formalen Teleologie, so gilt hier der Begriff der „inneren Zweckmäßigkeit". Wir können nämlich die in der Selbsterhaltungseinheit ablaufenden Einzelfunktionen als die eine Seite, das Resultat der Selbsterhaltung des Ganzen als die andere Seite des Zusammenhanges ansehen. Sofern wir dies tun, verteilen wir Mittel und Zweck nicht auf zwei getrennte Objekte, sondern auf dasselbe Objekt, das nur hier in seinen Teilen, dort als Ganzes berücksichtigt wird. Es hat also das Geschehen, das sich in einem solchen Ganzen abspielt, seinen Zweck in sich selbst.

Damit ergibt sich schon innerhalb der rein deskriptiven Betrachtung der Welt der grundsätzliche Unterschied zwischen innerer und äußerer Teleologie. Das äußere teleologische Ver-

Digitized by Google

hältnis von Mittel und Zweck kann jedem successiven Zusammenhange substituiert werden, der zwischen beliebigen a und b besteht; und diese Kette kann beliebig fortgesetzt werden; sowie a auf b, weist b auf c u. s. w. Das innere teleologische Verhältnis von Mittel und Zweck ist dagegen nur anwendbar bei bestimmten empirischen Tatbeständen, nämlich jenen, die einen Selbsterhaltungsprozeß einschließen; und es bildet, wo es festgestellt wird, einen Abschluß, da Mittel und Zweck zusammenfallen und nicht *in indefinitum* über sich hinausweisen. Denken wir uns einen chaotischen Zustand, in dem nichts als ein wüstes Atomgestöber existierte, so wäre hier noch eine Betrachtung unter dem Gesichtspunkt der äußeren Teleologie möglich — denn wir könnten jede beliebige Atomkonstellation als einen Zweck ansehen, für dessen Realisierung die vorangegangenen Konstellationen die Mittel wären; aber eine innere Teleologie gibt es dann nicht mehr — denn eine solche Atomkonstellation, die bei fortwährendem Wechsel der Teile doch immer sich selbst fortsetzte, ist dann nicht vorhanden. Damit verliert aber auch die an sich mögliche äußere Teleologie jeden Sinn, weil ihr die Beziehungspunkte, durch welche sie aus dem bloß Formalen ins Reale erhoben würde, fehlen.

Bei dieser zentralen Bedeutung der inneren Teleologie ist es merkwürdig genug, daß sie nur zweimal während der ganzen Geistesgeschichte der Menschheit bewußt in den Mittelpunkt der Weltbetrachtung gestellt worden ist, nämlich im Entelechiebegriff des Aristoteles und im Monadenbegriff Leibnizens. Freilich ist für Aristoteles der Begriff nicht nur ein rein deskriptiver, sondern ein kausaler, wie er es auch später für uns werden wird. Vorläufig aber bleiben wir noch mit Absicht im Deskriptiven stehen, um Einsichten zu gewinnen, die von dem Anhänger jedes Standpunktes zugegeben werden müssen.

Die Selbsterhaltungsprozesse sind also die teleologischen Urphänomene; nur durch Bezugnahme auf sie gewinnen die sämtlichen formal-teleologischen Begriffe empirische Wirklichkeit. Zwei Punkte seien hier noch besonders herausgehoben.

1. Zum Begriff des Selbstzwecks. Das Kriterium des Selbstzwecks ist der Selbsterhaltungsprozeß. Selbsterhaltung ist

Digitized by Google

innere Teleologie, aber nicht alle innere Teleologie ist Selbsterhaltung. Ist erst einmal auf Grund jenes Kriteriums festgestellt, wo selbstzweckliche Gebilde anzunehmen seien, so wird nun die Frage möglich, ob sich an diesen Gebilden noch andere Formen innerer Teleologie zeigen können. Und da lehrt dann wieder die Erfahrung, daß man unterscheiden muß zwischen Gebilden, deren innere Teleologie sich in Selbsterhaltung erschöpft, und solchen, die, während sie sich stetig selbst als Ganze erhalten, noch andere Prozesse an sich erfahren. Weisen nämlich solche Ganzen in der Zeit eine extensive oder intensive Steigerung auf, so sprechen wir von Entwicklung oder Selbstentfaltung; zeigen sie extensive oder intensive Abnahme, so sprechen wir von Rückschritt oder Involution.

2. Zum Begriff des Mittels. Den Mitteln kommen, wie wir oben fanden, die Eigenschaften der Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit zu. Diese Begriffe waren durchaus relativer Natur, solange man sie in rein formaler Betrachtung zu willkürlich gewählten Zwecken in Beziehung setzte. Nunmehr, da an deren Stelle reale Selbstzwecke treten, ist auch die Wahl derjenigen Tatbestände, die man als Mittel betrachten will, nicht mehr beliebig; zweckmäßig heißt jetzt, was einen realen Selbstzweck verwirklichen hilft; unzweckmäßig, was seine Verwirklichung hemmt. Damit werden auch die Zweckmäßigkeiten und Unzweckmäßigkeiten in der Welt zu bestimmten empirischen Tatbeständen, deren Feststellung die deskriptive Teleologie zu vollziehen hat, um sie dann der kausalen Teleologie als Erklärung heischende Phänomene zu übergeben.[1])

Es ist kaum zu viel gesagt, daß im Grunde alle beschreibende Wissenschaft deskriptive Teleologie sei. Die Welt enthält eine unendliche Mannigfaltigkeit von Tatsachen, die in ihrer Gesamtheit nicht vom Menschen aufgezählt werden können. Er bedarf daher für seine Beschreibungen eines Ausleseprinzips; und dies

[1]) Verlieren so die Begriffe „zweckmäßig" und „unzweckmäßig" den Charakter der völligen Relativität, so behalten sie doch eine partielle Relativität. Denn da es viele reale Selbstzwecke gibt, die sich kreuzen, so kann ein und derselbe Tatbestand in Bezug auf den einen Selbstzweck zweckmäßig und zugleich in Bezug auf einen anderen unzweckmäßig sein.

Digitized by Google

ist teleologisch: ausgewählt werden diejenigen Tatbestände, die für irgend welche realen Selbstzwecke positiv oder negativ bedeutsam sind oder werden können; was dagegen keine Zweckbeziehung hat, bleibt beiseite.

Zu Beispielszwecken seien aus der ungeheuren Fülle der Phänomene, die Gegenstand der deskriptiven Teleologie sind, wahllos einige wenige Proben herausgegriffen. Zweckmäßigkeitstatsachen sind es: daß der Mensch, der auf der Erde lebt, Beine, der Vogel in der Luft Flügel, und der Fisch, der auf das Wasser angewiesen ist, Flossen hat. Daß der ahnungslose Säugling bei Berührung seiner Lippe mit Saugbewegungen reagiert, da er sonst verhungern würde. Daß wir, wenn uns ein Krümchen in die Luftröhre gekommen, husten müssen, wodurch der Störenfried entfernt wird. Daß die Gestirne die Regelmäßigkeit des Laufes haben, die uns gestattet, unsere Zeiteinteilung nach ihnen zu regeln. Daß mechanische Bewegungen nach dem Prinzip des kleinsten Kraftmaßes vor sich gehen. Daß eine Wunde durch das gerinnende Blut von selbst geschlossen wird. Daß die Tiere im allgemeinen solche Objekte als Nahrungsmittel brauchen, die gerade in ihrer Verbreitungsgegend vorkommen. Daß manche Tiere durch eine verblüffende Ähnlichkeit mit anderen Tieren (Mimikry) oder durch Anähnelung an die Form der Blätter und Zweige u. s. w. gegen die Verfolgung durch Feinde geschützt sind. Daß die Bienen die Waben gerade so groß machen, daß die Brut bis zur Ausgewachsenheit darin Platz hat. Daß durch den Sexualakt der Fortbestand der Gattung garantiert und durch die Vererbung die bewährten Errungenschaften früher Generationen mühelos fertig übernommen werden. Daß im Lauf der Geschichte altersschwache Völker durch jugendliche abgelöst werden u. s. w. u. s. w. — Natürlich kann man auch entsprechende Unzweckmäßigkeiten registrieren.

Obige Aufzählung wirft mit Absicht Zweckmäßigkeitstatsachen der verschiedensten Bedeutung durcheinander, da ja für den rein deskriptiven Standpunkt eine Scheidung nach ihrem Wert und Sinn noch unmöglich ist. Als bloße Tatsachen sind sie alle gleichwertig, nämlich gleich tatsächlich. Erst die kausale Betrachtung kann uns hierüber hinausführen. Ihr haben wir uns jetzt zuzuwenden.

Digitized by Google

III. Kausale Teleologie oder Lehre von den Zweckursachen.

1. Allgemeines. — Nunmehr erst nähern wir uns dem eigentlichen Kampfobjekt der Weltanschauung. Denn darüber, daß es Zweckbegriffe und Zwecktatsachen gebe, konnte eine grundsätzliche Meinungsverschiedenheit nicht bestehen; erst wenn die Frage aufgeworfen wird, wie jene Zwecktatsachen zu erklären seien, erhebt sich eine Differenz von entscheidender philosophischer Bedeutung. Wir betrachten jenen Kampf hier lediglich aus der Vogelperspektive, um bei der Darstellung der Teleologieformen rein referierend bleiben zu dürfen. Erst im nächsten Kapitel werden wir selbst Partei ergreifen.

Der Kausaltrieb des Menschen verlangt für jede vorhandene Tatsache eine zureichende Ursache; er fragt: Warum sind die Dinge so, wie sie sind, und verlaufen die Vorgänge so, wie sie verlaufen? Da nun die Existenz von Selbstzwecken und der zu ihrer Verwirklichung nötigen Zweckmäßigkeiten empirisch konstatierbare Tatsachen sind, so gewinnt hier die Kausalfrage notwendig die Form: Warum sind die Dinge so zweckmäßig, wie sie sind, und verlaufen die Vorgänge so zweckmäßig, wie sie verlaufen?

Weite Gebiete des heutigen wissenschaftlichen Denkens versperren sich den Zugang zum Verständnis des hier vorliegenden Problems dadurch, daß sie Kausalität und Teleologie von vornherein als zwei sich ausschließende Begriffe betrachten. Das ist unter allen Umständen falsch. Denn im Begriff des Wirkens liegt überhaupt keine eindeutige Bezugnahme auf den Zweck, weder eine positive, noch eine negative; und daher schließt Kausalität an und für sich die Teleologie ebensowenig ein wie aus. Erst wenn man die Art, wie man die Kausalität denkt, näher determiniert, kann man sie zum Zweckbegriff in Beziehung setzen; und so entsteht die Denkbarkeit zweier Kausalitätsweisen, einer teleologischen und einer nicht-teleologischen (mechanischen) — welche Scheidung bekanntlich schon Aristoteles vorgenommen hatte, indem er die „*causa finalis*“ der „*causa efficiens*“ gegenüberstellte.

Digitized by Google

Hieraus ergeben sich nun zwei grundsätzlich verschiedene Stellungnahmen. Die eine hält die tatsächlichen Zweckmäßigkeiten nur dadurch für erklärbar, daß die Ursachen in der Beschaffenheit ihres Wirkens schon bestimmt sind durch den zu erreichenden Zweck; die andere glaubt die Zweckmäßigkeit als durchaus nicht bezwecktes Epiphänomen blind wirkender Ursachen ableiten zu können. Jenes ist der Standpunkt der kausalen Teleologie, dieses der Standpunkt der Antiteleologie. Man erkennt sofort, daß wir hier wieder den fundamentalen Gegensatz von Personalismus und Impersonalismus vor uns haben.

Der vorliegende Abschnitt gilt der kausalen Teleologie.

Ihre Formel wollen wir zunächst so ausdrücken: Gegenwärtiges Sein oder Geschehen kann durch zukünftiges Sein oder Geschehen bestimmt werden. Was bedeutet dieser Satz?

Wenn wir in einer rein formalen Zweckbetrachtung des Zusammenhangs a-b b den Zweck und a das Mittel nannten, so hieß das lediglich, daß b zwar chronologisches Posterius, aber methodologisches Prius ist. Brauchen wir nunmehr jedoch jene Ausdrücke kausal, so soll damit gesagt werden, daß b zwar chronologisches Posterius, aber trotzdem ätiologisches Prius ist. a ist, obwohl vor b da, dennoch um des b willen da, ja erst durch das kommende b da. Ein Beispiel. Der Zweck der Sexualfunktion ist es, die Erhaltung der Gattung zu ermöglichen; d. h.: wenn die Geschlechtsorgane funktionieren, sind die Generationen, in welchen die Gattung sich fortsetzt, noch zukünftig; dennoch sind diese erst zukünftigen Geschlechter der Bestimmungsgrund dafür, daß Sexualorgane jetzt vorhanden sind und funktionieren.

Hier aber konnte das Denken unmöglich stehen bleiben; denn in obigem Satze steckt eine logische Paradoxie, die sich sofort aufdrängte. Wie kann Künftiges, ein „Noch-nicht" auf das Jetzt Einfluß haben? Wie sollte etwas, was gar nicht wirklich ist, denn schon wirksam sein? Es ist ein Ungedanke, daß das noch unerzeugte Kind, ein absolutes Nichts, Ursache sein soll des Zeugungsaktes, durch welchen es erst wird; die Ursache von etwas Gegenwärtigem kann stets nur in der Gegenwart oder in der sich unmittelbar bis an die Gegenwart heran erstreckenden Vergangenheit liegen.

Digitized by Google

Somit erhebt sich die Forderung, den erst zukünftigen Zweck auf irgend eine Weise in die Gegenwart zu projizieren, oder besser ihn durch etwas Gegenwärtiges vertreten zu lassen, damit er Ursache werden könne: an Stelle des fertigen, erfüllten, aber erst zukünftigen Zwecks tritt die erfüllungheischende, gegenwärtige Zwecktendenz; das Ziel wird repräsentiert durch die Eigenschaft der Zielstrebigkeit. Die oben ausgesprochene Formel aller kausalen Teleologie erhält daher jetzt folgende Gestalt: gegenwärtiges Sein oder Geschehen kann verursacht werden durch ein anderes (nicht zukünftiges, sondern) gegenwärtiges Sein oder Geschehen, dessen Beschaffenheit durch die Richtung auf zukünftiges Sein oder Geschehen bestimmt ist. Ob durch diese Erweiterung die eben konstatierte logische Paradoxie wirklich beseitigt oder vielleicht nur eine Etappe weiter (nämlich in den Nebensatz) geschoben sei, lassen wir jetzt noch dahingestellt. Hier muß genügen, daß sich die historischen Lehren der erklärenden Teleologie im allgemeinen bei jener Fassung beruhigt haben.

Eine Grundscheidung aber entsteht nun wieder innerhalb der erklärenden Teleologie dadurch, daß jene Zielstrebigkeit entweder exoterisch oder esoterisch aufgefaßt werden kann. Von neuem spiegeln sich hier im Teleologieproblem die großen Haupttypen der Weltanschauung; der naive Personalismus glaubt an die Wirksamkeit äußerer Zwecksetzung, der kritische Personalismus an die Wirksamkeit innerer Zielstrebung.

Hierzu kommt als weitere Differenz, daß die äußere Zwecktätigkeit meist mit Bewußtsein verbunden, die innere im Unbewußten ablaufend gedacht wird. Ein bewußtes Streben, das von außen her einem Ziel zugewandt ist, nennen wir Absicht; ein unbewußtes Verhalten, das, dem Objekt immanent, auf die Erreichung eines bestimmten Zwecks eingestellt ist, nennen wir Anlage oder Disposition. So ist die exoterische zugleich Absichts-, die esoterische zugleich Dispositionsteleologie.

2. Absichtsteleologie.[1]) — Diese macht zum Typus aller Zwecktätigkeit die menschliche, nach außen gerichtete Willens-

[1]) Es ist nicht zu umgehen, daß im folgenden einige Gedanken, die schon in dem Kapitel II über den naiven Personalismus behandelt worden waren, hier nochmals kurz gestreift werden. Vergl. insbes. S. 52.

Digitized by Google

handlung, bei welcher das Ziel durch die bewußte Vorstellung vorweg genommen wird und die Mittel erst durch die Zielvorstellung bestimmt werden. Sie ist exoterisch: denn wirkendes Subjekt, benutzte Mittel und erstrebter Erfolg sind an drei voneinander substantiell getrennte Objekte verteilt.

Die Hauptform dieser Anschauung ist die kosmologisch-theologische: die Zweckmäßigkeit des Weltganzen wird als absichtsvolles Werk der Gottheit gedacht. Wie sich im Bau eines menschlichen Werkmeisters jedes Fenster und jede Treppe, jeder Hammerschlag und jeder Mörtelwurf an einer bestimmten Stelle deswegen einfügen, weil sie vorher in der zwecksetzenden Vernunft des Meisters an dieser Stelle gedacht sind — so ist auch im Weltenbau jedes Volk und jeder Mensch, jeder Grashalm und jedes Wassertröpfchen an seiner Stelle, verrichtet seine Funktion und lebt sein Leben, weil dies Sein und Funktionieren im bewußten Plane des Weltbaumeisters lag. Statt des Bildes vom Weltenbaumeister finden wir auch das vom Weltenkünstler, dem Weltingenieur, dem Welterzieher — überall die Idee von exoterischem und absichtsvollem Zweckwirken.

Alle Absichtsteleologie muß die inneren Zweckmäßigkeiten letzten Endes auf äußere zurückführen. Wenn die Schwimmvögel Schwimmhäute zwischen den Zehen haben, wenn das Neugeborene instinktiv die Saugbewegungen macht, die seine Lebenserhaltung ermöglichen, wenn das aus der Wunde tretende Blut durch Gerinnen die Wunde selbst stopft — kurz, wenn wir Selbsterhaltungen sehen, die durch eine ungeheuer komplizierte und doch so treffsichere innere Zweckmäßigkeit ermöglicht werden, so scheinen diese immanenten Teleologien verständlich nur als Produkte einer transcendenten. Kann man sich doch — so wird hier argumentiert — das zweckmäßig arbeitende und zum Teil sich selbst regulierende System einer Druckerpresse oder einer Dynamomaschine nicht anders entstanden denken, als durch die bewußte Planmäßigkeit einer außerhalb der Maschinen stehenden Intelligenz, wieviel weniger das unendlich vollkommenere System des Alls und die Systeme der Organismen! — Bekanntlich bezeichnet man diese Argumentation als den physico-theologischen Beweis für das Dasein Gottes; und nicht mit Unrecht sagte Kant, daß dieser von allen

Digitized by Google

Beweisgründen am meisten das Gemüt zu bestimmen im stande sei. In der Tat zeigt sich die Zurückführung aller speziellen inneren und äußeren Zweckmäßigkeiten des Alls auf eine absichtsvolle Weltschöpfung nicht nur in religiösen, sondern auch in rein philosophischen und wissenschaftlichen Gedankengängen aller Zeiten und aller Völker.

Die kosmologische Form der Absichtsteleologie ist ihre umfassendste, aber nicht die einzige; vielmehr findet sich die entsprechende Überzeugung auch bei zahlreichen spezielleren Problemen. Hier sei nur auf die psychologische Nuance jener Lehre hingewiesen. Wo der Glaube an substantielle Seelen besteht, die von außen auf den Körper entsprechend ihren Zweckvorstellungen zu wirken vermögen, haben wir Absichtsteleologie. Und auch die Lehre von der Willensfreiheit in ihrer naiven Fassung gehört hierher; ja, sie ist sogar der Ausgangspunkt jener Gesamtüberzeugung.

Innerhalb ihrer Grundanschauung vermag sich nun allerdings die Absichtsteleologie noch stark zu differenzieren; sie kann alle Stufen durchlaufen vom Fetischismus bis zum abgeklärten Theismus, vom kritiklosen Aberglauben bis zum metaphysischen System.

Die Hauptgesichtspunkte, nach denen sich diese Differenzierungen vollziehen, sind: das Verhältnis der zielstrebigen Wirkungsform zur mechanischen, und die Beschaffenheit des Zwecks selbst.

a) Sehr verschieden ist das Maß der Selbständigkeit, das dem mechanischen Weltgeschehen eingeräumt wird gegenüber dem Absichtswirken der Gottheit. Entweder nämlich wird die planmäßige Zwecktätigkeit Gottes als fortwährende, oder sie wird als einmalige gedacht. Dort wird jedes Einzelding und jedes Einzelgeschehen auf eine besondere Willensbetätigung Gottes zurückgeführt; hier wird angenommen, daß ein einziger Willensakt genüge, um für alle Folgezeit die Welt zu „prästabilieren", d. h. automatisch und dennoch im einzelnen wie im ganzen zweckmäßig verlaufen zu lassen.

Es ist klar, daß die erste Anschauung den Wunderglauben verkündet, der jedem wissenschaftlichen Erfassen des Weltzusammen-

Digitized by Google

hanges widerstrebt, daß die zweite Anschauung dagegen, nachdem sie das absolute Wunder an den Uranfang gesetzt hat, nun doch innerhalb des Weltgeschehens einen durchaus geschlossenen und gesetzmäßig determinierten Zusammenhang annehmen kann. Daher findet man die Teleologie des Wunders vor allem bei wissenschaftsfremden oder wissenschaftsfeindlichen Geistesströmungen: bei Supranaturalisten, orthodoxen Wortgläubigen, Spiritisten und allen naiv-religiösen Naturen, denen das Gebet noch aufrichtige Herzenssache ist (denn jedes Gebet verlangt absichtsvoll teleologisches Eingreifen der Gottheit). Innerhalb der wissenschaftlich philosophischen Betrachtungsweise begegnet sie uns in durchgeführter Form wohl nur bei einer einzigen Philosophenschule, den „Okkasionalisten". Zuweilen tritt auch eine eingeschränkte Wunderteleologie auf, welche die Absichtsakte der Gottheit auf eine endliche Reihe von Schöpfungsbetätigungen reduziert; hierhin gehört der Standpunkt der vor-evolutionistischen Biologie (Agassiz, Cuvier u. s. w.), für den jede Gattung ein „verkörperter Schöpfungsgedanke" war.

Die Prästabilationslehre dagegen setzt die teleologische Tat der Gottheit als eine vorzeitliche aus dem Weltzusammenhange heraus und macht diesen Zusammenhang als Ganzen zu ihrem Produkt. Sie gehört — als „Prädestinations"-Lehre — der Dogmatik der verschiedensten Religionen an, ist aber in der Geschichte der Wissenschaften ebenfalls nicht selten. Am konsequentesten wurde sie bekanntlich von Leibniz vertreten, der sowohl die Entwicklung jeder einzelnen Monade (also die innere Zweckmäßigkeit) wie auch die absolute Harmonisation aller Monaden untereinander (also die äußere Zweckmäßigkeit) auf einen einzigen vorzeitlichen Schöpfungsakt der Gottheit zurückführte; doch auch in den Lehren vieler Denker vor und nach ihm ist eine ähnliche Anschauung bald ausgesprochenermaßen, bald latent enthalten. So hat nach Anaxagoras der Nus (d. i. der intelligente Weltgeist) die Welt aus dem Chaos zum Kosmos, d. h. zu vernünftig geordneter Zweckmäßigkeit gestaltet, um sie dann sich selbst zu überlassen; und so ist für Newton gerade die unfehlbare nie versagende Automatie des Weltmechanismus der Beweis dafür, daß es einen Gott gebe; denn nur unendliche

Digitized by Google

planvolle Vernunft vermochte die Welt als absolute Maschine zu schaffen.

b) In der Art, wie das Ziel der in der Welt herrschenden teleologischen Verursachung gedacht wird, stehen sich vor allem eine anthropozentrische und eine kosmozentrische Teleologie gegenüber. Die anthropozentrische ist die eigentliche Sünderin, welche den berechtigten Haß der modernen Wissenschaft auf sich geladen hat. Zur Bestimmung der Selbstzwecke, auf deren Verwirklichung alles Geschehen der Welt eingestellt sein soll, bediente sie sich nicht des objektiven Kriteriums der Selbsterhaltung, sondern des subjektiven Kriteriums des Wertens (s. o. S. 232); und so kam es, daß als Zielpunkt des Weltprozesses dasjenige Objekt hingestellt wurde, das in der naiven Wertung des Menschen den höchsten Rang einnahm: der Mensch. Der axiologische Satz, daß der Mensch dem Menschen am wertvollsten sei, wurde kausal-teleologisch umgedeutet zu dem metaphysischen Satz: alles was ist, ist um des Menschen willen da; alles was geschieht, wird im Hinblick auf die Zwecke des Menschen bewirkt; wenn es gut ist, um ihn zu erhalten und zu erhöhen, zu erfreuen und zu belohnen; wenn es schlecht ist, um ihn zu prüfen, zu läutern und zu strafen. Hatte der Mensch einmal das Handeln nach Absichten, das er ja nur an sich selbst empirisch kannte, zur Weltursächlichkeit erhoben, so lag es nahe, dem Inhalt dieser kosmischen Absichten auch den Inhalt seiner eigenen Absichten, also das menschliche Wohl, unterzulegen. Aus dem Anthropomorphismus wurde leicht Anthropozentrik.

So bekam die Unwissenschaftlichkeit der Wunderteleologie ihre Zuspitzung durch die vorausgesetzte rein menschliche Abzweckung all dieser Wunder; jetzt sollte tatsächlich die Sonne nur geschaffen sein, um dem Menschen bei seinem Tagewerk zu leuchten, die Bäume, um ihm die Früchte für seine Nahrung und das Holz für seine Bauten zu liefern, die Gestirne, damit er seine Schifffahrt danach richte, das Ungeziefer, damit er nicht übermütig werde. Es wurde schon oben erwähnt, wie im 18. Jahrhundert das Denken weithin beherrscht wurde von einer solchen anthropozentrischen Kausalteleologie, die in der Nützlichkeit der Dinge für den Menschen den Grund ihrer Existenz sah und so jede

Digitized by Google

natürliche Kausalerklärung unmöglich machte. Betrachtungen, die allenfalls auf der Kanzel zu rein paränetischen Zwecken am Platze sind, weil dort nicht vor allem Weltanschauung, sondern Lebensanschauung geboten wird und diese anthropozentrisch sein darf, solche Betrachtungen maßten sich Bürgerrecht in der Wissenschaft an. Da gab es eine Brontoteleologie, die nachwies, warum, d. h. zu welcher menschlichen Glückförderung der Donner auf der Welt sei; eine Niphoteleologie, die die Daseinsberechtigung des Schnees nachwies u. s. w. u. s. w.

Freilich tritt nicht etwa alle Absichtsteleologie in dieser engbrüstigen Form auf. Vielmehr wird gerade von ernsteren Denkern das Ziel jener göttlichen Weltregierung als ein übermenschliches gedacht; Anthropomorphismus ist eben nicht identisch mit Anthropozentrik. Für einen Newton z. B. bekundet sich das planvolle Wirken des Schöpfers nicht in Menschenglück und Menschenschicksal, sondern in dem vollendet gesetzmäßigen Funktionieren der Weltmaschinerie. Und unter den modernen Entwicklungstheoretikern finden sich manche, die Theismus und Evolutionismus zu verbinden suchen: für sie ist die Weltordnung eine von Gott zweckvoll gewollte und gelenkte; aber das Prinzip dieser Zwecksetzung ist ständige Aufwärtsentwicklung des Lebens und des Geistes, und die Menschheit ist nur eine Durchgangsphase in diesem ewigen Fortschrittsprozeß.

3. Anlageteleologie. — Der Begriff der Anlage oder Disposition ist ein rein formal-teleologischer, solange er nur bedeutet, daß irgend ein Zustand geeignet ist, einen zukünftigen Erfolg herbeizuführen (s. o. S. 227); er wird kausal, sobald er bedeutet, daß ein Zustand darauf gerichtet ist, einen zukünftigen Erfolg herbeizuführen. Wo er in diesem Sinne als Erklärungsprinzip benutzt wird, haben wir die Anlage- oder Dispositionsteleologie vor uns.

Die Anlage als *causa finalis* unterscheidet sich von der Absicht erstens dadurch, daß sie esoterisch wirkt, zweitens dadurch, daß sie psychophysisch neutral ist. Sah die Absichtsteleologie in der menschlichen Willenshandlung den Typus zielstrebigen Wirkens, so wird für die Anlageteleologie der organische Lebensprozeß

Digitized by Google

zum Paradigma. Hier in der Funktion eines lebenden Organismus treten dem Beobachter unablässig sowohl auf der physischen, wie auf der psychischen Seite Erscheinungen entgegen, die in den wahrnehmbaren, unmittelbar voraufgehenden Geschehnissen keine zureichende Erklärung finden. Da aber der Kausalitätstrieb es nicht erlaubt, in jedem solchen Fall einfach ein ursachloses Entstehen der Erscheinung anzunehmen, so bleibt nichts übrig als in ihren Träger eine Ursächlichkeit hinein zu verlegen, die dauernd, aber latent vorhanden ist und sich nur bei bestimmten Anlässen nach außen hin bekundet. Für eine solche Ursache, deren Wesen nicht in der Wirksamkeit, sondern in der Wirkungsfähigkeit besteht, gibt es zahlreiche Ausdrücke: Kraft, Vermögen, Disposition, Tendenz, Anlage, Potenz. Alle diese Worte stellen nur verschiedene Nuancen derselben Kausalitätsform dar; diese aber ist eine teleologische; denn das Recht zu ihrer Aufstellung besteht allein darin, daß aus ihr etwas werden kann. Die Fähigkeit, zu einem künftigen Erfolg zu führen, macht allein ihre gegenwärtige Wirklichkeit aus.

Bleiben wir zunächst bei den organischen Lebensprozessen, bei denen, wie gesagt, diese potentielle Ursächlichkeit zuerst entdeckt wurde. Hier war es wiederum vor allem das Phänomen der Selbsterhaltung, welches eine solche Erklärung forderte. Der Selbsterhaltungsprozeß als Tatsache ist, so sahen wir oben, Gegenstand einer lediglich deskriptiven Teleologie; aber nur eine kleine Wendung im Ausdruck — statt Selbsterhaltungsprozeß Selbsterhaltungstendenz oder Selbsterhaltungstrieb — und wir sind mitten in der kausalen Teleologie. Bei dem Selbsterhaltungsfaktum als solchem bleibt es noch völlig offen, ob es nicht vielleicht ein unbezweckter Nebenerfolg indifferenter Ursachen sei; bei der Selbsterhaltungstendenz wird jenes Faktum zum erstrebten Ziel — erstrebt nicht im Sinne bewußter Zwecksetzung, sondern im Sinne einer, des Bewußtseins gar nicht bedürfenden, in der Richtung auf jenes Ziel eingestellten eigenartigen Beschaffenheit des Ganzen selbst. *Omne ens in suo esse perseverare conatur* — so erkennt selbst der sonst durchaus antiteleologisch gerichtete Spinoza die innere Teleologie des Selbsterhaltungsstrebens an.

Organische Wesen zeigen aber außer der Selbsterhaltung

Digitized by Google

noch Tatsachen der Selbstentfaltung: Wachstum, Differentiation, Steigerung in extensiver und intensiver Hinsicht. Als Tatsachen waren diese ebenfalls Gegenstand der deskriptiven Teleologie gewesen, aber sie wollen auch erklärt sein; und wo das Denken sich nicht mit Zufälligkeitsursachen hierfür zu begnügen vermochte, mußte es eine zweite Grundanlage alles Lebenden, das Entwicklungsstreben, postulieren.[1])

Es wird an späterer Stelle dieses Buches versucht werden, auf die beiden Grundveranlagungen der Selbsterhaltungs- und der Selbstentfaltungstendenz das gesamte Wirken in der Welt zurückzuführen, und alle spezielleren „Anlagen" als Ausstrahlungen jener nachzuweisen. Aber die Anlageteleologie, wie sie als historische uns entgegentritt — und nur diese haben wir hier zu beachten —, weiß von solchen Reduktionen nichts; darin liegt ihre Schwäche. Die Neigung, irgend eine einzelne Erscheinung oder eine kleine Gruppe von Erscheinungen auf eine besondere Anlage zurückzuführen, hatte zur Folge, daß die Zahl der dispositionellen Erklärungsprinzipien ins Ungemessne wuchs. Das Spezialistentum, das sich nur mit einem eng begrenzten Gebiet von Phänomenen beschäftigte, ohne nach rechts und links zu schauen, kam leicht dazu, für die Tatsachen dieses Gebietes eine besondere „Fähigkeit" zu postulieren; es war ja auch so bequem, irgend eine beobachtete Funktion (z. B. die Wirkung von Schlafmitteln) dadurch kausal zu erledigen, daß man ein „Vermögen, so zu funktionieren" (z. B. eine „*vis dormitiva*") annahm. Hierzu kam eine sprachliche Verführung: nur allzu leicht schleicht sich ein Wort, welches zunächst lediglich als Sammelname für den Inbegriff einer Gruppe gedacht war, in die Bedeutung eines allgemeinen Urgrundes jener Erscheinungen ein. All dies wirkte zusammen, um die Anlageteleologie zum Tummelplatz unzähliger „*qualitates occultae*" zu machen, gegen die dann die nüchterne Analyse mit Recht Protest erhob. Freilich, es gibt vielleicht in der ganzen Geschichte der Wissenschaft keine Begriffe, über die, bei absoluter Unentbehrlich-

[1]) Sofern es darauf ankam, diese organischen Wirkungsfähigkeiten als spezifische und selbständige den im Unorganischen wirkenden Ursachen gegenüberzustellen, sprach man von einer besonderen „Lebenskraft"; es ist die Anschauung des „Vitalismus". —

Digitized by Google

keit, so wenig Klarheit bestände, als es diese dispositionellen Begriffe sind. Man nehme als Beispiele von der physischen Seite des Lebens Begriffe wie: *nisus formativus,* Anpassungsfähigkeit, Irritabilität, Erblichkeit, Regulationsfähigkeit — von der psychischen Seite: Sensibilität, Intellekt, Gedächtnis, Vernunft, Temperament, Begabung und viele andere! Diejenigen, die da meinen, hiermit lediglich Sammelausdrücke für die beobachtbaren Tatsachen zu geben, täuschen sich über sich selbst; denn sie können gar nicht anders, als fortwährend in eine kausale Betrachtung zu verfallen: die Erblichkeit als Grund bestimmter Phänomene, das Gedächtnis als Disposition zu gewissen Funktionen aufzufassen. Diejenigen aber, welche ausdrücklich jene Begriffe im Sinne spezifischer Ursächlichkeiten brauchen, treiben schließlich Mythologie, nicht Wissenschaft; denn ihre Erklärung besteht darin, daß sie hinter jedem Unerklärten eine besondere mystische Kraft ihr Wesen treiben lassen. (Man denke etwa an die zahllosen Seelenvermögen eines Gall.)

Wie wenig der Mensch auf den Begriff der dispositionellen Ursächlichkeit verzichten kann, zeigt sich am deutlichsten darin, daß er den Begriff fast ohne Wissen und Willen über das Biologische hinaus ins Universelle erweiterte. Daß die Physik in dem „Prinzip des kleinsten Kraftmaßes" ein teleologisches Kausalprinzip besitze, ist ja allgemein anerkannt; wird hier doch der unorganischen Materie bildlich gesprochen eine Art unbewußten Sparsinns, unbildlich gesprochen eine Tendenz zu zweckmäßigster Ausnutzung gegebener Mittel zuerkannt. Aber man braucht sich gar nicht an den speziellen Begriff des Kraftminimums zu halten, weil der Begriff der Kraft selbst, der so lange Zeit der Zentralbegriff des ganzen physikalischen Denkens war und zum Teil noch ist, durchaus in die Kategorie der teleologischen Anlage gehört. Wenn der Erde Schwerkraft, dem Magneten Anziehungskraft, dem chemischen Atom Affinität zugeschrieben wird, so bedeutet dies nichts anderes als eine Beschaffenheit, die, selbst wenn sie sich momentan gar nicht betätigt, doch als dauernd vorhanden angenommen werden muß, und zwar deswegen, weil sie sich irgend wann einmal fähig erweisen kann, bestimmte Erfolge zu verwirklichen. Die Anziehungskraft des magnetischen Eisenatoms

Digitized by Google

verhält sich zum einzelnen tatsächlichen Anziehungsprozeß, wie die Selbsterhaltungsfähigkeit des Individuums zum einzelnen Selbsterhaltungsakt, nämlich wie eine auf einen Zweck eingestellte Disposition zu diesem Zweck selbst.

In den letzten Jahrzehnten begann nun allerdings der Physik die Einsicht aufzugehen, daß der Kraftbegriff etwas Teleologisches in sich schließe; und da auch sie von der zeitgeschichtlichen Furcht vor der Teleologie beherrscht wurde, so suchte sie auf jenen Begriff zu verzichten; die Kraft, das geheimnisvolle an bestimmten Substraten hangende Vermögen, sollte ersetzt werden durch die Energie, in der man lediglich das universelle Tauschmittel bei allem physikalischen Geschehen sah. Indessen war damit die Teleologie zur Vordertür ausgetrieben, um durch ein Hinterpförtchen wieder eingelassen zu werden. Der Begriff der Energie hat nur Sinn, wenn man sie auch dort vorhanden denkt, wo sie nicht momentan Arbeit leistet; sonst gäbe es keine Konstanz der Energie, vielmehr nur beliebig auftauchende und verschwindende, untereinander zusammenhangslose, energetische Betätigungen — eine Annahme, die mit Selbstaufgabe der Wissenschaft identisch wäre. Das Recht aber, Energie auch da existieren zu lassen, wo sie nicht wahrnehmbar ist, liegt lediglich in der ihr zugeschriebenen „Fähigkeit", später gewisse Leistungen zu vollbringen, also in ihrem dispositionellen Charakter.

Geht man vom Organischen zur anderen Seite weiter, d. h. zum Überindividuellen, Kulturellen hin, so zeigt sich das gleiche Bild: auch die Geisteswissenschaften können nicht ohne die Annahme wirkungsfähiger Dispositionen auskommen, als deren Träger nun aber nicht einzelne Individuen, sondern Gesamtheiten angesehen werden. Die Geschichtswissenschaft arbeitet mit dem Selbsterhaltungsstreben und der Expansionstendenz der Völker. Die Soziologie spricht von bestimmten Tendenzen der Gesellschaft (Tendenz zur Differenziation und Integration, Tendenz zum Übergange aus einer Wirtschaftsform in eine andere). Die Ethik postuliert ein Vervollkommnungsstreben der Menschheit — u. s. w. Auch hier herrscht keine logische Klarheit über den eigentlichen Sinn dieser Dispositionen; sie werden bald nur als methodologische Hilfsmittel angesehen, die selbst einer kausalen Reduktion be-

Digitized by Google

dürfen, bald wiederum als letzte Erklärungsmomente unbefangen angewandt.

Am meisten endlich hat die philosophische Anwendung der immanenten Kausalteleologie darunter zu leiden, daß über ihren Begriff so wenig Selbstbesinnung herrschte und herrscht. So tausendfältig sie nämlich inoffiziell in die Welterklärungen der verschiedensten Art, im Kleinen und im Großen, einschlüpft, so selten ist sie offiziell als allgültiges Wirkungsprinzip anerkannt worden. Diese seltenen Fälle sind dann noch in zwei Typen zu gruppieren: einen pluralistischen und einen universalistischen. — Der pluralistische Typ macht die immanente Teleologie zum Kausalitätsprinzip, das jede einzelne individuelle Existenzform in unendlicher Wiederholung belebt; er besitzt nur zwei Vertreter in der Geistesgeschichte der Menschheit. Aristoteles hat in seiner „Entelechie" die Zweckimmanenz des biologischen Prozesses, Leibniz in seiner „Monade" die Entwicklungsimmanenz des geistigen Prozesses zur Grundform alles Wirkens erhoben. — Der universalistische Typ wendet sich dem All als Ganzem zu und sieht in ihm die fortschreitende Entwicklung einer universellen zielstrebigen Angelegtheit; er stellt sich als Pantheismus dar. War das Weltgeschehen von der Absichtsteleologie als Werk der von außen planvoll wirkenden Gottheit betrachtet worden, so wird es jetzt als Realisation einer inneren Tendenz, als immanenter Auslebeprozeß der höchsten persönlichen Lebenseinheit aufgefaßt. Die verschiedenen pantheistischen Richtungen unterscheiden sich dann nur durch das Ziel, dem diese innere Weltteleologie entgegenstrebend gedacht wird; so faßt z. B. Hegel das Ziel als bewußt logisches, Fichte als moralisches auf.

Jeder der beiden Typen leidet nun freilich an der Einseitigkeit seines Standpunktes. Der pluralistische, der die immanente Zweckwirkung für alle endlichen Realitäten lehrt, wird inkonsequent, sobald er sich zum Gesamt-Weltprozeß wendet. Aristoteles wie Leibniz kennen das immanente Wirken nur im Kleinen, aber nicht im Großen; Gott wirkt, dort als erster Beweger, hier als Schöpfer der prästabilierten Harmonie, von außen auf die Welt. Der universalistische Standpunkt hinwiederum, für den alles Endliche nur Teilerscheinung in der Verwirklichung eines einzigen

Digitized by Google

allgemeinen Zielstrebens ist, wird der Selbstzwecklichkeit der endlichen Individuen und der in sich geschlossenen Immanenz ihrer Ursächlichkeiten nicht gerecht. Eine Philosophie, welche künftig die esoterische Teleologie zum eigentlichen Kausalprinzip machen will, wird diese Einseitigkeiten zu vermeiden haben; der kritische Personalismus leistet dies, indem er nicht pluralistisch und nicht universalistisch, sondern, beides verbindend, hierarchisch ist.

IV. Antiteleologie.

Die Übersicht über Wesen und Art der Teleologie wäre unvollständig, wenn wir nicht auch das Gegenstück mit einbezögen. Daher sei ein letzter Abschnitt der Antiteleologie gewidmet, die an dieser Stelle natürlich auch nur referierend behandelt wird. Wir dürfen uns hierbei recht kurz fassen; denn einerseits ist vieles, was hier zu sagen wäre, schon in dem Kapitel III über den Impersonalismus vorweggenommen worden (die Gegnerschaft gegen den Zweck ist ja nur eine spezielle Erscheinungsform jener Weltanschauungsrichtung) — und andererseits werden wir in den nächsten Kapiteln zu den antiteleologischen Argumenten kritische Stellung zu nehmen haben.

Da das Wort Teleologie so verschiedene Bedeutungen hat, so sei zunächst festgestellt, welche Teleologie bekämpft wird. Nicht die formale; denn auf das Denken der Kategorien Mittel und Zweck, Zweckmäßigkeit und Unzweckmäßigkeit kann man, wie allgemein zugestanden, nicht verzichten. Auch nicht die deskriptive; denn diese schildert Selbstzwecke und die zu deren Verwirklichung führenden Mittel als Tatsachen, und Tatsachen können nicht bekämpft werden. Sondern die Opposition richtet sich allein gegen die kausale Teleologie: bestritten wird das Recht, zur Welterklärung zielstrebige Ursachen anzunehmen.

Diese Gegnerschaft aber bildet eine höchst stattliche und vielgestaltige Schar: der Mechanist verbannt „im Namen des Gesetzes", nämlich des Kausalgesetzes, das Zweckwunder aus der Welt; der Monist bekämpft den Dualismus, welcher in der Annahme von *causae finales* neben *causae efficientes* besteht; der Positivist sieht in der Teleologie ungerechtfertigte metaphysische

Digitized by Google

Spekulation; und selbst ein Kant verfährt bei der Teilung des Globus intellectualis mit der Teleologie ungefähr so, wie Zeus bei der Teilung der Erde mit dem Poeten; er läßt ihr auf dem irdischen Boden des empirischen, konstitutiven Erkennens keinen Platz und vertröstet sie auf den Himmel der moralischen Ideen und der regulativen Prinzipien.

Die Antiteleologie muß sich eine doppelte Aufgabe stellen: die negative, das teleologische Welterklärungssystem zu widerlegen; und die positive, das teleologische Tatsachensystem ohne Zuhilfenahme teleologischer Ursächlichkeiten ihrerseits zu erklären.

1. Die Argumente gegen die Teleologie. — Solcher Argumente gibt es vier:

a) Das logische Argument (s. o. S. 238). Künftiges kann nicht Gegenwärtiges bewirken. Der Zweck ist im Verhältnis zu den Vorgängen, die zu ihm führen, künftig; er kann also nicht selber diese Vorgänge in ihrer Qualität bestimmen. Dieser Schwierigkeit suchte, wie wir oben sahen, die kausale Teleologie durch die folgende Modifikation zu entgehen. Nicht der zukünftige Zweck selbst ist gegenwärtig wirksam; sondern er wird repräsentiert durch eine auf ihn hinzielende Absicht oder Anlage: dieser gegenwärtige Faktor ist das eigentliche teleologische Wirkungsprinzip. Dagegen sagt aber die Antiteleologie: Das ist nur eine Verschiebung, nicht eine Aufhebung der Paradoxie. Jetzt soll nämlich der Zweck, der noch gar nicht ist, die Absicht oder Anlage, die gegenwärtig ist, in ihrer Beschaffenheit bestimmen: also wieder Bestimmung eines Gegenwärtigen durch ein Zukünftiges. Somit hat jede Zukunftsbeziehung aus der Kausalerklärung auszuscheiden; was ist, ist, so wie es ist, weil etwas in bestimmter Weise war, nicht weil etwas in bestimmter Weise sein wird oder soll; Teleologie ist eine Paradoxie.

b) Das ätiologische Argument. Selbst wenn jedoch zielstrebiges Wirken logisch möglich wäre, es könnte nie wirklich werden: denn es ist kein Platz dafür da. Das Geschehen, das sich an den Elementen alles Seins abspielt, gehorcht unausweichlichen Gesetzen; das Geschehen, das sich an einem Komplex von Elementen abspielt, ist lediglich eine Resultante dieser Gesetze;

Digitized by Google

ein Zweck, der sich auf die Ganzheit dieses Komplexes, z. B. seine Erhaltung oder Entfaltung, bezieht, kann also nicht als neu hinzutretender Ursachfaktor in jenes gesetzmäßige Gefüge eingreifen. In der Gesamtheit der *causae efficientes* ist nirgends ein Spältchen, durch welches eine *causa finalis* einschlüpfen könnte: die Teleologie wäre das Wunder.

c) Das dysteleologische Argument. Wäre das herrschende Ursachprinzip teleologisch, dann könnte es in der Welt nichts als Zweckmäßigkeit geben; in Wirklichkeit aber steht den teleologischen Tatsachen eine Fülle von dysteleologischen und ateleologischen Tatsachen gegenüber. Tod und Krankheit, Armut und Leiden, Verbrechen und Mißgeschick, Tücke der Objekte und der Subjekte sorgen dafür, daß in keinem Moment die Zweckmäßigkeit rein in die Erscheinung tritt; damit ein Tier sich nähre, müssen tausend andere sterben; ehe ein Keim zur Entwicklung gelangt, müssen tausende andere verkommen; damit eine große Individualität sich auslebe, müssen Unzählige zu Sklaven und Werkzeugen degradiert werden; kein Aufstieg ohne Abstieg, kein Glück ohne Tränen u. s. w. Den Zweckwidrigkeiten reihen sich die Zwecklosigkeiten an; Organe, die keinen Dienst mehr leisten; der gewaltige Mondkörper, unbewohnbar für lebende Wesen u. s. w. Wie unvollkommen müßten Kräfte sein, die teleologisch wären und doch all dies Negative stehen lassen müßten: Die Teleologie ist eine Illusion.

d) Das anthropologische Argument: Woher kennt der Mensch empirisch Zwecke als Bestimmungsgründe des Geschehens? Nur aus seinem eigenen Handeln. Denn hier erscheint der Zweck als Inhalt einer Vorstellung, die durch ihre Gefühlsstärke zum Willensmotiv wird. Von allen in der Welt vorkommenden Geschehnissen nun ist dieses, das zielbewußte menschliche Handeln, inhaltlich das komplizierteste, zeitlich das späteste, numerisch das seltenste — und wird trotzdem zum Typus der Kausalität überhaupt gemacht! Der Schöpfer wird gedacht als Makranthropos, qualitativ dem Menschen angeähnelt als zweckbewußt planend und schaffend, und nur quantitativ gesteigert. In jede Pflanze und jedes Tier, ja in jede Zelle und jedes Atom wird ein Mikranthropos gesetzt, der als „Disposition", als „Lebenskraft", als „Seele" ziel-

Digitized by Google

strebig wirkt im Bereich seiner Macht. Sieht man selbst ab von jenen extremen anthropozentrischen Anschauungen, die sogar den Inhalt der Weltabzweckung mit den Zwecken des Menschen identifizieren, so bleibt doch jedenfalls bestehen: Die Teleologie ist ein Anthropomorphismus.

2. Die Ableitung der teleologischen Tatsachen aus nicht-teleologischen Ursachen. — Das Ergebnis der obigen Argumente ist Destruktion; nun hatten doch aber die bestrittenen Erklärungsweisen als zureichende Gründe für bestimmte Tatsächlichkeiten dienen sollen — wie sind jene Tatsächlichkeiten anderweitig zu erklären? Jahrhundertelang hatte die Antiteleologie diese Pflicht sehr leicht genommen und wohl gemeint, aus einem recht gründlichen Niederreißen werde sich der neue Aufbau ganz von selbst ergeben. Die Frage, wie es denn möglich sei, lediglich auf Grund blindmechanischer, zweckfremder Kausalität die Existenz selbstzwecklicher Komplexe und auf sie eingestellter zweckmäßiger Mittel zu erklären, wurde entweder gar nicht aufgeworfen oder leichthin mit dem Begriff des Zufalls abgetan. Hiernach wären dann etwa die lebenden Wesen nichts anderes, als Würfelspiele der Kausalität, wie jene Tropfsteingebilde, die unter Millionen Fällen hier und da zufällig einmal die Form eines Menschenantlitzes zeigen.

Erst das 19. Jahrhundert hat die Verpflichtung zu positiven Erklärungsversuchen ernst genommen. Die Zweckmäßigkeit wurde anerkannt, aber als bloßes Nebenprodukt mechanischer Wirksamkeiten, als „Epiphänomen", wie wir es fortan nennen wollen, abgeleitet. Und zwar suchte man sich zwei Fragen zu stellen: wie Zweckmäßigkeit ohne Zwecktätigkeit entstehe, und wie Zweckmäßigkeit ohne Zwecktätigkeit bestehe.

Diesen beiden Fragen entsprechen zwei antiteleologische Erklärungsweisen, die sich ähnlich zueinander verhalten, wie die beiden oben geschilderten teleologischen Erklärungsweisen. Die Absichtsteleologie war exoterisch, die Anlageteleologie esoterisch; entsprechend sucht die Antiteleologie die Zwecktatsachen der Welt entweder herzuleiten aus zweckfremden äußeren Einwirkungen der Umwelt, oder sie in sich aufzulösen in eine Summation

Digitized by Google

zweckfremder Elemente und Elementarfunktionen. Das Zweckmäßige ist nicht Absichtserzeugnis, sondern Milieuerzeugnis; und es ist nicht Anlageverwirklichung, sondern Summationsprodukt.

Die antiteleologische Milieutheorie (Umweltlehre) sucht nachzuweisen, daß die tatsächlichen Zweckqualitäten, welche die Erfahrung zeigt, so entstehen mußten durch mechanische Reaktion ihrer Träger auf die umgebenden Bedingungen. So ist für den Darwinismus die Selektion des Angepaßtesten lediglich ein Produkt des blinden Aufeinanderprallens feindlicher Mächte; so ist für die ökonomistische Geschichtsauffassung das Leben der Völker und der Gesellschaft lediglich ein Ergebnis ihrer äußeren materiellen Daseinsbedingungen; so besteht in der Auffassung eines Taine etwa die Gleichung: Genie = Klima + Boden + Nationalität + Erziehung + Umgang + Lektüre.

Die antiteleologische Aggregatlehre sucht nachzuweisen, daß die selbstzwecklichen Einheiten weder substantiell noch funktionell irgend etwas in sich enthalten, was nicht auch außerhalb ihrer zu finden wäre, so daß sie im Grunde nur hoch zusammengesetzte Aggregate darstellen, die sich nicht durch ein neues Prinzip von anderen Aggregaten unterscheiden. Zu diesem Nachweis dient vor allem eine fein ausgebildete Analyse in Physiologie, Psychologie, Soziologie, zum Teil aber auch eine Synthese, die auf mechanischem Wege Erscheinungen hervorrufen will, welche man sonst als Monopole teleologischer Kausalität betrachtet hatte.

Ausführlicheres über diese beiden antiteleologischen Strömungen ist in den Kapiteln XII und XIII zu finden.

Digitized by Google

XI. Kapitel.

Wesen des Wirkens.

Erkenntnistheorie und Ontologie hatten gelehrt: Die phänomenale Welt zeigt fortwährend Veränderungen (Geschehnisse). Der Kausalzwang des Denkens fordert, daß wir alles Geschehen als bewirkt auffassen; Bewirktes aber setzt wiederum denknotwendig ein Wirken als Tätigkeit, dieses ein einheitlich Wirkendes als Träger der Tätigkeit voraus. Wirkende einheitliche Substrate heißen „Personen".

Es ist nunmehr die Beschaffenheit dieses Wirkens des näheren zu bestimmen. Das vorliegende Kapitel zeichnet vorerst seine allgemeinen Merkmale in knappen Zügen; um so ausführlicher werden sodann die kritischen Beweisführungen für die beiden besonderen Äußerungsweisen personalen Wirkens, Selbsterhaltung und Selbstentfaltung, gegeben werden.

Da alles Existierende letzten Endes auf „Personen" zurückgeführt wird, so muß auch alles Geschehen letzten Endes auf personales Wirken zurückführbar sein. Die Restlosigkeit dieser Reduktion kann hier noch nicht nachgewiesen werden, da wir jetzt lediglich die Prinzipien und noch nicht die Systematik des Geschehens behandeln. Zunächst wird es sogar scheinen, als ob die im folgenden aufzustellenden Arten personalen Wirkens zwar für gewisse Geschehnisse der Welt als Erklärungsprinzipien ausreichen, für andere aber versagen müssen. Dies hat seinen Grund darin, daß die Beziehung des phänomenalen Geschehens zum personalen Wirken nicht immer gleich einfach und unmittelbar ist; vorhanden aber ist sie stets. Es wird sich nämlich späterhin herausstellen, daß man jedes Geschehen, welches sich nicht direkt als Ausfluß personaler Tätigkeit erklären läßt, entweder (vermöge des teleomechanischen Parallelismus) als mittelbare Ausstrahlung

Digitized by Google

personaler Tätigkeit, oder (infolge des Nebeneinander-Bestehens und -Wirkens vieler Personen) als Resultante mehrerer ineinandergreifender personaler Akte darzustellen vermag; eines weiteren Kausalprinzips bedarf es nicht. (Vergl. Kap. XVI.)

Alles personale Wirken ist Selbstbestimmung. Dies bedeutet erstens: die Person ist zugleich Ausgangspunkt und Endpunkt ihres Wirkens; sie wirkt auf sich (genauer auf ihre Teile); ihre Kausalität ist immanent — zweitens: der Zielpunkt ist zugleich Bestimmungsgrund des Wirkens; ihre Kausalität ist teleologisch. Zusammengefaßt: die Person wirkt als Ganzes auf ihre Teile, zum Zwecke des Ganzen.

Erläuterungen. 1. Indem die kausale Teleologie hypostasiert wird, d. h. auf konkrete Seiende als ihre Träger zurückgeführt wird, überwinden wir viele Unklarheiten und Paradoxien, die man mit Recht anderen teleologischen Kausalauffassungen vorwerfen kann. Zielstrebige Wirkungen können nicht ausgeübt werden von irgend welchen im All herumspukenden Kräften (wie es etwa die Lebenskraft des Vitalismus, die „Dominante" des Neovitalismus, die Disposition oder Anlage in vielen naturwissenschaftlichen und psychologischen Theorien ist), sondern nur von realen Existenzen. Die Begriffe der Kraft, Disposition, Anlage werden aber dadurch nicht beseitigt, sondern im Gegenteil erst gerechtfertigt; so unmöglich sie sind als letzte Kausalprinzipien, so unentbehrlich sind sie eben als Ausdruck für die Tatsache, daß die reale Existenz des Wirkenden nicht auf den Moment der Wirkung beschränkt und nicht in dieser Wirkung erschöpft ist. Die im vorigen Abschnitt geschilderte „Anlageteleologie" ist also dadurch zu begründen, daß sie zur Personalteleologie erhoben wird; nicht die Anlagen oder Kräfte bewirken das zielstrebige Geschehen, sondern die Personen, welche die Anlagen oder Kräfte haben.

Nunmehr wird auch das oben (S. 251) citierte „logische Argument" gegen die Teleologie hinfällig: daß kausales Zweckwirken widersinnig sei, weil in ihm Gegenwärtiges durch Zukünftiges bewirkt werden müßte. Nicht der Zweck, der in der Tat erst zukünftig ist, wirkt gegenwärtig, sondern die Person als ganze,

Digitized by Google

deren Ganzheit auch zeitlich ausgedehnt ist und daher überhaupt nicht in irgend einem Einzelmoment, weder einem gegenwärtigen noch einem zukünftigen, konzentriert ist. Jeder Einzelaugenblick ihres Daseins ist nur eine unnatürliche Herauslösung aus dieser kontinuierlichen Zeiterfüllung, ist lediglich ein Querschnitt, in dem alle möglichen nach rückwärts und nach vorwärts laufenden Linien getroffen werden; und was sie in einem solchen Augenblick vollbringt, hat daher stets Bezug auf das Ganze, ist vergangenheitsgesättigt und zukunftsbedeutsam zugleich.[1])

2. Indem wir die kausale Teleologie immanent fassen, lehnen wir die exoterische Auffassung sowohl der Kausalität wie der Teleologie ab. Wirkungssubjekt, Wirkungsmittel (Werkzeug) und Wirkungsobjekt sind uns nicht an drei verschiedene Substanzen verteilt, sondern alle miteinander identisch. Hiermit stellen wir uns zunächst in Widerspruch nicht nur zu der naiven Kausalauffassung, sondern auch zum herrschenden Kausalbegriff der Wissenschaft. Wirke ich nicht auf etwas außer mir, wenn ich die Feder ergreife, die nicht ein Teil meiner selbst ist, und wenn ich dann das Papier, das ebenfalls nicht ein Teil meiner selbst ist, mit Strichen überziehe? Wirkt der Magnet nicht auf das Eisenteilchen, das exoterisch zu ihm ist, die Erde nicht auf den Mond u. s. w.?

Wollten wir die Tatsächlichkeit solcher exoterischen Zusammenhänge leugnen, so wäre damit die Unbrauchbarkeit des Systems ausgesprochen. Ein einziger Philosoph, nämlich Leibniz, hat bisher gewagt, diese Folgerung auf sich zu nehmen, d. h. die Beziehungen zwischen Ding und Ding, zwischen a und b für bloßen Schein zu erklären. Aber seine Lehre von der prästabilierten Harmonie, die jenen Schein und Trug rechtfertigen wollte, ist eine schöne Dichtung, keine Welterklärung. Unsere Lösung liegt darin, daß Kausal-Zusammenhang nicht ohne weiteres identisch mit kausaler Tätigkeit ist; jener kann exoterisch, diese kann nur esoterisch oder immanent sein. Ein Wirken, das sich selber weggibt, das noch dort tätig ist, wo das Wirkende gar nicht existiert, ist ein Ungedanke. Die unmittelbare Wirkungssphäre kann nicht

[1]) Man vergleiche zu diesem letzten Mysterium des personalen Wirkens auch S. 192.

Digitized by Google

weiter reichen, als die Seinssphäre; denn das Kriterium wahren Seins ist ja doch nur die Wirkungsfähigkeit; was daher direkter Gegenstand des Wirkens sein kann, gehört damit schon hinein in die Existenzsphäre des Wirkenden, ist nicht mehr exoterisch zu ihm. Alle kausale Tat ist somit immanent; in diesem Sinn können wir den Leibnizschen Satz in unsere Terminologie übertragen: die Person hat keine Fenster.

Aber wenn sie auch keine Fenster nach außen hat, so hat sie doch Türen im Innern. D. h.: Die Person als synthetisches Ganzes hat Teile; und indem sie auf sich, d. h. auf ihre Teile wirkt, stiftet sie zwischen diesen Teilen Zusammenhänge und Beziehungen, die, als Reflexe des Wirkens der Person, ebenfalls kausal genannt werden. Somit bestehen zwischen den Teilen exoterische Kausalbeziehungen dadurch, daß sie gemeinsamen Anteil an dem esoterischen Kausalakt einer Person haben: die exoterische Kausalität ist — auf Grund des teleomechanischen Parallelismus — das Gegenbild der esoterischen; aber die esoterische ist die primäre, ist unmittelbares Wirken; die exoterische ist sekundär, bloßes Bewirktwerden. Nehmen wir das oben erwähnte Beispiel von mir und der Feder. Ich, die schreibende Person als Ganze, wirke in direktem Sinne nicht auf die Feder (denn diese ist außerhalb meiner selbst), sondern nur auf meine Hand; aber ich wirke so auf meine Hand, daß nun die Kausalität einer anderen personalen Einheit, von der meine Hand und die Feder nur gemeinsame Teile sind, — nämlich der Allperson — auf bestimmte Weise ins Spiel gesetzt wird; der exoterische Kausalzusammenhang zwischen Hand und Feder ist nur das Spiegelbild der immanenten Kausalität, die die Allperson auf sich selbst, d. h. auf ihre Teile ausübt.

Die speziellere Ableitung der exoterischen Kausalzusammenhänge aus den esoterischen Wirkungen der Person wird erst in der „Lehre von den Beziehungen" gegeben werden. Hier kam es lediglich auf den Nachweis an, daß die von uns behauptete Immanenz der wirkenden Person nicht eine ähnliche Absurdität bedeute, wie Leibnizens Immanenz der Monaden.

3. In der Art des Wirkens der Person zeigt sich aufs deutlichste jene Differenzierung, die in der Ontologie als Zweiphasig-

Digitized by Google

keit der Person bezeichnet worden war. Unter kausalem Gesichtspunkt ist die Tat der Person entweder bloße Reaktion oder Spontanaktion. Unter teleologischem Gesichtspunkt ist sie entweder bloße Selbsterhaltung oder Selbstentfaltung. Dort lautet die Bestimmung, welche die Person sich selbst auferlegt: „Behaupte, was du bist," hier: „Werde, was du bist!"

Mit Denknotwendigkeit ist, das hatte die Erkenntnistheorie gezeigt, nur eine Form des zielstrebigen Wirkens abzuleiten: die Selbsterhaltung. Wären die Existenzen, die wir denken, nicht fähig, sich selbst zu erhalten, dann wären sie eben nicht; und nur an der durch die Selbsterhaltung gegebenen individuellen Abgrenzung sind wir im stande, die individuellen Substrate alles Seins mit Bestimmtheit zu erkennen. Dieser apriorische Charakter der Selbsterhaltung hat oft genug Anlaß gegeben zu dem Versuch, sie zum alleinigen Kausalfaktor des Weltgeschehens zu machen — man denke an Spinozas Axiom: *unaquaeque res, quantum in se est, in suo esse perseverare conatur;* an Schopenhauers Willen zum Dasein, an Darwins Kampf ums Dasein, an die physikalisch-mechanischen Versuche, mit Erhaltungsprinzipien (Trägheitsprinzip, Energiekonstanz, Stofferhaltung) die Welterklärung zu bestreiten. Demgegenüber hatte uns aber die erkenntnistheoretische Betrachtung (vergl. S. 141 u. 170) bereits um den einen Schritt weiter geführt, daß Selbsterhaltung schon deswegen nie das einzige Wirkungsprinzip sein kann, weil in der Welt Geschehnisse ablaufen. Bloße Selbsterhaltung alles Seienden würde nicht über einen starren unveränderlichen Ruhezustand hinausführen; denn sie würde nur bewirken, daß alles so bleibt, wie es ist. Die Selbsterhaltung als Tat ist nur möglich, weil es irgendwo in der Welt etwas anderes als Selbsterhaltung geben muß. Was ist dieses andere?

Der Selbsterhaltungsakt ist seiner kausalen Beschaffenheit nach Reaktion (Antwortswirkung) zu nennen; d. h. irgend etwas, das nicht mit der wirkenden Person selbst identisch ist, muß den Anstoß geben, daß sie sich betätige. Denn Selbsterhaltung bedeutet Beharrung im Wechsel; nur wenn eine Veränderung (eine Störung, Hemmung) es fordert, wird die bedrohte Identität behauptet. Also nicht der Wechsel, sondern die resultierende Beharrung ist das Werk der Person; der Wechsel, als notwendige

Digitized by Google

Vorbedingung, daß die Person selbsterhaltend tätig sei, muß woanders her seinen Ursprung nehmen, d. h. auf ein anderes Wirken zurückgeführt werden. Ist dies Wirken vielleicht nur der Selbsterhaltungsakt einer anderen Person, so wäre es abermals eine bloße Reaktion, weist somit seinerseits über sich hinaus auf ein anderes Tun, das die Reaktion ausgelöst hat — und so fort, bis wir zu einem Wirkenden kommen, dessen Tun nicht mehr Reaktion auf anderes Tun, sondern durchaus selbstgezeugte Tat, oder, wie wir es fortan nennen werden, Spontanaktion ist. Die Notwendigkeit dieses Regressus von der Reaktion auf die Spontanaktion ist oft ausgesprochen worden; die scholastische Scheidung von *natura naturata* und *natura naturans* besagt Ähnliches; und die aristotelische Bezeichnung Gottes als des ersten selbst nicht mehr bewegten Bewegers meint genau dasselbe.

Aber so notwendig es ist, irgendwo in der Welt spontanes Tun zu postulieren, damit die Reaktion und sonach überhaupt das Weltgeschehen möglich werde, so willkürlich ist es (wie es meist bisher geschah), diese Spontanaktion nur als eine einmal, nämlich in der Gottheit vertretene anzunehmen, und allem endlichen Sein lediglich Reaktionsfähigkeit zuzusprechen. Ist einmal das Recht zur Annahme von spontanen Aktionen anerkannt, so ist es Aufgabe der Empirie, und nicht mehr der rein metaphysischen oder religiösen Spekulation, festzustellen, wo sie wirken und wie vielfältig sie auftreten.

In der Tat vermag nun die Empirie diese Aufgabe zu leisten, und zwar auf Grund teleologischer Merkmale. Sie zeigt uns in der Welt zahllose Geschehnisse, die sich durch ihre innere Zielstrebigkeit als direkte Ausstrahlungen personalen Wirkens ausweisen, deren Zielstrebigkeit aber andererseits einen mehr als bloß reaktiven Charakter hat; denn das Ziel dieser Prozesse besteht nicht lediglich darin, die Person gegen Störungen zu behaupten, sondern darin, das Verhältnis zwischen Person und Welt zu Gunsten der Person zu verschieben und diese hierbei auch qualitativ in bestimmter Weise fortschreitend zu wandeln. Man ist gewöhnt, solche Prozesse des Wachsens, Reifens, Bewußtwerdens, Machtentfaltens, Sich-Differenzierens und -Integrierens „Entwicklungsprozesse“ zu nennen. Nicht alle Entwicklungs-

Digitized by Google

prozesse sind direkte Betätigungsäußerungen einer Person, manche sind nur indirekte, manche sogar nur Zufallsprodukte; die wesentlichen jedoch — das zu beweisen wird Aufgabe des übernächsten (XIII.) Kapitels sein — sind nicht anders zu verstehen, denn als unmittelbare personale Funktionen; wir bezeichnen diese Wirkungsphase der Person, wie schon öfter gesagt, als Selbstentfaltung. Die Selbstentfaltungen fallen aber durchaus unter den Begriff der Spontaneität; denn der bestimmende Anlaß zur Betätigung ist nicht mehr, wie bei der Selbsterhaltung, eine zur Person exoterische Störung oder Hemmung, sondern allein eine immanente Strebung. Darum spielen sich auch diese Vorgänge in der Person nicht in stetig gleichem Verhältnis zu den Umgebungsvorgängen ab, wie bei der „Reaktion", sondern in einem sich stetig ändernden Verhältnis zu ihnen.

4. Wir müssen den Begriff der „Selbstbestimmung" endlich auch auf sein richtiges Maß einschränken. Indem wir das Wirken der Person Selbstbestimmung nennen, machen wir sie zur *„causa sui"*; *causa sui* aber ist sie lediglich als Ursache ihres Funktionierens, nicht als Ursache ihres Daseins. D. h.: ihre Existenz kann sie selbst nicht schaffen, denn das würde bedeuten, daß sie wirkend wäre, ehe sie vorhanden wäre; sondern sie kann nur, wenn sie erst ist und weil sie ist, ihre eigenen Funktionen bestimmen. Selbstbestimmung heißt also nicht: ihr Dasein ist Ausfluß ihres Wirkens, sondern umgekehrt: ihr Wirken ist Ausfluß ihres eigenen Daseins und Soseins. Mithin bleibt hier noch immer die Frage offen: Woher ist die Person? Diese Kausalfrage ist nicht mehr zu beantworten vom Standpunkt der einzelnen Person, sie findet erst ihre Lösung in der Hierarchie der Personen; denn der Ursprung einer Person ruht stets in einer oder mehreren anderen Personen.

Aber auch abgesehen von der Ursprungsfrage ist die Selbstbestimmung der Person keine absolute. Das, was in der Person an Geschehnissen abläuft, ist durchaus nicht in jeder Beziehung ihr eigenes Werk; denn sie ist nicht allein in der Welt; und die Teile, aus denen sie besteht, gehorchen nicht nur ihr, sondern auch anderen personalen Einheiten, deren Teile sie ebenfalls sind. Das wirkliche Geschehen ist somit eine Resultante ihrer eigenen

Digitized by Google

Selbstbestimmungstendenz und der Wirkungsweise all der anderen Kausalfaktoren, die in ihre Daseinssphäre eingreifen. Die Realität der personalen Eigentätigkeit bekundet sich daher nicht in der absoluten Erreichung des selbstgesetzten Zieles, sondern lediglich darin, daß das Geschehen in der Richtung auf dieses Ziel hin verläuft, also in der Ziel-Strebigkeit des Funktionierens.

Nunmehr vermögen wir die Beschaffenheit des personalen Wirkens auch zu den Begriffen der Notwendigkeit und Freiheit in Beziehung zu setzen. Diese Begriffe bilden jetzt keinen Gegensatz mehr. Notwendig ist alles Geschehen in dem Sinn, daß das, was ist, nicht anders funktionieren kann, als es funktioniert; denn das Wirken ist ja unmittelbare Ausstrahlung des Seins und kann daher nicht anders ablaufen, als es durch die Beschaffenheit und Angelegtheit des Seins gefordert ist. Freilich hat diese Notwendigkeit des Geschehens nichts mit dem mechanischen Determinismus zu tun. Nicht aus abstrakten, um Ziel und Zweck unbekümmerten Gesetzen leitet sich die Notwendigkeit ab, sondern aus der konkreten Beschaffenheit zielstrebiger Seiender selber, auf die ihrerseits erst wieder Gesetz und Norm zurückzuführen sind („teleologischer Determinismus"). Dieser Determinismus hat auch nichts mit eindeutiger Voraussagbarkeit des Geschehens zu tun; denn die teleologische Kausalität schafft, wenigstens in ihrer zweiten Phase, fortwährend qualitativ Neues; und so notwendig auch dies qualitativ Neue sich aus der Beschaffenheit des Wirkenden ergeben muß, so wenig ist es durch allgemeine Formeln aus ihm restlos zu deducieren. Kausale Notwendigkeit und kausale Gesetzmäßigkeit sind eben nicht identisch. — Auch dieser Gedanke wird erst in der Teleomechanik (Kap. XVI) seine weitere Ausführung erhalten.

Notwendig ist alles Geschehen; frei aber ist nur manches Geschehen. Zum Begriff der Freiheit gehören zwei Merkmale, ein absolutes und ein relatives. a) Das absolute liegt darin, daß die Person bei ihrem Wirken sich in der zweiten Phase befinde, also an ihrem momentanen Tun als ganze aktuell und produktiv beteiligt ist. Solange eine Person ihr Wirken darin erschöpft, daß sie ihren Teilen das Dauergesetz eines Reagierens nach bestimmter Regel auferlegt, wirkt sie nicht „frei". Dies Merkmal der Frei-

Digitized by Google

heit deckt sich also mit dem oben entwickelten Begriff der Spontaneität. b) Das relative Merkmal besteht darin, daß bei dem notwendigen Zusammenwirken der personalen Zielstrebigkeit mit den anderen kreuzenden Kausalfaktoren das Gesamtergebnis doch wesentlich in der Richtung der Selbstbestimmungskomponente liegt. So sagen wir: „Ein Baum wächst frei", wenn Standplatz, Belichtung, Erwärmung, Bewässerung so einwirken, daß dadurch die innere Anlage nicht aus ihrer Richtung gedrängt, sondern ihr im Gegenteil das Einhalten ihrer Richtung erst ermöglicht wird. Schon Spinoza formulierte: Freiheit ist Bestimmtheit durch die eigene Natur. Dieser Satz bedarf allerdings der Einschränkung, daß es für irgend ein endliches Sein eine solche schlechthinnige Selbstbestimmung nicht gibt, da alles Geschehen am Endlichen stets nur Resultante seiner Selbstbestimmung mit anderen Faktoren ist. Er muß deshalb eben ins Relative gewandt werden: Freiheit ist möglichst große Annäherung des Geschehens an das Selbstbestimmungsziel. — Wegen seiner Relativität ist das eben besprochene Merkmal, die Hemmungslosigkeit, nur sekundär; den Wesenskern der Freiheit trifft man nur mit dem ersten, absoluten Merkmal, der Spontaneität: „Der Mensch ist frei geboren, ist frei, und wär' er in Ketten geboren."

Die Unendlichkeit und schließliche Ergebnislosigkeit der Diskussion über das Freiheitsproblem hat mehrere Gründe. Zwei von diesen gehören eng zusammen. Man faßte den Begriff zu sehr als einen negativen und zu einseitig als einen kausalen, während er seinem Wesen nach ein positiver und ein teleologischer Begriff ist. Negativ wurde der Begriff, indem man das äußere Merkmal der Hemmungs- oder Störungslosigkeit in den Vordergrund rückte, es schließlich zur Ursachlosigkeit steigerte und zur Notwendigkeit in Gegensatz stellte. Dagegen mußte sich, und mit vollem Recht, die Opposition des strengen Kausalitätsgedankens richten; die Idee eines Geschehens, das nicht notwendig aus seinen Wirkungsfaktoren entfließt, wurde als absurd verworfen. Für uns ist Freiheit ein positiver Begriff, nämlich Kausalität der zweiten Phase; sodann aber ist er ein teleologischer Begriff: Frei handelt diejenige Person, die sich aktuell als Ganze in der Richtung auf ihre eigene

Digitized by Google

Selbstentfaltung zu betätigen vermag. Man kann hier an Nietzsches Wort denken: „Frei wovon? Was schiert das Zarathustra! Hell aber soll mir dein Auge künden: frei wozu?"

Obige Definition ist wieder psychophysisch neutral; und damit berühren wir den dritten Grund, der das Freiheitsproblem bisher nicht zur Lösung kommen ließ. Wie an so vielen Stellen der Weltanschauung war es auch hier verhängnisvoll, daß man die meta-psychophysische Seite der Frage mit der psychologisch-phänomenologischen verquickte. Freiheitsgefühl, Verantwortlichkeitsbewußtsein, alternatives Wählen sind für Psychologie und Ethik gewiß Phänomene von größter Wichtigkeit; aber ihre Bedeutung gewinnen sie erst, wie alles Psychische, durch ihren etwaigen symbolischen Charakter. Die Hauptfrage lautet: Existiert das wirklich, was sich in jenen Bewußtseinserscheinungen manifestiert? Die psychophysisch neutrale Ableitung der Freiheit muß daher ihrer psychologischen Behandlung vorausgehen. —

Weiteres über den Freiheitsbegriff wird in der Teleomechanik und in der Wertlehre (Ethik) zu finden sein.

Digitized by Google

XII. Kapitel.

Selbsterhaltung.

Gemäß der früher gemachten Scheidung zwischen deskriptiver und kausaler Teleologie gliedert sich die folgende Erörterung in eine Besprechung der Erhaltungstatsachen und in eine solche der Erhaltungsursachen. Wir fragen: I. Welche Beharrungsphänomene zeigt die Erfahrung? II. Bedarf man zur Erklärung dieser Phänomene eines besonderen auf Erhaltung eingestellten (also teleologischen) Wirkungsprinzips, oder sind sie anderweitig (als „Epiphänomene") ableitbar?

I. Phänomenologie der Erhaltung.

Die Gesamtheit aller erfahrbaren Beharrungsphänomene zerfällt in zwei große Gruppen: Erhaltungszustände und Erhaltungsprozesse; im ersten Falle beharrt der substantielle Inhalt eines Gebildes, im zweiten, bei wechselndem Inhalt, die Qualität oder die Form des Gebildes.

1. Erhaltungszustände. — Kurz ist die erste Gruppe, die Inhaltsbeharrung, abzutun. Sie hat im Denken des Menschen eine merkwürdige Rolle gespielt; ursprünglich allein beachtet und überall postuliert, hat sie mehr und mehr an Bedeutung und Geltung verloren. Für das naive Denken ist es die natürlichste Annahme, daß dort, wo etwas zu beharren scheine, ein träges Festbleiben bestimmter Elemente vorliegen müsse. Hiergegen aber erhob sich nun Heraklit: πάντα ῥεῖ. In radikaler Verneinung bestritt er, daß überhaupt etwas Seiendes als dieses Seiende beharre; der Schein der Dauer liege dort vor, wo Stoff-Einfuhr und -Ausfuhr, wie bei einem vom Fluß durchströmten See, stets

Digitized by Google

gleich groß seien; aber der Inhalt als solcher bleibe in keinem Augenblick mit sich identisch. „Man kann nicht zweimal in denselben Fluß steigen.“ Heraklits große Entdeckung ist jetzt für viele Beharrungsphänomene längst zur erwiesenen Tatsache geworden, namentlich für die biologischen. Wir wissen, daß ein lebendiges Individuum materiell gegenwärtig aus lauter anderen Atomen besteht, als vor einigen Jahren, daß energetisch ein ständiger Energiestrom und stetiger Wechsel der Energieformen in ihm abläuft, daß auch psychisch seine Vorstellungs-, Gefühls-, Strebungs-Inhalte unablässigen Metamorphosen unterworfen sind. Freilich bedeutet uns nun diese Einsicht nicht bloß das Negative, daß hier keine Beharrung stattfinde, sondern zugleich das Positive, daß an Stelle der früher angenommenen Inhaltsbeharrung nun die Qualitäts- und Formbeharrung tritt. Das Problem der organischen Erhaltung ist damit also nicht erledigt, sondern dem folgenden Abschnitt zugewiesen.

Auch darin muß der Heraklitismus eingeschränkt werden, daß nun nicht jede Inhaltsbeharrung geleugnet werden kann. Im Gebiet des Nicht-Organischen und Nicht-mehr-Organischen existiert sie wirklich; der Tisch besteht heute aus denselben Atomen, wie im vorigen Jahr; der Felsblock im Gebirge, die Mumie im Sarkophage enthält seit Jahrtausenden mit geringen Abweichungen die identischen Teilelemente. Aber auch dieser reinen Inhaltsbeharrung gegenüber besteht kein eigentliches Kausalproblem; denn sie ist nur passive Trägheit, nicht aktive Selbstbehauptung. Jene Gebilde konservieren sich so, wie sie waren, nur weil und so lange Ursachen fehlen, durch welche eine Veränderung gesetzt werden könnte; es liegt kein Wirken, sondern nur ein Ungestörtbleiben vor. Im Gebiet der starren Unveränderlichkeit hat die Kausalfrage keinen Sinn mehr.

2. Erhaltungsprozesse. -- Das eigentliche Problem erhebt sich also erst bei denjenigen Phänomenen, welche Beharrung irgendwie mit Veränderung kombiniert zeigen. Dies ist nur dadurch möglich, daß sich Beharrung und Veränderung an verschiedenen Seiten der betroffenen Gebilde vollzieht; in ihnen herrscht stete Veränderung, aber sie selbst beharren; d. h. ihre

Digitized by Google

Teilelemente und Teilfunktionen sind fortwährendem Wechsel und Austausch unterworfen, doch so, daß dabei ihre Gesamtqualität oder ihre synthetische Einheit gewahrt wird. Die Erhaltung bedeutet daher hier nicht mehr ein absolutes träges Gleichbleiben von Moment zu Moment, sondern ein immer wiederkehrendes Gleichwerden, eine ständige Restitution.

Phänomenologisch lassen sich diese Beharrungsprozesse wiederum nach zwei Gesichtspunkten gliedern: a) in unorganische und organische, b) in qualitative und formale Restitutionen.

a) Anorganische und organische Restitutionen. Beginnen wir mit einer bunten Reihe recht verschiedenartiger Beispiele.

I. Der See Heraklits, der, was er auf der einen Seite durch Abfluß an Wassermenge verliert, immer wieder auf der anderen Seite durch Zufluß gewinnt.

II. Der Gummiball, der, so oft er durch Druck deformiert wird, bei Aufhören des Druckes wieder in seine alte Kugelform zurückkehrt.

III. Das Pendel, das, einmal in Schwung gesetzt, stets wieder durch die senkrechte Stellung hindurchgeht, bis es in dieser zur Ruhe kommt.

IV. Die Maschine, die bei zu starker, den Betrieb gefährdender Dampfspannung vermöge eines Regulators den Dampfzustrom herabsetzen kann.

V. Das Schiff des Theseus, das, von den Athenern durch die Jahrhunderte als Heiligtum aufbewahrt, so oft ausgebessert werden mußte, bis schließlich kein einziges Atom von dem ursprünglichen Schiff mehr vorhanden war; dennoch war die Identität des Ganzen mit sich selbst in keinem Augenblick unterbrochen worden.

VI. Die Amöbe, die beim Kriechen aus einer Kugel zum Tausendfüßler wird, bei Berührung mit einer Alge diese umfließt, um sie sich einzuverleiben u. s. w., aus allen diesen Formveränderungen aber stets wieder in die ruhige Kugelgestalt zurückkehrt.

VII. Der Stoffwechsel eines Säugetieres, bei dem die verbrauchten Stoffe durch Nahrungsaufnahme, Atmung u. s. w. wieder

Digitized by Google

ersetzt, absterbende Zellen, ausfallende Haare u. s. w. durch qualitativ gleiche Nachfolger abgelöst werden.

VIII. Der Heilungsprozeß nach erfolgter Verletzung, bei dem nicht nur zerstörte Körperelemente durch neue Bestandteile ersetzt, sondern auch gehemmte Funktionen wiederhergestellt oder durch andere Organe übernommen werden.

IX. Der Vererbungsprozeß der Gattungen und Völker, in welchem bei fortwährend sich ablösenden Einzelindividuen die Qualität der überindividuellen Einheiten durch die Jahrhunderte ständig restituiert wird.

X. Die politische Organisation, durch die ein Volk sowohl gegenüber inneren Störungen (Revolution, Krisen, Verbrechen) wie gegenüber äußeren Störungen seinen Fortbestand sicherzustellen sucht. —

Die Tatsache, daß sich die Beispiele zu Erhaltungsprozessen ebenso aus der unorganischen wie aus der organischen und kulturellen Welt entnehmen lassen, ist für die Kausalfrage oft genug in antiteleologischem Sinne ausgenutzt worden. Da nämlich, so schloß man, für die unorganischen Erhaltungsphänomene die Annahme besonderer teleologischer Ursachen nicht angehe, sei sie auch für die analogen organischen Erhaltungsphänomene nicht gerechtfertigt.

Um hierzu Stellung zu nehmen, wird zunächst zu prüfen sein, ob man die organischen und anorganischen Beispiele für Erhaltungsvorgänge schon ihrem bloß phänomenalen Charakter nach überhaupt in Analogie setzen dürfe, oder ob prinzipielle Unterschiede zwischen beiden bestehen.

Ein erster Unterschied könnte darin gefunden werden, daß sich die organischen Erhaltungsprozesse bei stetig wechselndem Material abspielen, so daß die Beharrung sich lediglich auf die Qualität oder die Form bezieht. Bei dem Gummiball, dem Pendel und der Maschine werden dagegen die Restitutionen nur dadurch möglich, daß sie bloße Bewegungsprozesse identisch bleibenden Materials sind. Da indes auch bei dem See Heraklits und bei dem Schiff des Theseus die Restitution trotz fortwährenden Stoffwechsels erfolgt, so ist dieser Unterschied allein nicht entscheidend.

Digitized by Google

Ein zweiter Unterschied beruht darauf, daß bei den organischen Prozessen die Restitution niemals als absichtsvolles Werk eines außenstehenden Bewirkers nachweisbar ist, während sie bei dem Schiff des Theseus, beim Gummiball und bei der Maschine ohne solche exoterische Absichtshandlung nicht möglich wäre. (Man lasse sich nicht durch den Ausdruck beirren, daß die Maschine durch einen Regulator die Dampfspannung „selbsttätig" reguliere; allerdings, wenn der Regulator erst einmal da ist, funktioniert er in gewissem Sinn erhaltend, ohne fortwährender Anstöße durch den Menschen zu bedürfen; aber daß er da ist und daß er so regulationsfähig da ist, ist ja erst von außen her gemacht worden.) Indessen erfolgt bei dem See Heraklits und auch bei unzähligen pendelnden Naturdingen die Restitution fortwährend ohne erkennbares äußeres Absichtswirken. Dieser Unterschied ist also ebenfalls nicht allein ausreichend.

Ein dritter Unterschied endlich — und er ist der entscheidende — besteht darin, daß sich die unorganischen Restitutionen nur linear oder einseitig, die organischen aber radial oder allseitig vollziehen. Stellt man sich nämlich den Zustand vollendeter Restitution als Orientierungspunkt des Prozesses vor, so ist im Anorganischen die fortwährende Rückkehr zu ihm nur dann möglich, wenn die Abweichung von ihm in einer bestimmten Richtung erfolgt und die Wiederherstellung in der umgekehrten Richtung stattfinden kann. Der Gesamtvorgang bewegt sich nur auf einer Linie hin und her. Im Organischen dagegen ist es durchaus anders. Mag die Abweichung gleichviel nach welcher Seite gegangen sein — sobald sie nur dem Grade nach nicht zu groß war, erfolgt die Rückkehr in die ursprüngliche Gleichgewichtslage; der Restitutionsprozeß paßt sich dem jeweiligen Abweichungsprozeß an. Somit konvergieren sämtliche Erhaltungsprozesse eines organischen Ganzen trotz ihrer qualitativen Verschiedenheit zu demselben Ziel; sie bewegen sich auf allen möglichen Radien zum gemeinsamen Mittelpunkt hin. Anders ausgedrückt: bei den unorganischen Restitutionen ist der Weg eindeutig festgelegt bei den organischen lediglich das Ziel, der Weg dagegen offen gelassen.

Beispiele: Beim See erfolgt die ständige Restitution nur in

Digitized by Google

Bezug auf die eine Bedingung der Durchströmung; bei anderen Bedingungen, z. B. wenn der Wasserzufluß durch Änderung des Flußbettes aufhört, oder wenn durch Dürre das Wasser des Sees verdunstet, findet auch nicht die leiseste Spur einer Restitution statt. Der Gummiball restituiert sich lediglich beim Nachlassen von Druckeinwirkungen. Vor allem aber sind die zur mechanischen Erklärung der organischen Regulation so oft herbeigezogenen maschinellen Selbststeuerungen in schärfster Weise „linear"; Ventile, Regulatoren u. s. w. haben immer nur die Möglichkeit, eine ganz bestimmte, inhaltlich festgelegte Störung wieder rückgängig zu machen.

Damit vergleiche man nun die organischen Prozesse. Wie verschiedene Nahrungsmittel ich dem Magen bieten mag, immer wird er arbeiten auf das Ziel der Erhaltung meines Körpers in der ihm eigentümlichen, individuellen Qualität und Form hin. Jedesmal müssen andere chemische, mechanische, osmotische Prozesse stattfinden; ihre Buntscheckigkeit hat nur einen einzigen gemeinsamen Beziehungspunkt: den Erfolg der Ausscheidung des Unbrauchbaren und der Assimilation des Brauchbaren zum fortwährenden Ersatz der verloren gehenden Teile und Energien. Wenn ich ein neues Nahrungsmittel zum ersten Male genieße, so wird plötzlich vom Magen ein neuartiges Funktionieren verlangt; und er leistet es, wenn auch zunächst unvollkommen, so doch jedenfalls in der richtigen Richtung auf das Erhaltungsziel hin. Das gleiche gilt auch, wenn Gifte gereicht werden, denen gegenüber das Ziel der Restitution — sei es vorübergehend wie beim Alkohol, sei es definitiv, wie beim Strychnin — nicht erreicht wird. Es kommt dann zu den stärksten Reaktionen, die, wenn auch erfolglos, die unverkennbare Richtungstendenz auf jenes Ziel hin haben. Die Grenzen der organischen Erhaltungsfähigkeit liegen also überall nur in den Intensitäten, nicht in den Qualitäten der Störungsmomente.

Noch großartiger als am einzelnen Organ, auf das wir eben exemplifizierten, tritt jene „Konvergenz" der Erhaltungsphänomene am Organismus auf, indem hier die Leistungen der verschiedenen Organe korrelativ zu demselben Endzweck hinstrahlen. Sind die Glieder in starker Bewegung, so arbeitet die Lunge anders,

Digitized by Google

so daß der stärkere Energieverbrauch durch vermehrte Sauerstoffzuführung eine stärkere Energieproduktion als Kompensation erhält. Wenn das Gehirn arbeitet, so schafft das Herz dorthin erhöhte Blutzufuhr u. s. w.

Die gleiche Allseitigkeit der Restitution zeigt das Phänomen der Heilung. Wohl kann bei Verletzungen u. s. w. wieder der Grad des Eingriffes zur Folge haben, daß eine Restitution nicht möglich ist. Unterhalb dieser Grenze aber paßt sich die Heilung durchaus dem Eingriff an — eine ganz banale Erfahrung, deren prinzipielle Bedeutung aber wegen ihrer Alltäglichkeit nur allzuleicht übersehen wird. Hat eine Verletzung ein Stück Fingerhaut weggerissen, so erhalten die benachbarten intakten Stellen des Fingers die spezielle Aufgabe, das Fehlende wieder neu zu bilden; traf die Verletzung dagegen die Rückenhaut, so werden andere Stellen mit der Restitution betraut. Bei einer Hautschürfung, einem Knochenbruch, einer Operationswunde sind ganz verschiedene Gewebe an der Heilungsfunktion beteiligt, und sie funktionieren hierbei in einer typisch verschiedenen Weise; gemeinsam ist wiederum nur der Erfolg: möglichste Annäherung an den *Status quo ante.* —

Betrafen die bisherigen Beispiele die Erhaltungsprozesse der einzelnen Individuen, so sei nun noch ein Blick auf die Erhaltung der überindividuellen Einheiten geworfen: der Gattung und des Volkes.

Die „Vererbung" ist das Erhaltungsphänomen der Gattung; von den Individuen der einen Generation wird auf die Individuen der anderen ständig die Qualität der Gattung übertragen. Qualitätsübertragungen kennen wir ja auch im Anorganischen; so, wenn in einer fortschreitenden Wellenbewegung jedes Teilchen dem nächsten seine Bewegungsform mitteilt. Aber wieder stoßen wir auf den entsprechenden Unterschied wie oben. Die anorganische Übertragung bezieht sich lediglich auf eine isolierte einfache Einzelqualität (in unserem Beispiel auf die Bewegung bestimmter Form, Richtung und Periode), während die Qualitätsübertragung durch Vererbung eine allseitige ist; aus dem scheinbar indifferenten Keim restituiert sich das volle Individuum mit allen wesentlichen Eigenschaften der Vorfahren. Ja, nicht nur scheinbar, sondern

Digitized by Google

wirklich indifferent ist der Keim; denn nach neueren Experimentalbefunden können unter Umständen, wenn man gewisse Embryonalformen auf frühen Entwicklungsstufen halbiert, aus den halben Eiern ganze Individuen werden. Hier ist also jede Linearität und Eindeutigkeit im Restitutionsprozeß beseitigt; innerhalb gewisser Grenzen vermag aus allem alles zu werden, sofern nur dabei eine Annäherung an das Ziel: Wiederherstellung der Gattungsqualität, herbeigeführt wird.

Die Erhaltung eines Volkes endlich offenbart sich in einer großen Fülle von Erscheinungen, die teils der Naturseite, teils der Kulturseite angehören. Im ständigen Wechsel der Generationen bleibt doch der anthropologische Typ eines Volkes in den Hauptzügen bestehen; über die Köpfe der Individuen hinweg beharrt jene Fülle geistiger Inhalte, welche doch scheinbar von den Individuen geschaffen worden sind: Kunst, Literatur, Sprache, Recht, Sitte, Religion; in der politischen Organisation endlich besteht ein Mittel, durch welches wieder die ständige Korrelation aller Einzelfunktionen zu dem Zweck der Erhaltung des Ganzen gewährleistet ist, und durch welches jeder störende Eingriff beliebiger Qualität durch die jeweilig entsprechende Reaktion beantwortet wird. Also wiederum allseitige Restitution.

b) Eigenschafts- und Form-Restitutionen. Bezog sich die Scheidung zwischen unorganischen und organischen Erhaltungsprozessen auf die Art der Restitution, so bezieht sich die nun zu besprechende Scheidung auf deren Gegenstand. Die ständige Wiederherstellung kann sich nämlich entweder auf eine Beschaffenheit oder auf eine Form erstrecken. Rein phänomenologisch durchkreuzt sich diese Differenzierung mit der oben behandelten in mannigfacher Weise; erst die ätiologische Betrachtung wird Ordnung in das Verhältnis der Merkmale zueinander bringen.

Vergleicht man innerhalb der organischen Beharrungsphänomene die Erhaltung des lebenden Individuums mit der Erhaltung der Gattung, so zeigt sich: dort wahrt ein geformtes Ganzes seine einheitliche Gestaltung durch das korrelative Ineinandergreifen der Formelemente („Formerhaltung"); hier wahrt eine un-

Digitized by Google

geformte Gesamtheit die über ihre Teile ausgegossene Beschaffenheit durch Vererbung („Eigenschaftserhaltung"). Die entsprechenden zwei Restitutionstypen lassen sich an nicht-organischen Vorgängen konstatieren: Formerhaltung liegt vor bei den Beharrungsphänomenen, die ein Weltkörper oder ein Molekül zeigt, Eigenschaftserhaltung bei der sogenannten Energiekonstanz. (Im letzten Fall bleibt nämlich eine bestimmte Sondereigenschaft: der Fähigkeitsgrad, Arbeit zu leisten, bei dem Wechsel aller sonstigen qualitativen Merkmale, konstant.)

Die genannten beiden Restitutionstypen unterscheiden sich des ferneren noch dadurch, daß die zweite für sich allein auftreten kann, die erste dagegen nicht. So ist z. B. die Selbsterhaltung der Gattung nur eine qualitative; denn die Gattung als ganze zeigt keine einheitliche Synthese zu einer Gestaltung, die sich in der Korrelation aller Gattungsexemplare wahrte; sondern sie zeigt lediglich die Einheit der Beschaffenheit, die sich allen Exemplaren mitteilt und die sich eben im Vererbungsakt ständig restituiert. Die formale Selbsterhaltung dagegen ist nie isoliert für sich vorhanden, sondern stets mit der qualitativen verbunden. Das lebende Individuum zeigt nicht nur ständige Wahrung und Selbststeuerung der Gestaltung, sondern es zeigt ebenfalls die Tatsache der Eigenschaftsvererbung, indem an jeder einzelnen Stelle des Ganzen die füreinander eintretenden Zellen immer die gleiche Beschaffenheit aufweisen. (Das Wachstum der Nägel und der Haare ist hierfür ein ganz grobkörniges Beispiel, ebenso alle Heilungsprozesse; aber auch im übrigen ist ja der ständige Turnus absterbender und neu entstehender Zellen von dauernder Qualitätsübertragung begleitet.)

II. Ätiologie der Erhaltung.

Wir haben nunmehr für die bisher phänomenologisch betrachteten Erhaltungsprozesse: die unorganischen wie die organischen, die Eigenschafts- wie die Formerhaltungen, das Kausalproblem zu erörtern.

Da ist aber zunächst ein Sophisma aus dem Wege zu räumen, das die Berechtigung jener Kausalfrage überhaupt negiert; man

Digitized by Google

begegnet ihm nicht allzu selten in Gedankengängen mechanistischer Biologen. Es lautet: Selbsterhaltung sei überhaupt kein Problem, sondern eine Selbstverständlichkeit, die daher auch keiner besonderen kausalen Reduktion bedürfe. Denn wäre das Existierende nicht selbsterhaltungsfähig, dann könnte es eben nicht weiter existieren und müßte zu Grunde gehen. Folglich sei „Selbsterhaltungsfähigsein" nur eine Tautologie für „Vorhandensein".

In diesem Gedankengang steckt offenbar eine partielle Wahrheit; doch ist deren Bedeutung für das Kausal- und Teleologieproblem lediglich negativer Natur. Der Satz erklärt, warum Nicht-Selbsterhaltungsfähiges nicht existiere (korrekter: keine Dauerexistenz haben könne). Dagegen bleibt die positive Frage: Warum Selbsterhaltungsfähiges existiere, und zwar in diesen und diesen konkreten Gebilden und Betätigungsweisen, gänzlich unbeantwortet. Dem obigen Satz würde offenbar auch genügt sein, wenn es nur Atome als unzerstörbare Einfache gäbe; diese würden dann eben existieren müssen, weil sie nicht vernichtet werden können. Die Tatsache also, daß es Selbsterhaltungsganze und Selbsterhaltungsfunktionen in bestimmten, oft sehr komplexen Formen gibt, ist und bleibt ein kausal-teleologisches Problem, unabhängig von jenem Satze.

Man muß demnach bei jeder empirischen Selbsterhaltung entweder nachweisen, warum die allgemeinen ateleologischen Kausalzusammenhänge hier gerade so funktionieren, daß das Ganze als Ganzes bestehen bleibt, oder, wenn dies nicht möglich ist, dem Ganzen eine spezifische Selbsterhaltungskausalität zuschreiben.

So wie die Phänomenologie, wird auch die Ätiologie mit dem Unterschied zwischen organischen und unorganischen Selbsterhaltungen zu beginnen haben; es ist das Gebiet auf dem der alte und in unserer Zeit wieder neu entbrannte Streit für und wider den „Vitalismus" tobt. Wir stellen uns zunächst scheinbar auf einen dem Vitalismus ähnlichen Standpunkt, indem wir die organischen Erhaltungsphänomene als von den anorganischen *toto genere* verschiedene darstellen werden; weiterhin wird sich dann freilich zeigen, daß diese Stellungnahme nur eine Zwischenstufe für uns bedeuten kann. Der zweite Teil der Betrachtung löst nämlich den Dualismus wieder auf, aber nicht dadurch, daß die organischen

Digitized by Google

Vorgänge mechanisiert werden, sondern umgekehrt dadurch, daß auch die „mechanischen" Vorgänge letzten Endes als Produkte von Selbsterhaltungsfunktionen erkannt werden. Die Selbsterhaltung sprengt die Fesseln der biologischen Fassung und wird zu einem kausalen Weltprinzip.

1. Ätiologie der organischen Selbsterhaltungsprozesse. — Über die kausale Erklärung der anorganischen Restitutionsphänomene, zu denen die obigen Beispiele I—V gehören, besteht nirgends ein Zweifel. Der vom Fluß durchströmte See, das Pendel, der Gummiball, die Maschine sind nicht Substrate einer spezifischen einheitlichen Kausalität, deren teleologische Wirksamkeit sich auf die individuelle Begrenzung jenes Gebildes bezieht und beschränkt, sondern sie sind Aggregate, deren Funktion durch allgemeinere, ihren Zwecken fremd gegenüberstehende Kausalitäten bestimmt ist. Die Restitutionen sind also nicht immanent erstrebte, sondern „Epiphänomene".

Wie aber sind unter durchaus ateleologischen Bedingungen solche Restitutionen auch nur als ständige Epiphänomene möglich? Hier haben wir uns zu erinnern, daß wir oben als Merkmal der anorganischen Erhaltungsprozesse die Einseitigkeit der Restitution festgestellt haben. Wenn an einem beliebigen Aggregat von Elementen, das der momentane Spielplatz mechanischer Ursächlichkeiten ist, eine Veränderung eingeleitet wird, so ist im allgemeinen die Wahrscheinlichkeit eine unendlich geringe, daß bei den fortwährenden Konstellationsänderungen, die das Weltgetriebe mit sich bringt, irgendwann und irgendwo wieder einmal gerade dieses Aggregat X oder ein ihm formgleiches zu stande komme. So ist z. B. die Leiche eines Tieres der Schauplatz solcher mechanischen Ursachen; und wo wäre wohl schon je der Zufall so sonderbar wirksam gewesen, daß hier eine Restitution erfolgt wäre? Nun gibt es freilich eine besondere Bedingung, unter der auch bei einem bloßen Aggregat Restitutionsprozesse einen höheren Grad von Wahrscheinlichkeit erhalten. Es befinde sich ein Aggregat im Zustand der Trägheit (bei dem, wie oben ausgeführt, die Beharrung nichts anderes ist, als das Fehlen von Veränderungsursachen), werde nun aber durch irgend eine isolierte

Digitized by Google

Ursache nach einer einzelnen Richtung hin gestört — so wird es nach dem Aussetzen der Störung im allgemeinen wieder in den alten Zustand zurückfallen. Dies gilt von dem am Ast hängenden Blatt, das durch den Wind aus seiner Lage herausgependelt, beim Aufhören des Windes wieder die eigene Lage restituiert. Es gilt vom Gummiball, der beim Aufhören der Druckstörung wieder wie vorher dem Gesetz der gleichmäßigen Oberflächenspannung allein gehorcht. Es gilt von dem See, bei dem Strömung nur eintritt, wenn der träge Zustand der Niveaugleichheit irgendwo gestört wird; geschieht diese Störung an der einen Seite durch Abfluß, so findet der Ausgleich eben dort statt, wo zufällig Wasserzufluß zur Verfügung steht, und nur so lange, als dieser zur Verfügung steht. Es gilt schließlich auch von der Selbststeuerung der Maschine; hier bringt zunächst eine isolierte Ursache (erhöhter Dampfdruck) eine Veränderung derjenigen mechanischen Vorgänge hervor, die sich an dem Regulator oder dem Ventil abspielen; diese Änderung der Regulator- oder Ventilzustände aber bewirkt ihrerseits, daß der störende Faktor wieder ausgeschaltet wird — wobei selbst diese lineare Restitution erst durch das Dazwischenkommen menschlicher Erfindung (also eines außermaschinellen teleologischen Moments) möglich wurde. Sonach sind alle nicht-organischen Erhaltungsprozesse erklärbar als Trägheitszustände, die nur durch isolierte Störungen vorübergehend unterbrochen werden.

Vergleichen wir nun hiermit die in der Phänomenologie gefundenen Merkmale der organischen Erhaltungsprozesse, so ist deren kausale Würdigung ohne weiteres gegeben: da ihr Wesen — im Gegensatz zu den unorganischen — die Allseitigkeit ist, und da Erhaltung als mechanisches Epiphänomen nur möglich ist bei einseitigen Restitutionen, so ist die organische Erhaltung nicht mechanisch erklärbar. Hätten wir die einfache Formel „Leben = allseitige Selbsterhaltung“ schon früher besessen, so wären uns unzählige fruchtlose Diskussionen in der organischen Kausalfrage erspart geblieben.

Die Restitutionen an unorganischen Aggregaten sind nur ständige Rückfälle in den trägen Beharrungszustand nach isolierter Störung. Im Organischen dagegen gibt es überhaupt in keinem

Digitized by Google

Moment die bloße Passivität der Trägheit; fortwährend findet ein Fluß der Stoffe und der Geschehnisse statt; und wenn in diesem steten Wechsel dennoch Qualität und Form bleibt, so ist dies nur dadurch erklärlich, daß sie aktiv behauptet wird; denn sonst wäre, wie wir oben sahen, die Unwahrscheinlichkeit, daß in den ewigen Änderungen der Weltkonstellationen jemals eine Wiederkehr der ähnlichen oder gleichen Form und Gesamtqualität erreicht würde, unendlich groß. Diese unendliche Unwahrscheinlichkeit potenziert sich aber noch durch die weitere Tatsache, daß die organische Erhaltung nicht nur Erhaltung im steten Wechsel, sondern allseitige Erhaltung ist. Denn der Mechanist hätte hier die Aufgabe, zu erklären, warum an einem in ständigem Energie- und Stoffwechsel befindlichen Gebilde unzählige aufeinanderfolgende Vorgänge von gänzlich verschiedener und beliebiger mechanischer Konstitution dennoch sämtlich zyklisch (zum Ausgangspunkt wieder zurückkehrend) verlaufen, — eine Aufgabe, die man nur in dieser Weise zu formulieren braucht, um ihre apriorische Unlösbarkeit zu erkennen.

Jetzt läßt sich auch klarstellen, woher der Wahn stammte, daß man das Problem des Lebens einmal werde mechanisch erklären können: man suchte das Problem im Analytischen, während es im Synthetischen liegt.

Beleuchten wir diesen Tatbestand zunächst am Einzelorganismus. Die Frage: Was ist Leben? — wurde leicht so gedeutet, als ob es sich lediglich darum handle, ein besonderes, aus dem ganzen lebendigen Individuum herauslösbares Lebensprinzip anzunehmen bezw. zu verwerfen. Darum wurde, wie schon mehrfach erwähnt, in vitalistischen Gedankengängen erst ein besonderer Lebensstoff neben den anderen Stoffen, dann eine besondere Lebenskraft neben den anderen Kräften postuliert; bald sah man eine Einzelfunktion (wie die Irritabilität), bald eine chemische Strukturbeschaffenheit (das Plasma) als den kernhaften Kausalfaktor des Lebens an. In genau der gleichen Fragestellung war aber auch die Mechanistik befangen, wenn sie mit der Bestreitung jener besonderen Lebenselemente die organische Kausalfrage negativ erledigt glaubte. Wir haben hier also wieder zwei typische Ausstrahlungen der beiden Weltanschauungsformen vor uns, die

Digitized by Google

wir zu überwinden streben: Vitalismus ist naiver Personalismus, Antivitalismus ist Impersonalismus, auf das Lebensproblem bezogen. Beide bleiben im Analytischen stecken; das Prinzip des Lebens aber ist das synthetische der allseitigen Konvergenz der Restitutionen.

Die Mechanistik hat also völlig recht mit ihrer Behauptung, daß die Analyse an keiner Stelle aus dem Organismus ein spezifisch-biologisches Wirkungselement herauszulösen vermag; aber sie täuscht sich in dem Glauben, damit der Entscheidung auch nur um einen Schritt näher gekommen zu sein. Man betrachte ihre bekannten Argumente. „Es ist nachgewiesen, daß es keinen besonderen Lebensstoff gibt, daß vielmehr alle Stoffe, die im Organischen vorkommen, auch im Anorganischen vorkommen." Das ist sicherlich richtig; aber man darf eben nicht das Wesen des Lebens in einer besonderen Stoffbeschaffenheit suchen, da es lediglich in einer funktionellen und formalen Synthesis besteht. — „Man hat sogar Stoffe, die man sonst nur als Ausscheidungsprodukte der Organismen kannte, im Laboratorium anorganisch hergestellt." Wie konnte nur diese an sich sehr interessante Entdeckung so maßlos überschätzt und als Enthüllung des Lebensmysteriums angesehen werden! Und wenn einmal selbst Plasmamoleküle aus der Retorte hervorgehen sollten, für unsere Frage wäre nichts gewonnen — solange sie tote Moleküle bleiben, d. h. nicht zu radialer Selbsterhaltung fähig sind. — „Die Physiologie hat gezeigt, daß der Blutkreislauf als Hydrodynamik, der Nervenprozeß, ebenso der Stoffwechselprozeß als Chemismus, die Gliedbewegung als Mechanik dargestellt werden kann; sie hat neuerdings, als Zellularphysiologie, für sämtliche Lebensäußerungen, ja auch für Wachstum, Teilung, Tropismen, die physiko-chemischen Formeln gesucht und zum Teil auch gefunden." Bei der Jugend der Zellularphysiologie ist zu erwarten, daß sie hier noch viel mehr finden wird; und wir könnten uns sogar getrost das Ideal vorstellen, daß man einmal für sämtliche im Organismus ablaufenden Einzelprozesse die physiko-chemischen Formeln so kennen mag, wie man heut die Formeln für eine komplizierte Maschine kennt. Aber selbst mit diesem Ideal der Analyse wäre nichts erreicht. Denn die synthetische Frage: warum nun in jedem Einzelfalle die

Digitized by Google

Organe unter ihren möglichen physiko-chemischen Vorgängen jeweilig gerade diejenigen realisieren, deren Ergebnis die Selbsterhaltung des Ganzen ist — liegt prinzipiell außerhalb des Rahmens jener Erklärungen; und auf sie kommt es allein an. Nicht Verdauung, nicht Irritabilität, nicht Motilität, nicht Blutkreislauf oder irgend eine andere Einzelfunktion muß derjenige erklären, der das Leben erklären will, sondern die Konvergenz aller dieser Leistungen, in allen ihren Betätigungen, unter den verschiedensten Umständen, zu dem immer identischen Ziel der Selbsterhaltung.

Man hat ein ferneres mechanistisches Argument darin gesehen, daß es gelang, gewisse Einzelleistungen lebendiger Wesen mechanisch nachzumachen (z. B. die Pseudopodienbildung der Amöbe durch Rizinusöltröpfchen, die man in eine schwach alkalische Flüssigkeit brachte). Aber auch hier wäre es für unsere Frage gleichgültig, wenn selbst der Verdauungsakt des Magens oder der Reizungsprozeß in der Nervenfaser in Zukunft maschinell nachgeahmt werden könnte; denn diese Automaten würden ebenfalls nur eine ganz einseitige lineare Selbststeuerung vollziehen können, wie alle Maschinen.

Ist nun aber die Tatsache des Lebens, wie nach allem Vorangehenden feststeht, nicht mechanisierbar, so zwingt uns der Kausaltrieb, dafür eine andere, zureichende Erklärung zu suchen; d. h. wir müssen eine eigene Kausalität annehmen, deren Wesen in der Herbeiführung eben jenes Erhaltungserfolges liegt. Das Phänomen der allseitigen, qualitativ unbegrenzten und nur intensiv begrenzten, Restitution verlangt als Ursache ein Selbsterhaltungs-Wirken desjenigen Ganzen, an dem jenes Phänomen erscheint. —

Die entsprechende Betrachtung haben wir nun auch für die Erhaltungsphänomene an überindividuellen Ganzen vorzunehmen. An den Gattungen der lebenden Wesen stellt sich die Erhaltung als Vererbung dar. Auch sie ist eine allseitige Restitution.

Bekanntlich haben beim Vererbungsproblem die mechanistischen Erklärungsversuche ebenfalls eingesetzt. Man kann hier substan-

Digitized by Google

tielle und funktionelle Theorien scheiden; jene erklären die Vererbung durch Übertragung gewisser identischer Stoffteile, diese durch Übertragung gewisser Bewegungsformen.

Zu der ersten Gruppe gehört zunächst Darwins Pangenesishypothese, nach welcher aus allen Organen repräsentierende Elemente zu den Sexualorganen hinwandern und hier den Samen aufbauen, so daß in jedem Keim jedes Formelement des Gesamtorganismus schon vorbereitet ist. Diese seltsame Hypothese würde, selbst wenn sie richtig wäre, keine Mechanisierung, sondern nur eine Zurückschiebung des Problems bedeuten; denn der postulierte spezielle Vererbungsprozeß, auf Grund dessen ein aus dem Auge des Elternindividuums entstammendes Element die Anlage in sich enthält, im Nachkommen ein ganzes Auge zu werden, ist mechanisch ebenso unverständlich, wie der Vererbungsprozeß des Gesamtindividuums. — Weißmanns Keimplasmatheorie und alle neueren Versuche, irgend ein bestimmtes Formelement des Keims, z. B. die Chromosomen, zum eigentlichen Träger des Vererbungsprozesses zu machen, bedeuten auch nur, daß man das Geheimnis des Ganzen zu einem Geheimnis des Teiles macht; denn wie das von Individuum zu Individuum identische Keimplasma, trotzdem es sich millionenfach spaltet (es ist ja in jedem Samenfaden vorhanden), dennoch in jedem Element die Fähigkeit in sich enthalten könne, ein ganzes Individuum mit sämtlichen differenzierten Teilen zu werden, das bleibt unerklärt; und doch ist dies erst gerade das Vererbungsrätsel.[1])

Für die funktionellen Theorien ist Häckels Perigenesishypothese typisch. Periodische Bewegungsvorgänge sehr komplizierter Natur gibt es im Anorganischen fortwährend: man denke an Klänge mit vielen Obertönen, an die Wellenbewegungen des Meeres u. s. w. Da nun letzten Endes auch alle Funktionen und

[1]) Die Keimplasmatheorie ist wieder ein schöner Beleg für die Rolle, die der naive (analytische) Personalismus unbewußt auch in der Wissenschaft spielt. Das Bedürfnis nach Anschauung sucht für eine teleologische Erscheinung einen Extra-Repräsentanten neben dem Ganzen, an dem sich die Erscheinung abspielt. Wie die Zielstrebigkeit des geistigen Daseins in die Sondersubstanz der Seele verlegt wurde, so wird die Beharrung, welche die Gattung in der Vererbung zeigt, zu einem beharrenden Sonderwesen, eben dem Keimplasma, hypostasiert.

Digitized by Google

Formbildungen des Organismus als Bewegungs- und Lageerscheinungen der Atome aufzufassen seien, so sei die Tatsache, daß sich im Kinde der Bildungs- und Lebensprozeß der Eltern wiederhole, im Grunde auch nur eine große Bewegungsperiodik, die sich von jenen unorganischen lediglich durch die größere Länge und Komplikation der einzelnen Periode, nicht aber prinzipiell unterscheide. Indessen diese schöne Analogie versagt gerade im entscheidenden Punkt. Die anorganische Bewegungsperiodik ist eine eindeutige und streng successive; die zweite Periode muß an einem ganz bestimmten Zeitpunkt und Ort einsetzen, nämlich an dem Abschluß-Termin und -Ort der ersten Periode — oder sie setzt gar nicht ein. Die organische Vererbungsperiodik aber ist eine vieldeutige und vielfältige; jeder von den unzähligen Keimen, die der Organismus entwickelt, trägt die Fähigkeit in sich, eine neue Individualperiode zu bilden; und jeder Zeitpunkt, in welchem ein solcher Keim unter bestimmte Bedingungen gelangt, kann der Anfangstermin einer neuen Periode werden. Dieser Anfang (d. h. die Geburt des Kindesindividuums) ist nicht an den Abschluß der ersten Periode (den Tod des Mutterorganismus) gebunden; vielmehr können neue Kindesperioden an mehreren Stellen inmitten der mütterlichen Lebensperiode anheben. — Nehmen wir hierzu nun noch die neuerdings entdeckte (oben bereits erwähnte) Tatsache, daß bei experimenteller Teilung eines Eies unter Umständen auch die Hälfte noch die Fähigkeit hat, ein vollständiges Individuum zu werden, so ist dies ein Vorgang, welcher von jeder mechanischen Bewegungsperiodik *toto genere* verschieden ist. In einer solchen hat jedes einzelne Element seinen bestimmten eindeutigen Anteil an dem Prozeß; findet nun ein Eingriff statt, durch welchen ein beträchtlicher Bruchteil der an der Bewegung beteiligten Elemente ausgeschaltet wird, so muß die Periodik unheilbar gestört werden; die Bewegung wird aperiodisch oder gewinnt eine neue Periodizität. Wenn also nach einer solchen Störung die übrigen Teile ihre Funktionen so ändern, daß als Ergebnis doch wieder eine Periode der alten Art resultiert, so ist das entweder ein ganz ungewöhnlicher Zufallserfolg, oder es ist prinzipiell hypermechanisch.

Man kann sich ganz wohl denken, daß wir in Zukunft einmal

Digitized by Google

dazu kommen werden, durch irgend welche, auf verfeinerte Analyse gestützten, funktionellen oder substantiellen Theorien die Tatsächlichkeiten des Vererbungsprozesses genauer zu beschreiben; aber eine kausale Erklärung ist auf jenem analytischen Wege nicht erreichbar; denn die Theorien müssen schon alle, stillschweigend oder ausgesprochenermaßen, die Existenz einer Wiederholungstendenz in der Gattung voraussetzen. Sie können darstellen, auf welchem Wege und mit Benutzung welcher Hilfsmittel sich die Tendenz verwirklicht, aber nicht sie selbst aus etwas Elementarerem ableiten. Jene zielstrebige Tendenz muß somit als *vera causa* anerkannt werden; wie dem Einzelindividuum wohnt auch der Gattung eine einheitliche Fähigkeit zur Selbsterhaltung inne.

Unser anderes Beispiel für überindividuelle Restitutionen bildete das Volk. Auch hier hat eine analysierende Betrachtung oft versucht, jene kulturellen Erhaltungsphänomene nicht dem Volk als Ganzem kausal zuzuschreiben, sondern als Summationserzeugnisse einfacherer Ursächlichkeiten abzuleiten. Freilich, eine wirkliche „Mechanistik", d. h. eine direkte Zurückführung der Kulturphänomene auf Atommechanik oder energetische Formeln, ist hier noch kaum gewagt worden; man blieb meist bei einer Zwischenstufe stehen, den Individualpersönlichkeiten. Die einzelnen Menschen sollten die einzigen wirklichen Ursachfaktoren des Kulturgeschehens sein; die Erscheinungen von Staat und Gesellschaft, von Kunst und Literatur, von Sprache und Sitte u. s. w., sollten sich schließlich als Komplikationen jener individuellen Kausalwirkungen verstehen lassen.

Wäre nun in der Tat ein Volk nichts anderes, als die Summe der jeweiligen Volksgenossen, dann müßten die Erhaltungsphänomene am Volk auch nur scheinbar dem Ganzen, in Wirklichkeit aber den einzelnen Individuen gelten. Man kann sich nun vielleicht vorstellen, daß sich z. B. die Sprache oder das Recht einfach dadurch „erhalte", daß es von Individuum zu Individuum überliefert werde. Aber wieder ist, wie oben beim Organismus, nicht die Erhaltung der Einzelfunktion, sondern die Konvergenz aller Einzelfunktionen zu der bleibenden Gesamtheit des Ganzen das Problem. Und diese ist durch jene Übertragung nicht mehr erklärbar.

Digitized by Google

Wenn in der Kulturentwicklung eines Volkes auf Zeiten der Stagnation und des Niederganges wieder Zeiten kräftigen Aufschwunges folgen, oder wenn nach einseitiger Hypertrophie eines Kulturzweiges (z. B. der Industrie oder der Spezialwissenschaften) das Bedürfnis nach einer Ergänzung der Kultur durch andere Zweige (z. B. Kunst, Philosophie) erwacht — soll das nur darauf beruhen, daß sämtliche x Volksgenossen auf einmal neue Schwungkräfte nach jenen Richtungen in sich empfinden, oder nicht vielmehr darauf, daß das Volk als Ganzes sein überindividuelles Selbst und seinen überindividuellen Eigenwert gegen Gefährdungen zu behaupten sucht? Ist der Schutz, den das Recht im Innern und der Krieg nach außen gewähren soll, nur der Schutz aller der x Individuen, die in jenem Moment das Volk ausmachen, oder nicht vielmehr ein Selbstschutz der Volkspersönlichkeit? Wäre die unbedingte Aufopferung der Krieger für das Vaterland verständlich, wenn es nur die Aufopferung von y Soldaten für die z übrigen Volksgenossen wäre? Oder sind hier die Einzelindividuen nicht vielmehr nur das Werkzeug, dessen sich die bedrohte Volksganzheit bedient, um sich zu erhalten? Wir werden diesem Gedanken später[1]) noch ausführlicher nachzugehen haben; hier muß die Analogie zu den organischen Erhaltungen genügen. Wo eine Erhaltung sich als allseitige (radiale) erweist, ist sie eben nicht mehr aus dem Mechanismus der Teile abzuleiten: die des Organismus nicht aus der Mechanik der Atome, die der Volkseinheit nicht mehr aus der Mechanik der Individuen. Das Volk zeigt nicht nur Erhaltung als Phänomen, sondern übt Selbsterhaltung als Tat.

2. Die Selbsterhaltung als allgemeines Kausalprinzip. — Indem sich die bisherige Betrachtung auf die Erhaltung der organischen Einzelindividuen und der überindividuellen Gesamtheiten beschränkte, ist sie bis zu einem Stadium gediehen, das der sogenannten „vitalistischen" Anschauung ähnlich[2]) ist: Postulierung

[1]) Im zweiten Band.

[2]) Freilich ist die Ähnlichkeit auch hier schon keine vollständige; denn der Vitalismus faßt die teleologische Ursache im Organismus analytisch (s. oben S. 277), wir synthetisch auf.

Digitized by Google

einer zielstrebigen Ursächlichkeit, die in gewissen Gebieten gilt, neben einer mechanischen Ursächlichkeit, die im übrigen gilt.

Allein wir brauchen bei diesem Dualismus nicht stehen zu bleiben. Denn auch die „mechanische" Ursächlichkeit enthüllt sich letzten Endes als eine Selbsterhaltungsfunktion; man muß sie nur an der richtigen Stelle suchen. In den durch zufällige Aggregation geformten Gebilden sitzt sie natürlich nicht; See, Gummiball, Pendel u. s. w. haben eben nicht, wie Tier, Pflanze, Art, eine auf ihre Daseinssphäre bezogene immanente Erhaltungstendenz. Wo aber sitzt sie sonst?

Hier müssen wir uns der zweiten phänomenologischen Scheidung der Beharrungsprozesse, die oben (S. 272) aufgestellt wurde, erinnern. Es gibt Eigenschaftsbeharrung und Formbeharrung; jene kann für sich allein vorkommen (Beispiel: Vererbung; denn die Gattung, die sich in ihr erhält ist als Ganze umgeformt); diese tritt nie ohne die erste auf (Beispiel: der Einzelorganismus). Auch die Eigenschaftsbeharrung fordert, wenn sie „allseitig" ist, eine Selbsterhaltungstendenz als ihre Kausalität; das sich erhaltende Ganze wirkt, indem es alles zu ihm Gehörige ständig an seiner Qualität partizipieren läßt. Diese Tatsache kann man aber auch anders ausdrücken; und damit zeigt sich, daß die Eigenschaftsbeharrung eine viel universellere Funktion ist, als es unsere bisherigen Beispiele glauben ließen. Bei dem steten Wechsel der Elemente und Vorgänge kann nämlich ein Ganzes seine Qualität allseitig und ständig nur dadurch erhalten, daß es allen seinen Bestandteilen eine bestimmte Regel des Funktionierens auferlegt: „Funktioniere so, daß das Ziel deines Funktionierens stets Wiederherstellung der Qualität, an der du partizipierst, ist, d. h. so, daß immer wieder in entsprechender Weise weiterfunktioniert werden kann"[1]); oder kürzer: Funktioniere verallgemeinerungsfähig! Somit muß sich die qualitative Erhaltung des Ganzen an den Teilen darstellen in der Form eines dauernden Gesetzes.

[1]) Über die auffallende, und durchaus nicht zufällige Ähnlichkeit obiger Formel mit Kant's „kategorischem Imperativ" vergleiche man zunächst Kap. XVI, Abschn. III; Endgültiges aber über diesen Zusammenhang wird erst in der Wertlehre des zweiten Bandes gebracht werden können.

Digitized by Google

Die Beziehung zwischen Gesetzmäßigkeit und Erhaltungsprinzip ist ja schon oft bemerkt worden; einige der wichtigsten Weltgesetze, wie das der Energieerhaltung, zeigen sogar unmittelbar den Ausdruck; andere, wie das Vererbungsgesetz, sind ohne weiteres als Erhaltungsgesetze zu deuten. Für uns aber wird jene Beziehung nun eine völlig allgemeingültige. Wir sagen nicht nur: Wo qualitative Selbsterhaltung ist, da wird sie zum Gesetz für die Elemente — sondern wir kehren auch den Satz um: Wo Gesetz ist, da weist es, direkt oder indirekt, hin auf qualitative Selbsterhaltung eines Ganzen. Alle Gesetze sind Erhaltunngsgesetze oder auf solche zurückführbar; sie drücken aus, daß die Daseinssphäre, innerhalb welcher das Gesetz gilt, in ihm ihre Qualität durch die wiederholungsfähige Funktion der Teile dauernd zu erhalten strebt. Im Vererbungsgesetz stellt sich die Selbsterhaltung der Gattung, im Energiegesetz die der Allperson dar.

Allerdings ist diese Reduktion der Naturgesetze auf Eigenschaftserhaltungen personaler Wirkungseinheiten in der Durchführung sehr schwierig, weil die Beziehung zwischen irgend einem speziellen Gesetz und der Selbsterhaltungs-Teleologie, die sich in ihm bekundet, gewöhnlich eine mehr oder minder vermittelte ist; das Prinzip dieser Ableitung bedarf daher einer kritischen Herausarbeitung, die in der Teleomechanik (Kap. XVI) vorzunehmen sein wird. Gelingt aber diese Durchführung, so ist das bisher der teleologischen Kausalität gegenüberstehende Prinzip des Naturgesetzes selber zu einer bestimmten Art zielstrebig-immanenter Wirksamkeit geworden und der kausale Dualismus überwunden.

Schließlich haben wir noch zu zeigen, wie sich die eben entwickelte Ätiologie der Selbsterhaltung in diejenigen allgemeinsten Prinzipien der Welterklärung einordnet, die wir in der Ontologie gegeben haben. Alles personale Dasein, so hieß es dort, verwirklicht sich in zwei Phasen. Für die Phase der „Person an sich" erschöpft sich das Wesen der Person in bloßer Selbsterhaltung; in der Phase der „Person an und für sich" tritt zur Selbsterhaltung die Selbstentfaltung hinzu. Die Beharrungsfunktion ist also jedesmal vorhanden; doch stellt sich nunmehr heraus, daß sich ihre

Digitized by Google

Erscheinungsweise ebenfalls nach den beiden Phasen differenziert: denn die „Eigenschaftserhaltung" ist die Erhaltung der ersten, die „Formerhaltung" die der zweiten Phase. Die bloße „Person an sich" ist keine Formeinheit, sondern nur eine Beschaffenheitseinheit, welche durch eine dauernde den Teilen auferlegte Funktionsregel diese Beschaffenheit ständig restituiert; die „Person an und für sich" ist eine Formeinheit, ist die durch allseitig korrelative Beherrschung der Teile ständig sich wiedererzeugende Gestalt. Die Gesetzmäßigkeiten des Naturgeschehens sind also Selbsterhaltungen in erster, die Selbststeuerungen der organischen Individuen solche in zweiter Phase.

Zugleich bestätigt sich, daß die Merkmale der zweiten Phase nicht etwa an die Stelle der Merkmale des ersten treten, sondern sich ihnen superponieren: auch bei der „Person an und für sich" besteht, neben der Formerhaltung, die Eigenschaftserhaltung fort. (S. S. 273.) —

Aber das Hauptmerkmal der zweiten personalen Phase ist überhaupt nicht mehr im Umkreise der konservativen Betätigungen zu suchen; es ist ein neues, produktives Prinzip, dem wir uns nunmehr zuwenden.

Digitized by Google

XIII. Kapitel.

Selbstentfaltung.

Die kritische Ableitung des zweiten teleologischen Kausalprinzips, der Selbstentfaltung, führt uns mitten hinein in den gewaltigen Gedankenstrom, der sich im 19. Jahrhundert gleichermaßen durch die Wissensgebiete der Natur und des Geistes ergoß, alte Schranken überflutend, starre Massen in Bewegung setzend und brachliegende Felder befruchtend. Er verwandelte die Welt aus einer seienden in eine stetig werdende; er machte die Kulturwissenschaften geschichtlich und die Naturwissenschaften evolutionistisch. Diese große Idee der Entwicklung kann nie mehr aus dem Weltbild fortgelöscht werden; jede Weltanschauung muß ihr gerecht werden, sie fassen, sie deuten. Freilich wird hierzu erst der Knoten entwirrt werden müssen, zu dem sich mit der Zeit die mannigfaltigen evolutonistischen Tatsachen- und Gedanken-Elemente verschlungen haben; es wird sich hier vor allem herausstellen, daß zu der oft mit naiver Selbstverständlichkeit vorgenommenen Identifikation von Entwicklungstheorie mit antiteleologischer Weltanschauung keine Spur von Recht besteht, ja, daß sogar im Gegenteil die Entwicklungstatsachen nur in einem teleologischen Kausalsystem Erklärung finden.

Die große Verwirrung im Kampf um das Entwicklungsproblem hat wieder ihren Hauptgrund darin, daß man die phänomenologischen und die ätiologischen Fragen wild durcheinander warf: ob und in welcher Weise Entwicklungsprozesse als Tatsachen festzustellen oder anzunehmen seien; — und: auf welche Ursachen jene Entwicklungstatsachen zurückzuführen seien. Hoffentlich wird auch hier die scharfe Trennung beider Gesichtspunkte die Erklärung erleichtern.

Digitized by Google

Es ist selbstverständlich, daß an dieser Stelle das Entwicklungsproblem vom allgemeinsten philosophischen Gesichtspunkt aus zu behandeln sein wird. Deshalb werden wir uns nicht etwa auf die engere Bedeutung des Entwicklungsbegriffs, also die Genesis der biologischen Arten, beschränken, sondern alle jene Prozesse umfassen, welche, wo immer es auch sei, die unten zu besprechenden evolutionistischen Merkmale zeigen; andererseits aber muß alles Spezialistische, das sich auf begrenzte Einzelprobleme der Entwicklungstheorie bezieht, durchaus beiseite bleiben. So wird es kommen, daß die folgende Gruppierung und Formulierung in vielen Punkten von dem üblichen Schema abweichen wird — indes es handelt sich eben nicht um Stellungnahme zu dieser oder jener brennenden Tagesfrage, sondern um eine metaphysische Klärung des Entwicklungsproblems.

I. Phänomenologie der Entwicklung.

Was versteht man unter „Entwicklung"? Es ist merkwürdig, daß diese Frage vom Standpunkt der theoretischen Weltbetrachtung aus überhaupt nur durch Umschreibung beantwortet werden kann. Denn das Hauptmerkmal des Entwicklungsbegriffs liegt nicht im Theoretischen, sondern im Axiologischen; es setzt eine bestimmte Wertauffassung von der Welt voraus. Wo man von Entwicklung spricht, meint man stets, daß im Laufe eines Veränderungsprozesses der Wert des sich ändernden Gebildes ständig zunimmt. Die Weltgeschichte z. B. stellt nur für denjenigen eine „Entwicklung" dar, der den gegenwärtigen Zustand besser, also höherwertig findet, als die Zustände früherer Zeiten; die Entscheidung hierüber aber ist wieder davon abhängig, worin man den Wert des Daseins erblickt.

Nun bewegt sich die gegenwärtige Betrachtung noch durchaus auf dem Boden der Welttheorie und muß die μετάβασις εἰς ἄλλο γένος vermeiden. Wir dürfen ja wohl andeuten, daß späterhin auf die Theorie der Selbstentfaltung eine optimistische Weltwertung gegründet werden wird; aber den jetzigen Gedankengang dürfen wertende Gesichtspunkte nicht beeinflussen. Gegenstand der Unter-

Digitized by Google

suchung ist lediglich, ob sich bestimmte rein phänomenale Merkmale für das, was wir Entwicklung nennen, angeben lassen.

Eine Reihe von Beispielen möge auch hier die Darstellung einleiten.

a) Entwicklung zeigen alle lebenden Individuen, indem sie aus einem embryonalen (keimhaften) Zustand durch viele Zwischenstufen zur vollen physischen und psychischen Ausbildung gelangen und hierbei auch an Größe zunehmen.

b) Entwicklung zeigen überindividuelle Gemeinschaften, z. B. Familien, Stämme, Völker, indem sie an Personenzahl, Machtsphäre, geistiger Kapazität, Kultur-Leistungen und -Schöpfungen zunehmen.

c) Entwicklung zeigt die gesamte Welt des Lebens, indem Arten aus Arten hervorgehen, die höheren aus den niederen, die differenzierteren aus den einfacheren, die vielzelligen aus den einzelligen.

(Bei diesem Beispiel, das ja den hauptsächlichsten Streitpunkt der modernen Entwicklungsforschung bildet, wird die Scheidung der Tatsachenfrage von der Kausalfrage besonders wichtig sein. Erst sehr allmählich beginnt sich die Descendenztheorie, die lediglich die Tatsächlichkeit jenes Auseinander-Hervorgehens behauptet, von den Erklärungsversuchen der Selektions-, Migrations-, Anpassungs- u. a. Theorien loszulösen. Je weniger sich die bisherigen Kausalhypothesen als ausreichend erweisen, um so mehr rückt die Tatsachenhypothese, daß es eine Descendenz der Arten gebe, aus dem Kampf der Meinungen heraus und wird zu einem allseitig unbestrittenen Bestandteil wissenschaftlicher Überzeugung.)

d) Von „Entwicklung" spricht man auch bei gewissen Einrichtungen, die, bestimmten Einzelzwecken dienend, die Verwirklichung dieser Zwecke in immer höherem Maße möglich machen. So „entwickelt sich" ein Staat, ein Verein, ein Geschäftsunternehmen.

e) Endlich kann man von Partialentwicklungen sprechen, wenn durch Abstraktion aus einem sich entwickelnden Totalgebilde gewisse Bestandstücke oder Funktionen herausgelöst und in ihren Spezialveränderungen verfolgt werden: Entwicklung des Sprechens im Kinde, der Sprache in der Menschheit, Entwicklung des Christen-

Digitized by Google

tums, Entwicklung der Sensibilität in der Tierreihe, Entwicklung der Technik u. s. w.

Daß die in den Beispielen gebrachten Entwicklungsphänomene philosophisch durchaus nicht gleichwertig sind, leuchtet sofort ein. Die sub e genannten Partialentwicklungen verlangen zu ihrer Verständlichmachung die Einordnung in eine Totalentwicklung: es ist nur eine künstliche Abstraktion, daß die „Sprache" sich entwickle; in Wirklichkeit zeigt lediglich das sprechenlernende Kind oder die sprachschaffende Menschheit Entwicklung. Aber auch innerhalb der Totalentwicklungen werden wir einen Schnitt zu legen haben, der ganz dem bei der Selbsterhaltung gemachten entspricht, und dessen Vernachlässigung bei vielen Entwicklungstheoretikern großen Schaden gestiftet hat. Innerhalb der Erhaltungsphänomene hatten wir bekanntlich solche geschieden, die auf einem kausalen Selbsterhaltungsprinzip beruhen und solche, die lediglich Epiphänomene sind. Diese Scheidung gilt auch für die Entwicklungsphänomene. Gewisse Entwicklungen spielen sich ab an Gebilden, die zugleich echter (allseitiger, radialer) Selbsterhaltung fähig, daher in unserer Terminologie Personen sind; hierzu gehören organische Individuen, Völker, Gattungen. Andere spielen sich ab an Gebilden, die nicht eigener Selbsterhaltung fähig, sondern nur Aggregate oder durch äußere Absicht zusammengehalten sind; hierzu gehören die Beispiele sub d: Staaten, Fabriken, Vereine. Es wird sich zeigen, daß nur die Entwicklungen der ersten Art auf einen besonderen Kausalakt der Selbstentfaltung zurückgeführt werden müssen, die Entwicklungen der zweiten Art dagegen nicht. Wenn man nun bedenkt, daß z. B. ein Spencer gerade die uneigentlichen Entwicklungen der zweiten Art (etwa die Industrie mit ihrer wachsenden Arbeitsteilung und Arbeitsvereinigung) zu häufig wiederkehrenden Paradigmen des Entwicklungsschemas überhaupt macht, so ist es klar, daß dadurch die echte Entwicklung auch nach ihrer kausalen Seite in ein völlig schiefes Licht kommen mußte. —

Die phänomenalen Merkmale der Entwicklung scheiden wir in quantitative (Steigerungs-) und qualitative (Wandlungs-) Merkmale.

Digitized by Google

1. Quantitative Merkmale. — Ein sich entwickelndes Ganzes zeigt Steigerung, d. h. seine Quantitätsverhältnisse werden stetig zu seinen Gunsten verschoben. Die Steigerung kann sowohl „absolut" wie „relativ" sein. Absolut ist sie, wenn sie sich innerhalb des sich entwickelnden Gebildes selbst bekundet, d. h. wenn das Gebilde in späteren Momenten gegenüber früheren ein Plus aufweist. Relativ ist die Steigerung, wenn sie sich auf das Verhältnis des Gebildes zur Außenwelt bezieht, d. h. wenn der Bruchteil der Außenwelt, der in die Macht-, Aufnahme- und Betätigungssphäre des Gebildes hineinreicht, in einem späteren Moment ein größerer ist, als in einem früheren.

a) Die absolute Steigerung oder das „Wachstum" kann sich auf alle Eigenschaften des Gebildes beziehen, die einer Abstufung fähig sind; doch läßt sich die Buntscheckigkeit der Wachstumsmöglichkeiten schließlich zwei prinzipiellen Gesichtspunkten unterordnen. Denn jedes Entwicklungsganze ist Einheit in der Mannigfaltigkeit und bleibt dies auch, während es sich entwickelt: also muß sowohl die Einheitlichkeit, wie auch die Mannigfaltigkeit wachsen. Damit stoßen wir auf jene beiden Prinzipien der fortschreitenden Integration und Differentiation, deren Gültigkeit und Zusammengehörigkeit in allen Entwicklungsprozessen nachgewiesen zu haben, Spencers dauerndes Verdienst bleiben wird. Freilich, Spencer sah in jenen Momenten Erklärungsprinzipien, während sie in Wirklichkeit nur phänomenologische Symptome der Entwicklung sind — und nicht einmal die entscheidenden, denn sie sind, wie bald die Beispiele zeigen werden, den echten und unechten Entwicklungsprozessen gemeinsam.

Das Wachstum der Einheit oder die Integration kann sowohl extensiv wie intensiv sein. Extensiv ist sie, indem der Umfang des Gebildes an dazugehörigem Inhalt zunimmt (also Wachstum im engeren Sinne als Größen- und Massenzunahme); intensiv ist sie, indem der Zusammenschluß der zur Einheit gehörenden Elemente oder Funktionen ein innigerer, ihre Korrelation, ihr Aufeinander-angewiesen-sein ein gesteigertes wird.

Das Wachstum der Mannigfaltigkeit oder die Differentiation kann sowohl horizontal wie vertikal vor sich gehen. Horizontal: d. h. die Mannigfaltigkeit der nebeneinander bestehenden

Digitized by Google

Elemente oder Funktionen des Ganzen wird eine immer größere (Differentiation im engeren Sinne). Vertikal d. h.: die Übereinanderschichtung der zu dem Ganzen gehörigen Untereinheiten wird eine immer reichere (fortschreitende Gliederung).

Die extensive Integration hängt innig zusammen mit der vertikalen Differentiation: je größer der Umfang wird, um so stärker die Notwendigkeit einer immer stufenreicheren Gliederung. Andererseits hängt die horizontale Differentiation innig zusammen mit der intensiven Integration; je bunter die Mannigfaltigkeit der Teile und Funktionen, um so stärker die Notwendigkeit ihres gegenseitigen Sich-Ergänzens, Stützens und Ineinandergreifens.

Die umfassende Gültigkeit dieser vier Wachstumsmerkmale brauchen wir nur in aller Kürze an der Hand unserer obigen Beispiele darzutun.

Extensive Integration (Wachstum im engeren Sinne): Das Wachstum jedes einzelnen Individuums an Umfang und Masse. Das Wachstum sich entwickelnder Völker an Kopfzahl, Land, Reichtum. Das Wachstum der geistigen Persönlichkeiten an Bewußtseinsinhalt; die ständige Erweiterung des räumlichen und zeitlichen Gesichts- und Wirkungskreises des Menschen. Das Wachstum der politischen Einheiten aus Horden und Stadtgemeinden zu Nationalstaaten und Staatenbünden. Das Wachstum der ökonomischen Einheiten aus Kleinbetrieben zu Riesen-Fabriken, Riesen-Warenhäusern, Riesen-Gutsbetrieben, Syndikaten, Aktien-Gesellschaften und Trusts.

Hiermit verbindet sich die

Vertikale Differentiation (Gliederung des Übereinander): Phylogenetisch wie ontogenetisch werden die Individuen nicht nur aus einzelligen zu vielzelligen, sondern zugleich zu hierarchischen Systemen von Organen, Geweben, Zellkomplexen und Zellen; es haben sich über die Zellen mehrere neue Einheitsstufen aufgebaut. In der psychischen Entwicklung wird der Vorstellungsinhalt immer mehr in die Ordnung des logischen Systems gebracht, im Wollen das „subkortikale“ Trieb- und Reflexleben dem „kortikalen“ bewußten Willensleben untergeordnet. In der biologischen Entwicklung wird mit dem Fortschritt der Arten zugleich deren Über- und Untereinanderschichtung in Ordnungen, Familien, Gat-

Digitized by Google

tungen, Arten, Unterarten u. s. w. immer reicher. Die Menschheit zeigt fortschreitende Gliederung, wenn die Familie sich zum Geschlecht entfaltet, welches viele Familien in sich befaßt, das Geschlecht zum Stamme wächst, in dem die Geschlechter Unterglieder sind, und endlich der Stamm zum Volk erblüht, das die reiche vielfältige Schichtung nach Stämmen, Geschlechtern, Familien zeigt. Das gleiche bedeutet im Politischen der Weg von der einfachen Horde bis zur ungeheuren Hierarchie der Verwaltungs- und Verfassungsformen des modernen Staates. Und fortschreitende Gliederung zeigt endlich nach der Nebularhypothese der Kosmos, wenn er aus einem ungegliederten Gasball allmählich die Entwicklung zu einer Stufenordnung von Nebelflecken, Sonnensystemen, planetarischen Systemen (umfassend je einen Planeten mit seinen Trabanten) und einzelnen Weltkörpern durchlaufen haben soll.

Horizontale Differentiation (Vermannigfachung des Nebeneinander): Während bei den Einzelligen sämtliche Lebensverrichtungen von der Protoplasmamasse der einen Zelle undifferenziert vollzogen werden, bildet sich mit steigender Entwicklung eine immer größere Organ- und Funktionsteilung aus, indem bestimmte Bestandteile des Organismus nur die Verdauung, andere nur die Atmung, wieder andere nur die Bewegung übernehmen, u. s. w. Ebenso zeigt der Stammbaum der Arten fortschreitend eine immer größere Differenz der Formen. Die Menschheit produziert mit steigender Entwicklung eine wachsende Mannigfaltigkeit nationaler, kultureller, sprachlicher Typen und eine zunehmende Fülle ausgesprochener Individualitäten; es differenzieren sich die Glieder eines Volkes mit steigender Kultur stärker und stärker nach Begabungen und Interessen, nach Bildungsschichten und Besitzklassen, nach Beruf und Stand. Endlich zeigt der menschliche Arbeitsprozeß diese Vermannigfachung mit paradigmatischer Deutlichkeit in dem viel citierten Prozeß der Arbeitsteilung: während der Klein-Schuhmacher noch sämtliche Verrichtungen zur Herstellung des Schuhwerkes selbst vollzog, ist in der Schuhfabrik die Herstellung in zahllose Teilfunktionen zerlegt, deren jede von einer Arbeitergruppe ausschließlich verrichtet wird. Und ebenso zerfasert sich im Wissenschaftsbetrieb jede große, früher einheitliche Disziplin in eine ständig steigende Zahl von Spezialgebieten und Unterdisziplinen.

Digitized by Google

Diese horizontale Differentiation aber muß sich nun, um nicht zur völligen Zersplitterung zu werden, verbinden mit der

intensiven Integration (steigenden Wechselbeziehung). Je einseitiger die Leistungen eines Organs durch Differenzierung werden, um so notwendiger ist es, daß es Anteil hat an den ihm fremden, aber unentbehrlichen Leistungen der anderen Organe; die Hände müssen greifen, um dem Magen Nahrung zuzuführen, und der Magen muß verdauen, um die Hände zu ernähren; zugleich aber müssen beide so funktionieren, daß die Selbsterhaltung des Ganzen gewährleistet ist. Diese gegenseitige Ergänzung ist aber nur dadurch möglich, daß sämtliche verschiedenartigen Teile eines komplizierten Ganzen in einer viel innigeren Korrelation zueinander stehen, als die gleichartigeren Teile eines einfacheren Ganzen. Beispiele aus dem menschlichen Arbeitsprozeß: Die Arbeitsteilung in einer Riesenfabrik ist nur dadurch möglich, daß zugleich die Organisation der Fabrik eine Arbeitsvereinigung in früher ungeahntem Maße herbeiführt; das wachsende Spezialistentum in den Wissenschaften findet seine notwendige Integrationsergänzung in Kongressen, Akademien, Sammelwerken, philosophischen Synthesen. Dasselbe Bild in der Gesamtkultur: In primitiven Epochen, da jeder sein eigener Bäcker, Schneider, Landwirt war, war der Zusammenhang dieser wenigen gleichartigen Individuen viel lockerer als heute, da jener, der nur Bäcker ist, wegen seiner Kleidung des Schneiders und wegen seines Mehles des Müllers bedarf. Der zunehmende Verkehr, das immer vielfältigere Ineinandergreifen aller Kulturfunktionen, ja auch die immer wachsende Notwendigkeit, gewisse Kulturleistungen durch überindividuelle, d. h. hier staatliche oder gar internationale Vereinheitlichung zu regulieren, ist nur das Gegenstück der ständigen Vermannigfachung und Vereinseitigung der Individuen; kurz: die steigende Sozialisierung ist nur das Gegenstück der steigenden Individualisierung.[1])

b) Relative Steigerung. Alle bisher genannten Steigerungs-

[1]) Dieser Satz, den wir hier bloß als Tatsachenausdruck formulieren, wird später in der Wertlehre zu wichtigen Folgerungen führen, da er zeigt, daß die Ideen des sozialen und des individualistischen Fortschritts durchaus nicht in dem oft behaupteten Gegensatz zueinander stehen.

Digitized by Google

merkmale beziehen sich lediglich auf das Gebilde selbst, welches sich entwickelt, nicht auf sein Verhältnis zu den Dingen, die außerhalb seiner sind. Dieses Verhältnis bedarf noch einer besonderen Betrachtung; denn seine Veränderung ist durchaus nicht eine eindeutige Funktion des absoluten Wachstums. Wenn z. B. irgend eine Tiergattung die Fähigkeit gewinnt, in niedrigeren Temperaturgraden noch zu existieren, als es ihr früher möglich war, so liegt eine absolute Steigerung vor; eine gleichzeitige relative wäre es nur dann, wenn die Gattung auf Grund jener höheren Abhärtung ihre Lebenssphäre auf größere Gebiete der Erdoberfläche ausdehnen könnte, als es ihr früher möglich war. Falls aber jene Abhärtung gegen Kälte nur ein Parallelvorgang zu der langsamen Abkühlung des notwendigen Lebensgebietes der Gattung ist, ist das Verhältnis von Gebilde zu Umwelt trotz des absoluten Fortschrittes stabil geblieben; der relative Fortschritt fehlt.

Nun zeigt schon die bloße Phänomenologie, daß die wachsende Relation für das Wesen der Entwicklungsvorgänge nach der quantitativen Seite hin das eigentlich Charakteristische ist. Nicht nur fortschreiten muß das Entwicklungsganze, sondern schneller fortschreiten, als etwas anderes; nicht nur die stetige Änderung der Umwelt durch prompte Anpassung fortlaufend kompensieren, sondern überkompensieren. Die stetige Anpassung ist ja schließlich nur eine Erhaltungserscheinung; Entfaltung aber bedeutet zugleich Machtzuwachs, Verschiebung des Quotienten zwischen Individuum und Welt zu Gunsten des Zählers. Jede Zelle, jedes Individuum, jedes Volk zeigt in seinen Hauptwachstumsphasen diese Verschiebung; denn so schnell wie es selbst, wächst nicht die Gesamtheit seiner Umwelt. Und so ist auch der Fortschritt der Kultur nicht nur ein stetes Standhalten gegenüber der Welt, sondern eine stete Eroberung der Welt. Immer größer werden die Gebiete, die die Menschheit in ihr Wirken einbezieht; nicht nur die Erdoberfläche, sondern auch die Tiefen der Erde und die Höhen der Atmosphäre werden in steigendem Maße zur Dienstbarkeit gezwungen. Immer umfassender wird die Skala der Intensitäten, immer zahlreicher die Energieformen, die, einst aller kulturellen Ausnutzbarkeit fern, dieser zugeführt werden. Immer feiner werden die Intensitätsdifferenzen, die, früher

Digitized by Google

weit unter der Schwelle menschlichen Erkennens und Gebrauchens liegend, durch die Technik über diese Schwelle gehoben werden und so eine neue Welt des unendlich Kleinen dem Machtbereich des Menschen einverleiben.

Mit dieser Machtentfaltung verbindet sich ein anderes gleich wichtiges Phänomen, das der „Ökonomisation". Es ist charakteristisch für alle Entwicklung, daß mit gleichen Mitteln fortschreitend immer Größeres, und daß Gleiches mit fortschreitend geringeren Mitteln erreicht wird. Hierher gehört, daß bei lebenden Wesen jede Wiederholung einer Funktion zugleich eine Erleichterung für spätere Wiederholungen herbeiführt, also die Kraftersparnis durch Übung, Gewöhnung u. s. w.; hierher gehört, daß die Vererbung in der Gattung und die Überlieferung und Sitte in der Menschheit das von früheren Generationen mit Mühe Erworbene und im Kampf Bewährte den späteren Generationen zur mühelosen und kampflosen Nutznießung übergibt. Sodann gehören hierher die meisten technischen Fortschritte, die ebenfalls darauf gehen, bestimmte Aufgaben mit immer geringerem Kraft- und Zeitaufwand zu vollziehen. Wenn man bedenkt, welcher Aufwand im Mittelalter, verglichen mit der Gegenwart, nötig war, um 100 Bibeln herzustellen, oder um eine Nachricht von Paris nach Konstantinopel zu bringen, so sieht man, wie mächtig sich das Verhältnis von Mittel und Zweck zu Gunsten des Menschen verschoben hat. Und man werfe schließlich einen Blick auf die Reihe aller Lebewesen: Welche fortschreitende Ökonomisation spricht sich darin aus, daß das menschliche Hirn mit dem eines mittelgroßen Säugetieres zwar in Bezug auf das Material, das zu seiner Ernährung und Funktionsfähigkeit nötig ist, auf einer Stufe steht, es aber in Bezug auf die durch dieses gleichwertige Material zu ermöglichenden Leistungen unendlich übertrifft.[1])

2. Qualitative Merkmale. — War schon die relative Steigerung ein sehr viel bedeutsameres Merkmal als das absolute

[1]) Eine ausführliche Darlegung dieser Tatsachen der „relativen Steigerung", namentlich sofern sie zu Fragen des energetischen Lebenshaushaltes in Beziehung stehen, habe ich in der Abhandlung: „Der zweite Hauptsatz der Energetik und das Lebensproblem", Ztschr. f. Philos. u. philos. Krit. Bd. 121/22 (1903) gegeben.

Digitized by Google

Wachstum, so nähern wir uns dem Kern aller Entwicklungsphänomene doch erst jetzt, da wir uns vom Quantitativen ganz abwenden und zum Qualitativen übergehen.

Jede Entwicklung ist nicht nur eine Reihe von Steigerungen, sondern zugleich eine Reihe von Metamorphosen; sie stellt eine Succession von Abschnitten dar, die sich sowohl durch ihre Beschaffenheit wie durch ihren Rhythmus aufs deutlichste voneinander abheben. Embryonalzustand, Kindheit, Jugend, Erwachsensein und Altern unterscheiden sich nicht nur durch die absoluten Maße des Objekts, sondern auch durch ihre gesamte qualitative Beschaffenheit; und innerhalb jeder der genannten Epochen gibt es noch eine Anzahl Unterstadien von ebenfalls qualitativer Verschiedenheit.

Genauer lassen sich diese Entwicklungsmetamorphosen folgendermaßen beschreiben. Jedes sich entwickelnde Ganze ist eine synthetische Einheit, enthält also eine große Fülle von Elementen und Funktionen. Wäre nun die Entwicklung rein quantitativ, so hieße dies, daß alle jene Teile des Ganzen gleichmäßig davon betroffen würden; das Resultat müßte also ein proportionales Wachstum des Ganzen sein. Nun gilt dies ja in gewissen Grenzen tatsächlich. Da z. B. organische Gebilde nicht durch Apposition, wie eine Lawine, sondern durch Intussusception wachsen, ist es möglich, daß ziemlich gleichmäßig und gleichzeitig alle Elemente an dem Wachstum beteiligt werden. So wächst die Hand in den ersten Lebensjahren nicht nur in die Länge oder nur in die Breite, oder nur in die Dicke, sondern nach allen Dimensionen zugleich. Aber die Proportionalität des Wachstums hat ihre Schranken, und auf diese kommt es uns jetzt an. Die Hand des Erwachsenen ist nicht nur eine ver-x-fachte Säuglingshand, sondern sie hat ganz andere Verhältnisse; und der Mensch ist nicht nur ein allseitig gesteigerter, stärker integrierter und differenzierter Affe, sondern er zeigt qualitativ Neues. Es findet also an gewissen Stellen des Entwicklungsprozesses eine Durchbrechung des Proportionalfortganges statt, derart, daß gewisse Einzel-Elemente oder -Funktionen, die bisher in dem Ganzen nur ihre enge, vielleicht kaum angedeutete Rolle gespielt haben, plötzlich eine Hypertrophie zeigen. So hat denn jedes an einer

Digitized by Google

Entwicklung beteiligte Partialmoment seine Zeit, d. h. seine besondere Entwicklungsepoche, in der es vorübergehend durch plötzliche Entfaltung zu einem bestimmenden Charakteristikum der Qualität des Ganzen wird; es tritt heraus aus Reihe und Glied, verschiebt alle Verhältnisse zu seinen Gunsten, ordnet alle Zwecke den seinigen unter, um dann, wenn es in kurzer Zeit eine hohe Ausbildung erfahren hat, wieder in die Reihe zurückzutreten und an eine neue Funktion die Hegemonie abzugeben. Der sich entwickelnde Einzelmensch ist im ersten Halbjahr „Säugling", im zweiten „Greifling", im dritten „Sprechling". In der Entwicklung der Menschheit lösen sich, wie es Hegel ausdrückte, die einzelnen Völker als Fackelträger der Weltgeschichte ab. In der biologischen Phylogenese kommt mit jeder neuen Art etwas spezifisch Neues in die Welt, und die jeweilig höchste Form ist nicht nur die komplizierteste und differenzierteste, sondern zugleich auch diejenige, die durch eine beherrschende Stellung der betreffenden Entwicklungsperiode ihr Gepräge gibt.

Eine Gesamtentwicklung ist somit qualitativ genommen, nicht so sehr eine Simultaneität von Partialentwicklungen, als eine Folge von partiellen Reifungsprozessen (das Wort „Reifung" ist hier noch lediglich deskriptiv gemeint, ohne daß damit irgend welche kausale Auffassung ausgesprochen werden soll). Es ist merkwürdig, eine wie wenig erschöpfende Berücksichtigung diese wichtige Tatsache bisher in der modernen Behandlung des Entwicklungsproblems gefunden hat; ja sie ist sogar als bloße Tatsache noch viel zu wenig bekannt: so ist unser Wissen über die Reifungsfolgen im Seelenleben des sich entwickelnden menschlichen Individuums noch außerordentlich dürftig.

Immerhin lassen sich noch einige allgemeine phänomenologische Aussagen über diese Reifungsfolgen machen, nämlich erstens, daß sie eine ziemlich feste Ordnung haben, zweitens, daß sie bei Entwicklungen verschiedener Art eigentümliche Parallelen zeigen, drittens, daß sie auch in das Entwicklungstempo einen deutlichen Rhythmus bringen.

Die feste genetische Ordnung offenbart sich darin, daß sich bei allen Entwicklungen gleicher Art normalerweise die Reihenfolge der Perioden wiederholt. Jedes normale Kind macht ge-

Digitized by Google

meiniglich die Stadien des Saugens, des Greifens, des Sprechenlernens in dieser Folge durch; die spezifischen Entwicklungsmerkmale von Kindheit, Jugend, Erwachsenheit und Alter folgen stets in dieser Reihe; jedes Embryo durchläuft successiv die Stadien der Einzelligkeit, der Morula, der Gastrula u. s. w. Freilich kann diese feste Ordnung durch äußere oder innere Störungen verschoben oder unterbrochen werden; es kann bald das eine Stadium verfrüht eintreten, weil es mit Gewalt herangezüchtet wird, ein anderes verspätet, weil die äußeren Bedingungen ungünstig waren; es können auch manche Seiten verkümmern und andere überwuchern — im ganzen aber sind alle diese Erscheinungen als bloße Gleichgewichtsstörungen leicht erkennbar, während die typische Form der normalen Ordnung immer wieder ihre Selbständigkeit gegenüber äußeren Bedingungen durchsetzt. An diesem Punkt wird später unsere Kausalbetrachtung anzuknüpfen haben.

Aber nicht nur Entwicklungen gleicher Art zeigen eine Regelmäßigkeit der Reifungsfolgen, sondern auch — und dadurch kommen wir zu dem zweiten Phänomen — Entwicklungen verschiedener Art, namentlich dann, wenn die Substrate der Entwicklung sich wie Teile zum Ganzen verhalten. Wir stoßen hier auf einen neuen Parallelismus, der als genetischer Parallelismus bezeichnet werden möge. Das bekannteste Beispiel ist das sogenannte „biogenetische Grundgesetz" Haeckels: Die embryonale morphologische Entwicklung des Individuums ist eine kurze gedrängte Wiederholung der Entwicklung der Gattung.

Aber die Geltung jenes Parallelismus ist eine viel weitere; auch das postembryonale Leben zeigt das Entsprechende. Nehmen wir den Menschen als Beispiel. Das menschliche Individuum steht in seinen ersten Lebensmonaten, als „Säugling", mit dem Vorwiegen der niederen Sinne, des dumpfen Trieb- und Reflexlebens, auf dem Stadium des Säugetieres, erreicht im zweiten Halbjahr, mit der Fähigkeit des Greifens und des vielseitigen Nachahmens, das Stadium der höchsten Säugetiere, der Affen, und erlebt im zweiten Jahre durch Erwerbung des aufrechten Ganges und der Sprache die eigentliche Menschwerdung. In den nächsten fünf Jahren des Spiels und des Märchens steht es

Digitized by Google

auf der Stufe der Naturvölker. Sodann folgt der Eintritt in die Schule, die straffere Eingliederung in ein soziales Ganzes mit festen Pflichten, die scharfe Scheidung von Arbeit und Muße — es ist die ontogenetische Parallele zum Eintritt des Menschen in die Kultur mit ihren staatlichen und ökonomischen Organisationen. In den ersten Jahren des Schulalters sind die einfachen Verhältnisse der Antike und des alten Testaments dem kindlichen Geiste am adäquatesten, die mittleren Jahre bringen die schwärmerischen Züge der christlichen Kultur, und erst die Zeit um die Pubertät herum erreicht jene geistige Differenziertheit, die dem Kulturstand der neueren Zeit entspricht. Hat man doch oft genug das Pubertätsalter selbst als die „Aufklärungszeit" des Individuums bezeichnet. — Und wie der genetische Parallelismus für die Gesamttendenz der Entwicklung gilt, so auch für manche Partialprozesse. So zeigen neuere Untersuchungen, daß die Sprachwerdung im Kinde gewisse Hauptzüge aus der Sprachentwicklung der Menschheit deutlich wiederholt; und das kindliche Zeichnen weist in seinem Werdegang überraschende Analogien zu der Kunstentwicklung der Naturvölker auf. — Umgekehrt kann man auch die im Individuum beobachtete Entwicklungsordnung auf überindividuelle Evolutionen übertragen: daß die Stadien des Jungseins, Reifens und Alterns auch von Völkern gelten, ist nicht nur ein schönes Bild, sondern wirklicher genetischer Parallelismus.

Freilich darf man sich nicht verhehlen, daß den bisher erwähnten Parallelitätserscheinungen auch zahlreiche Disparitäten zwischen individuellen und überindividuellen Entwicklungen gegenüberstehen, und zwar in so hohem Maße, daß die Übereinstimmung nirgends eine vollständige ist, oft sogar gänzlich zurücktritt. Immerhin besteht kein Recht dazu, diese negativen Instanzen so hoch zu bewerten, daß man den genetischen Parallelismus überhaupt leugnen und die genannten Analogieen als rein zufällige Epiphänomene hinstellen dürfte. Dazu ist die Übereinstimmung der Phänomene doch viel zu groß; und sie wird noch immer größer, je tiefer die Forschung in das so junge Problem der genetischen Ordnung hineindringt. Von einer kausalen Theorie, die den genetischen Parallelismus erklären will,

Digitized by Google

wird man allerdings verlangen müssen, daß sie auch zureichende Gründe für die Unvollständigkeit seiner Verwirklichung beibringe.

Die beiden bisher besprochenen Merkmale, genetische Ordnung und genetischer Parallelismus, können leicht dazu verlocken, eine einfache Formel zu suchen, der sich alle qualitativen Entwicklungsprozesse fügen müssen. Der Versuch ist in der Tat zuweilen gemacht worden; so will bekanntlich Comte mit seiner Succession des theologischen, metaphysischen und positivistischen Stadiums alle geistige Entwicklung, die des Einzelnen ebenso wie die der Völker und der Menschheit, beschreiben. Vor allem aber hat Hegel seine dialektische Formel von Thesis, Antithesis und Synthesis zum absolut universellen Entwicklungsprinzip gemacht, dessen Gültigkeit er ebenso in der Entwicklung der anorganischen wie der organischen Natur, der politischen wie der Geistesgeschichte nachzuweisen unternimmt. — Die Comte'sche Formel ist schnell erledigt; sie greift aus der ungeheuren Fülle von Entwicklungsanalogien eine einzelne willkürlich heraus, die nun ungerechtfertigt generalisiert und verabsolutiert wird. Hegels Formel ist viel ernster zu nehmen; denn in der Tat ist das Hindurchgehen durch Gegensätze, sowie die schließliche Erreichung eines über beiden Gegensätzen erhabenen und sie dadurch in sich aufhebenden Standpunktes aller Entwicklung eigen. Aber auch hier darf man nun nicht wähnen, aus diesem rein formalen und abstrakten Prinzip die ganze Fülle der konkreten Phasen, welche jede Entwicklung in qualitativer Hinsicht durchläuft, herleiten zu können; und noch weniger darf man wähnen — was uns erst im nächsten Abschnitt wird beschäftigen können —, daß man in jenem dialektischen Prinzip den eigentlichen Kausalfaktor der Entwicklung, die Triebkraft alles Fortschritts, gefunden habe. —

Neben der genetischen Ordnung und dem genetischen Parallelismus ist nun noch drittens ein genetischer Rhythmus zu konstatieren. Auch dessen Bedeutung ist durch ein anderes, scheinbar konträres Prinzip, das der Stetigkeit, bisher meist viel zu sehr überdeckt worden. „*Natura non facit saltus*", gewiß; aber die Kontinuität des Geschehens darf nun nicht zu einer gleichmäßigen Allmählichkeit der Veränderung übertrieben werden. Es

Digitized by Google

gehört geradezu zum Wesen aller Entwicklung, daß sie in einem rhythmischen Wechsel von Schnell und Langsam verläuft. Sie fließt dahin, nicht gleichförmig fortschreitend wie ein träger Strom, der sich durch Flachland wälzt, sondern wie ein Bach über Felsenterrassen, bald still sich sammelnd, bald im plötzlichen Sprunge weiterrauschend, um sich von neuem zu sammeln zu schnellem Fortgang. Man hat diesen Rhythmus im körperlichen Wachstum der Individuen ebenso wie in ihrem geistigen Fortschritt gefunden; so ist z. B. beim Menschen die Jugendzeit in Abschnitte von je 6 bis 7 Jahren gegliedert, deren jeder in seiner ersten Hälfte rapiden geistigen Fortschritt, in der zweiten Hälfte mehr stille Sammlung zeigt.

Besonders aufdringlich aber ist der Wechsel von Stabilität und Entwicklungsfortschritt dort, wo er von der Theorie am wenigstens beachtet worden ist, nämlich in der biologischen Phylogenesis. Gegenüber der alten und mit Recht zu verwerfenden Auffassung, als ob jede Art besonders geschaffen sei und in ewiger, unverrückbarer Stabilität beharre, behauptet die moderne Entwicklungstheorie, namentlich in der Form des Darwinismus, meist das entgegengesetzte Extrem: daß von den Moneren bis zum Menschen die Geschichte der lebenden Welt einen durchaus stetigen und gleichmäßigen, nie durch irgend welche Einschnitte begrenzten, in lauter minimalen Stufen fortschreitenden Veränderungsprozeß darstelle. Hier tritt nun allerdings die Theorie in stärksten Widerspruch zur phänomenalen Erfahrung. Sind die Arten auch nicht absolut stabil, so sind sie doch relativ stabil. Die innerhalb der Arten normalerweise wahrnehmbaren Änderungen sind erstens von einer Größenordnung, die unendlich gering ist gegenüber der für den Übergang von einer Art zur anderen zu postulierenden, und sie sind zweitens nicht fortschreitende, sondern immer wieder rückfällige Variationen; die Paläontologie endlich zeigt zwar eine deutliche Reihenfolge der Arten (worin mit Recht eine der stärksten Stützen der Descendenztheorie gesehen wird), aber sie zeigt jede Art, solange sie existiert, in sich stabil und an keiner Stelle wirklich kontinuierliche Übergänge, sondern stets sprunghaftes Anderswerden. Es ist nur ein Zeichen für die ungeheure Suggestivkraft jener neuen Idee, daß man sich

Digitized by Google

diesen so fundamentalen Tatsachen gegenüber blind stellte, lediglich um die Überzeugung von den kontinuierlichen Minimalfortschritten zu halten. Freilich schien auch diese Aufsummierung der Entwicklung aus lauter winzigen Variationen viel leichter mechanisch erklärbar, als die Anschauung, die an deren Stelle treten muß: die rhythmische Descendenz, bei der auf lange Stabilitätsperioden relativ kurze katastrophenhafte Zeiten folgen, in denen die stabilen Arten labil werden und neue aus sich hervorgehen lassen. In jüngster Zeit ist diese ruckweise Abstammung sogar experimentell nachgewiesen und von De Vries mit dem Namen „Mutation" belegt worden. Unsere Metaphysik wird späterhin im stande sein, für diese Descendenzauffassung die vollständige kausale Erklärung zu geben, indem sie den Ursprung der Arten aus einander als „Geburt der Arten" versteht. —

Vergleicht man die qualitativen Merkmale der Entwicklung mit den früher beschriebenen quantitativen, so zeigt sich der wichtige Unterschied, daß sich die qualitativen auf Entwicklungsphänomene an echten Selbsterhaltungsganzen, also „Personen", beschränken, während die quantitativen ebenso für die Entwicklung eines Volkes wie einer Fabrik, für das Wachstum eines Menschen wie eines Industriezweiges gelten. Diese Tatsache wird im nächsten Abschnitt Bedeutung gewinnen.

II. Entwicklungstheorien.

Die große Ausführlichkeit, die der Phänomenologie gewidmet wurde, wird sich nunmehr, bei der Diskussion über das ursächliche Prinzip der Entwicklung, belohnen. Denn sowohl bei Besprechung der bekannten Entwicklungstheorien, wie bei Darlegung der eigenen Auffassung, wird nun jedesmal ihre etwaige Fähigkeit oder Unfähigkeit, obigen phänomenalen Entwicklungsmerkmalen gerecht zu werden, als Wertmaßstab dienen können. Somit ist in der Phänomenologie schon die halbe Arbeit für die Ätiologie geleistet, die deswegen relativ knapp gehalten werden darf.

Die Entwicklungstheorie als Einzahl ist der Glaube an die Tatsächlichkeit der Entwicklung. Sobald man aber die Ursachen-

Digitized by Google

frage anschneidet, steht man einer Vielheit von Theorien gegenüber, da jede Kausalauffassung, die überhaupt existiert, auch zur Erklärung von Entwicklungsphänomenen verwendet worden ist.

Man überblicke folgende Etappen, von denen wir die wichtigsten weiter unten kritisch besprechen werden. Das unhistorische 18. Jahrhundert hat die Tatsache der Entwicklung so gut wie gar nicht beachtet; von den vereinzelten Ausnahmen sind wohl Lessing und Herder am bemerkenswertesten. Lessing führt schon in seiner „Erziehung des Menschengeschlechts" die Parallele zwischen den Entwicklungsstufen der Menschheit und den Alterstufen des Individuums durch; aber die Art, wie die Menschheit aus der Kindheit zur Jugend und aus der Jugend zum Mannesalter geführt wird, ist die „Erziehung" durch Gott. Die Entwicklung wird also zum Produkt einer von außen eingreifenden Absicht gemacht, d. h. durch exoterische Teleologie erklärt. Den ersten Anfang zur Überwindung dieser äußeren Teleologie durch eine innere macht Herder, indem er gerade auf das unbewußte Werden und Erwachen im Völkerleben die Blicke lenkt. Zur vollen Entfaltung aber gelangt die innere Teleologie als Kausalprinzip der Entwicklung erst zum Beginn des 19. Jahrhunderts in der deutschen idealistischen Spekulation, und sie gipfelt in Hegel. Es ist nicht mehr „Absichts"- sondern „Dispositions"-Teleologie, wenn für Fichte ein inneres Streben nach Versittlichung, für Schelling eine stete Tendenz zur Bewußtwerdung, für Hegel die sich schrittweise entfaltende, immanente Logik des Vernunftprozesses zur Triebfeder des Weltprozesses wird.[1])

Nach diesem Höhepunkt der inneren Teleologie aber setzt nun der Versuch ein, für die als Tatsache anerkannte Entwicklung ein inneres Kausalprinzip zu negieren. „Von Hegel bis Häckel" — so kann man den Weg bezeichnen, den diese Mechanisationsarbeit an den Entwicklungsphänomenen durchläuft. Sowohl die allgemein philosophische, wie die speziell biologische Entwicklungsidee geht in mannigfachen Etappen jenen Weg.

---

[1]) Und auch Goethes intuitive Auffassung der Descendenz wäre, wenn man sie philosophisch klassifizieren wollte, hierher zu rechnen; denn ihm schwebte als Ursache jenes Prozesses ein immanentes, nicht weiter erklärbares Entwicklungsstreben vor.

Digitized by Google

Die erste Phase erkennt zwar noch ein inneres Entwicklungsstreben an, läßt aber seinen Inhalt schon durch äußere Ursachen bestimmt sein. Hierher gehört auf biologischem Gebiet der Lamarckismus, der alle Descendenz aus der „Anpassung" als letztem Prinzip herleitet; Anpassung aber ist schon nicht mehr reine Spontaneität des Inneren, sondern Fähigkeit zu bestimmter zweckmäßiger Reaktion auf Äußeres. Auf kulturellem Gebiet gehört hierher der Marxismus, der zwar noch die immanente Logik des Kulturfortschrittes von Hegel übernimmt, aber bereits die ganz unpersönliche, äußerliche Bedingung der ökonomischen Produktion zum eigentlichen Kausalfaktor dieser geschichtlichen Bewegung macht.

Die zweite Etappe kennt die Teleologie des Fortschritts als Kausalprinzip überhaupt nicht mehr, wohl aber noch die Teleologie der Erhaltung; und sie sieht ihre Aufgabe darin, die Entfaltungstatsachen aus Erhaltungsursachen restlos abzuleiten. Dies versucht der Darwinismus; denn die Erklärungsprinzipien der Entwicklung sind ihm das individuelle Selbsterhaltungsstreben im Daseinskampf, und das gattungsmäßige Selbsterhaltungsstreben in der Vererbung.

Die dritte Phase endlich verwirft alle Teleologie, Selbsterhaltung ebenso wie Selbstentfaltung; Entwicklung wird hier zu einem absolut mechanischen Epiphänomen. Die stetige Anderverteilung von Stoff und Kraft gemäß den allgemeinen Naturgesetzen muß nach Spencer die Phänomene der Entwicklung ebenso wie die entgegengesetzten Phänomene der Auflösung herbeiführen; und auch ein Häckel ist der Überzeugung, in seiner monistischen Entwicklungslehre lediglich mit ateleologischen, allgemein physicochemischen Gesetzmäßigkeiten zu operieren.

Bei der kritischen Erörterung dieser kausalen Theorien wollen wir die Reihenfolge umkehren: Wir beginnen mit den extrem mechanistischen Versuchen, um mit der inneren Teleologie zu schließen.

1. Entwicklung als Epiphänomen von mechanischen Vorgängen. — Für den konsequenten Mechanisten müssen alle Entwicklungsvorgänge restlos in die allgemein mechanischen Er-

Digitized by Google

klärungsprinzipien eingeordnet werden: greifen an irgend einem Aggregat von Stoffen diese mechanischen Zusammenhänge in einer Weise an, daß das Aggregat nach bestimmten Richtungen hin eine Steigerung erfährt, dann liegt Entwicklung vor; greifen sie dagegen so an, daß das Aggregat nach bestimmten Richtungen hin eine Abnahme erfährt, dann liegt das Gegenstück zur Entwicklung, die Auflösung vor. Wie schon eben erwähnt, geht Spencers Absicht nach dieser Richtung; er argumentiert etwa folgendermaßen: Ist eine gleichartige Masse dem Einfall einer Kraft ausgesetzt, so werden die verschiedenen Teile der Masse, je nach ihrer Raumlage, verschieden von der Kraft affiziert und modifiziert — ein Prozeß, dessen Wirkungen sich fortwährend vervielfältigen müssen: damit ist die fortschreitende Differentiation mechanisch erklärt. Ist eine ungleichartige Masse einer Kraft ausgesetzt, so wirkt diese in gleicher Weise auf das, was einander ähnlich ist, in ungleicher auf das Unähnliche. Es wird sich, wie in der Zentrifuge, das Ähnliche durch die gleichartige Beeinflussung zusammenfinden und vom Unähnlichen scheiden; damit ist die fortschreitende Integration mechanisch erklärt. Nun ist aber Integration zugleich Abgabe von Bewegung; der Zielpunkt der Integration, und damit der Entwicklung, ist demnach ein Zustand, in welchem das Aggregat keine Bewegung mehr abgeben kann, d. h. die inneren Kräfte mit den äußerlich einwirkenden ins Gleichgewicht gesetzt hat. Das Geschehen, in welchem sich die inneren Bedingungen den äußeren in der Richtung auf den Gleichgewichtszustand hin anpassen, ist Leben, die Entfernung vom Gleichgewichtszustande ist Auflösung oder Tod u. s. w.

Auf die Einzelheiten dieser Gedankengänge kommt es nicht an; sie sind von anderen Mechanisten anders formuliert worden. Das Entscheidende ist, daß die Entwicklung durchaus und in jeder Hinsicht zu einem Umwelterzeugnis gemacht wird. Als rein mechanistischer Spielball äußerer Einwirkungen entwickelt sich Pflanze und Mensch, Industrie und Kunst, Bewußtsein und Wille, Volk und Menschheit, Erde und Kosmos. Es ist bekannt, welche Rolle diese Milieuphilosophie im modernen Denken, namentlich auch in der Auffassung historischer Entwicklungen, spielt.

Die kritische Prüfung ist uns hier sehr leicht gemacht; wir

Digitized by Google

brauchen uns nur, in Erinnerung der oben geschilderten phänomenalen Merkmale der Entwicklung, zu fragen, ob jene mechanistische Erklärung ihnen gerecht wird. Da zeigt sich sofort, daß Spencer, an den wir uns, als den konsequentesten, halten wollen, von sämtlichen Merkmalen nur die quantitativen beachtet, aus diesen wiederum nur die absoluten Steigerungen, nämlich Integration und Differentiation, herausgreift, und endlich noch eine letzte Einschränkung macht, indem er die Integration nur in der „extensiven", die Differentiation nur in der „horizontalen" Form (nach unserer Terminologie) kennt. Ja, wäre Entwicklung in der Tat nur die Zunahme eines Aggregats an Masse und an Verschiedenartigkeit von Elementen und Funktionen, dann könnte sie vielleicht als mechanischer Prozeß verstanden werden. Aber mit jenen Merkmalen ist das Wesentliche an der Entwicklung überhaupt noch nicht getroffen. Eine Steinlawine, die beim Sturz eine immer größere Zahl und eine immer größere Mannigfaltigkeit von Felsblöcken, Erdschollen, Bäumen u. s. w. mit sich reißt, zeigt im mechanischen Sinne fortschreitende Integration und Differentiation, jedoch keine Entwicklung. Je wichtiger nun aber die Merkmale werden, um so aussichtsloser erscheint ihre mechanische Ableitung. Schon die „vertikale Differentiation" oder „Gliederung" ist ein prinzipiell hypermechanischer Prozeß; daß in einem wachsenden Ganzen sich immer mehr Einheitsstufen hierarchisch über- und untereinander lagern, kann durch mechanisches Zufallsspiel wohl gelegentlich als ein Fall unter Millionen, aber nicht als regelmäßiges Ingrediens aller Entwicklung immer wieder erzeugt werden. — Ebenso steht es mit der „intensiven Integration", welche eine immer innigere Verknüpfung aller Elemente bedeutet. Natürlich kann dieser Korrelationsfortschritt so wenig mechanisiert werden, wie die Korrelation selber: denn das Wesen der Korrelation ist ja das gemeinsame Abgestimmtsein aller Elementarfunktionen auf die Erhaltungszwecke des Ganzen, Zwecke, die der Mechanismus als Ursachfaktoren nicht kennt. — Ferner die „relative Steigerung". Wäre das sich entwickelnde Gebilde in der Tat nur Umweltprodukt, wie könnte es ihm je gelingen, sein Verhältnis zu dieser Umwelt zu seinen eigenen Gunsten zu verschieben? Die relative Steigerung bedeutet ja eben nicht ein

Digitized by Google

Warten und Reagieren auf das, was von außen kommt, sondern ein Zuvorkommen, ein Überholen jener äußeren Momente, ein „Sich-der-Welt-Aufzwingen“ ..... können das Mechanismen? Die fortschreitende „Ökonomisation“ endlich, die mit gleichen Mitteln immer mehr, und Gleiches mit immer weniger Mitteln erreicht, steht in diametralem Gegensatz zu dem mechanischen Prinzip, nach dem gleiche Mittel überall und immer gleiche Wirkungen erzielen.

So ist also schon innerhalb der rein quantitativen Entwicklungsphänomene der Mechanisationsversuch ad absurdum geführt. Nun aber kommen erst die qualitativen Erscheinungen; und die Mechanisation wird zu einer Unmöglichkeit zweiter Potenz. Denn hier bekundet das Gebilde in dem Durchlaufen der genetischen Wandlungsphasen die deutlichste Selbständigkeit gegenüber der Umwelt. Die Entwicklungsfolge: Embryonalzustand, Kindheit, Jugend u. s. w. verwirklicht jedes lebende Wesen an sich selbst bei durchaus konstant bleibender oder beliebig variierender Umwelt; und besondere Beschaffenheiten und Wechselfälle des Milieus können auf jene genetische Ordnung zwar sekundär Einfluß ausüben, sie beschleunigen oder verlangsamen, hemmen oder modifizieren, aber nicht sie erzeugen; hier steht der Mechanik der Außenwelt ein eigenartig mitwirkender Innenfaktor gegenüber. Noch einen Schritt weiter ab von der Mechanisierung führt uns der „genetische Parallelismus“. Das zweijährige Kind der Kulturmenschheit und der Erwachsene der Naturmenschheit stehen unter Umwelteinflüssen, wie sie gegensätzlicher nicht gedacht werden können; und dennoch zeigt die Entwicklung hier und dort deutliche Analogien. Gewiß, sie weisen auch starke Divergenzen auf, und diese mögen getrost auf die Milieuverschiedenheiten zurückgeführt werden; was aber übrig bleibt an Übereinstimmungen, ist um so deutlicher Erzeugnis eines Faktors, der durch das Spiel mechanisch umgetriebener Atome oder blind sich betätigender Energien nicht mehr dargestellt werden kann. Wie sonderbar muß es erscheinen, daß ein Häckel, der jenen genetischen Parallelismus in der Morphologie erst entdeckt hat, seine antimechanistische Bedeutung auch nicht im entferntesten ahnt.

Digitized by Google

2. Entwicklung als Epiphänomen der Selbsterhaltung. — Wie verworren überhaupt die philosophische Orientierung innerhalb des Streites um die Entwicklungstheorie ist, kann man am besten aus der Rubrizierung entnehmen, welche Darwins Selektionstheorie gewöhnlich erfährt. Man sieht nämlich auch in ihr eine Mechanisierung des Entwicklungsprozesses, obgleich die gewählten Erklärungsprinzipien mit Atommechanik oder Energieaustausch nicht das geringste zu tun haben. Die falsche Etikettierung erklärt sich daraus, daß man früher nur die Alternative zwischen exoterischer (Absichts-)Teleologie und Mechanistik kannte, so daß alles, was sich gegen jene wandte, zu dieser gerechnet wurde. Nun ist allerdings das eigentliche Kampfziel des Darwinismus die Widerlegung der Absichtsteleologie: er will beweisen, daß die Arten nicht Erzeugnisse eines bewußten absichtsvollen Schöpfungsaktes seien. In der positiven Erklärung aber benutzt er nicht mechanische, sondern immanent-teleologische Kategorien, freilich nur deren niedere Gruppe, die sich auf die Selbsterhaltung beziehen. Selbsterhaltungsstreben wird durchaus als letzter Kausalfaktor anerkannt; sein Beweisthema ist, daß jener Faktor zur Erklärung der Entwicklungsphänomene genügt, mit anderen Worten: daß die Welt, während sie nur auf Erhaltung tendiert, Fortschritt produziert.

Zergliedern wir wieder die Grundgedanken des Darwinismus nach ihrem logischen und metaphysischen Gehalt.

Gewöhnlich hebt die Selektionstheorie mit jenem Sophisma an, das wir im vorigen Kapitel (S. 273/274) erwähnten und widerlegten: Selbsterhaltung sei kein Problem, sondern eine Selbstverständlichkeit, denn wäre das Existierende nicht selbsterhaltungsfähig, dann wäre es eben nicht. — Die so des Problematischen entkleidete konservative Tendenz finden wir einmal bei allen lebenden Einzelindividuen, als „Selbsterhaltungstrieb“ im engeren Sinne, und das andere Mal in dem Übergang von einer Generation zu einer anderen, als „Vererbung“. Hiermit sollen die Erklärungsprinzipien für alles Weitere gegeben sein.

Der Selbsterhaltungstrieb jedes Individuums gerät mit dem anderer Individuen in Konflikt: Kampf ums Dasein. Zufällige kleine Variationen der konkurrierenden Individuen bewirken, daß

Digitized by Google

das eine in gewisser Hinsicht dem anderen überlegen ist und daher siegt. Sieger bleibt also der Besitzer einer zufällig günstigeren Eigenschaft; als Sieger aber hat er eher als der Besiegte die Aussicht, am Leben zu bleiben und der Erzeuger einer neuen Generation zu werden. Und nun greift das zweite Selbsterhaltungsprinzip ein: die Vererbung stabilisiert, was der Daseinskampf zum Siege geführt hatte; jene zufällig günstigste Eigenschaft wird den Nachkommen überliefert. Jeder dieser Prozesse bringt nur eine minimale Änderung hervor; aber durch Summation unzähliger solcher kleinsten Schritte entsteht schließlich eine hochgradige Veränderung, die nun als Merkmal einer neuen Art angesprochen wird. Daß diese neue Eigenschaft der neuen Art im Hinblick auf die Bedingungen, unter denen diese Art lebt, höchst zweckmäßig ist, erscheint wieder als selbstverständlich; denn ihre zunächst zufällige Zweckmäßigkeit war es ja, die dem Träger der Eigenschaft jedesmal den Sieg im Daseinskampf und damit die Mission, sie zu vererben, verlieh.

Das sind allbekannte Gedankengänge, die hier nur wiederholt wurden, um die Stellung zum Teleologieprinzip zu präzisieren. Wir gehen sogleich zur Kritik über: Ist die natürliche Auslese durch Daseinskampf und Vererbung im stande, sämtliche phänomenalen Merkmale der Entwicklung zu erklären?

Ein Merkmal erklärt sie wenigstens zum Teil ohne Zwang: die horizontale Differenzierung. Da die äußeren Bedingungen des Daseins fortwährenden Komplikationen unterliegen, müssen zwei Gruppen einer Gattung, wenn sie in verschiedene Umweltverhältnisse kommen, diesen verschieden angepaßt werden. Hier kann in der Tat eine zufällige Variation in der Hautfarbe, im Knochenbau, im Nahrungsbedürfnis, gewissen Tieren im Milieu A eine besondere Bevorzugung verleihen, auf Grund deren sie sich besser am Leben halten, die Fortpflanzung vorzugsweise übernehmen und so allmählich ihre Eigenschaft den Nachkommen anzüchten können — während im Milieu B andere Eigenschaften durch die natürliche Zuchtwahl zur Ausbildung kommen.

Damit sind wir aber schon am Ende angelangt; bei allen anderen Merkmalen versagt die Selektion als Erklärungsprinzip. Wir greifen nur einige charakteristische Punkte heraus.

Digitized by Google

Vertikale Gliederung. Hat schon je ein Darwinist versucht, den Übergang der biologischen Formen aus einzelligen Organismen zu vielzelligen durch natürliche Auslese zu erklären? Eine solche Erklärung müßte etwa folgendermaßen lauten: Solange es nur einzellige Wesen gab, hatten diese ganz allgemein die Eigenschaft, sich durch reine Teilung fortzusetzen, d. h. immer wieder in einzellige Wesen zu zerfallen. Hierbei geschah es nun aber das eine oder andere Mal zufällig, daß die Einzelzellen, in die sich ein solcher Organismus geteilt hatte, beieinander und sogar in einem gewissen Zusammenhange blieben. Und siehe da: dieses Monstrum, dieser Rattenkönig war nicht nur lebensfähig, sondern an Lebensfähigkeit seinen Genossen überlegen. Denn die Selbsterhaltungsaufgabe jeder einzelnen Zelle des neuen Aggregats wurde beträchtlich erleichtert dadurch, daß sie mit anderen kopuliert war; es konnte so eine Arbeitsteilung stattfinden; Zelle a konnte der Zelle b etwa das Aufsuchen der Nahrung überlassen und sich dafür um so hingebender mit der Arbeit der Verdauung oder der Fortbewegung beschäftigen, kurz, der Kampf ums Dasein sorgte nunmehr für Stabilisierung der vielzelligen Lebenseinheit. Die tolle Absurdität einer solchen Konstruktion fällt sofort in die Augen; eine der bedeutsamsten Tatsachen aller Selbstentfaltung: daß ein Ganzes sich in eine Vielheit von Untereinheiten zerlegen und doch ein Ganzes bleiben kann, wäre nichts als das Produkt einer zufälligen Mißgeburt!

Extensive Integration: Warum wächst die Zelle an Plasmamasse, das Individuum an Zellen, das Volk an Individuen? Man antworte nicht: Weil die größere Zell-, Tier-, Volks-Einheit im Kampf mit anderen die lebensfähigere ist; denn dies Argument würde sich nur auf die Simultaneität von kleinen und großen Individuen einer Art, nicht im geringsten aber auf das successive Durchlaufen der Stadien von Klein zu Groß innerhalb desselben Individuums beziehen.

Intensive Integration und relative Steigerung. Hier liegt der wichtigste, der eigentlich prinzipielle Einwand gegen die Selektion. Diese arbeitet nämlich mit der Fiktion, der Fortschritt in der Reihe der biologischen Arten geschehe dadurch, daß je eine besondere Eigenschaft sich neu entwickle; und sie hat

Digitized by Google

diese Fiktion nötig, weil die Ursache der großen Veränderungen die allmähliche Summierung aus lauter gleichgerichteten zufälligen Minimalvariationen sein soll. Nun zeigt aber die Erfahrung ein durchaus anderes Bild. Hier sind die Fälle verschwindend selten, in denen eine circumscripte Besonderheit den Sieg im Daseinskampfe entscheidet; normalerweise ist der Kampf vielmehr ein chronischer und nach unzähligen Fronten hin zu führender, bald gegen Hitze und bald gegen Kälte, bald gegen Dürre und bald gegen Nässe, bald mit materiellen und bald mit geistigen Hindernissen. Sieger aber bleibt normalerweise nicht das Spezialgenie oder das Monstrum auf einem Gebiete, sondern dasjenige Individuum, welches eine höhere allgemeine Anpassungsfähigkeit an die Daseinsbedingungen, eine höhere allgemeine Ausnutzungsfähigkeit des verfügbaren Materials, eine intensivere Korrelation aller Einzelfunktionen besitzt. So begegnet uns denn eine Unterscheidung, die wir schon bei den Erhaltungsvorgängen gemacht haben, hier von neuem: die zwischen einseitigen und allseitigen Prozessen. Die einseitige Restitution war, so fanden wir oben, unechte, die allseitige echte Erhaltung. So auch hier: die einseitigen Entwicklungen, die in Summationen einzelner Veränderungen bestehen, sind nur Ausnahmeformen: entweder künstlich gemacht, wie die Züchtungsprodukte der Landwirte, oder Ergebnisse katastrophenhafter, selten vorkommender Erscheinungen; sie haben außerdem nur sehr geringen Umfang, überschreiten nie die Grenzen einer Art und sind vor Rückfall nicht sicher.

Alle echten Entwicklungen dagegen, d. h. diejenigen, die einen endgültigen Fortschritt bedeuten, sind stets allseitig oder radial. Nicht etwas Einzelnes, sondern die Verknüpfung alles Einzelnen zum Ganzen wird anders. Die Korrelation aller Teile zueinander verschiebt sich und verstärkt sich, die Fähigkeit, zur Welt aufnehmend und handelnd Stellung zu ergreifen, wächst gleichzeitig nach verschiedenen Richtungen, die Ökonomisation in der Verwertung des zum Leben nötigen Materials nimmt allseitig zu. Man versuche nur, den Fortschritt von der Amöbe zur Qualle oder vom Affen zum Menschen auf die Variation einer Eigenschaft oder auch auf die successive Variation von lauter einzelnen Eigenschaften zu reduzieren! Und beschränken wir uns selbst

Digitized by Google

auf eine Einzelfähigkeit: ist der Mensch in Bezug auf Temperaturanpassung den Tieren dadurch überlegen, daß er besser als jene Polarkälte ertragen kann? Oder dadurch, daß er besser Tropenhitze ertragen kann? Oder nicht vielmehr dadurch, daß er nach beiden Seiten hin mehr ertragen kann, daß die Breite seiner Temperaturangepaßtheit eine größere ist? Eine solche größere Weite des Pendelnkönnens aber ist nicht mehr durch zufällige Variation und deren Summierung erklärbar, denn diese muß sich prinzipiell immer auf ein inhaltlich festgelegtes Einzelverhalten beziehen. — Oder man nehme die wunderbare Tatsache der Mimicry und Schutzfärbung. Diese vollendete Anpassung von Tieren an das Aussehen von Pflanzen oder von anderen Tieren bezieht sich stets zugleich auf alle wesentlichen sichtbaren Merkmale. Ein solcher Schmetterling, der, zusammengeklappt an einem Zweig sitzend, von den daran haftenden Blättern nicht zu unterscheiden ist, zeigt in seinem Umriß genau die Zickzackform des Blattes, ahmt in der Zeichnung Mittel- und Seitenadern nach und hat die genaue Färbung der Blätter. Hier beruht die Zweckmäßigkeit nur in dieser durchgängigen Ähnlichkeit; eine allmähliche stufenweise Anähnelung durch lauter kleine Variationen wäre undenkbar, weil, solange nicht das Endresultat erreicht ist, von einem Mehr-oder-weniger-Angepaßtsein und somit von einer Auslese des Passendsten keine Rede sein kann. — Was hier an zwei groben Beispielen dargestellt ist, gilt im Kleinen und Kleinsten von jedem Entwicklungsfortschritt. Er bezieht sich stets auf die allgemeine teleologische Form des Ganzen, die eine Fülle gleichzeitiger zielstrebiger Einzeländerungen in sich schließt.

Bei den qualitativen Merkmalen der Entwicklung brauchen wir nicht erst zu verweilen; die relative Unabhängigkeit des Eintretens der Entwicklungsphasen von den Bedingungen der Umwelt ist durch keine Milieutheorie verständlich zu machen, also auch nicht durch die Selektion.

Übrigens soll mit dieser Kritik nicht etwa die Bedeutung des Daseinskampfes und der natürlichen Auslese für die Entwicklung überhaupt geleugnet werden; bekämpft wird nur der Wahn, daß das Selektionsprinzip ein eigenes Prinzip überflüssig mache, daß also aus den konservativen Tendenzen allein schon die Progression

Digitized by Google

abzuleiten sei. Wir werden später sehen, daß die natürliche Auslese im Konkurrenzkampf als ein der Selbstentfaltungstendenz superponierter Faktor eine bedeutende positive Rolle spielt.

3. Entwicklung als Epiphänomen von Anpassungsakten. — Eine dritte Entwicklungstheorie bringt uns der Wahrheit eine beträchtliche Strecke näher, indem sie die Entwicklung bereits als Ergebnis eines immanent teleologischen Prinzips, nämlich der direkten Anpassung, hinstellt; indessen ist dies doch nicht im stande, alle wesentlichen Merkmale der Entwicklung verständlich zu machen.

Auch bei den mechanisch sein sollenden Theorien eines Darwin oder Spencer spielt ja die Anpassung eine große Rolle, aber nur als Mittelglied, nicht als Anfangsglied der Gedankenreihe; denn wie sie einerseits den Inhalt der Entwicklung bestimmen soll, soll sie doch andererseits selbst noch aus elementareren Vorgängen ableitbar sein. Anders dachte Lamarck, der lange vor Darwin und Spencer die ungeheure Rolle der Anpassungstätigkeit intuitiv begriff; und ihm schließt sich jene moderne Richtung an, die als Neo-Lamarckismus bezeichnet wird. Auch sie will den ganzen Inhalt der Entwicklung aus Anpassungen ableiten, erkennt aber zugleich die Unmöglichkeit, diesen Prozeß mechanisch aufzulösen, und sieht daher in ihm eine teleologische Elementarfähigkeit alles Organischen: „direkte Anpassung".

Der große, nie wieder verlierbare Grundgedanke der Anpassungstheorie ist dieser. Die tausendfältige zweckmäßige Zusammenstimmung, die zwischen den Organen und Funktionen der Lebewesen einerseits und deren äußeren Lebensbedingungen andererseits besteht, mußte von der vor-evolutionistischen Anschauung als eine Tausendfältigkeit von lauter isolierten Schöpfungswundern angesehen werden: Wie wunderbar, daß das Auge geeignet ist, das Licht zu perzipieren; daß die im Wasser lebenden Vögel Schwimmhäute haben, die ihnen die Bewegung im Wasser erst ermöglichen; daß die Blattlaus die grüne Farbe der Blätter hat, wodurch sie vor Feinden geschützt ist; daß der Mensch vermöge seines Bewußtseins geeignet ist, vergangene Erlebnisse aufzubewahren, und zu künftigen schon im voraus Stellung zu nehmen u. s. w. u. s. w.! —

Digitized by Google

Die Anpassungstheorie macht alle diese speziellen und exoterischen Zweckmäßigkeitswunder zu bloßen Anwendungsformen eines Zweckmäßigkeitswunders, und zwar eines esoterischen: nämlich der jedem lebenden Wesen innewohnenden Fähigkeit, seine Funktion in eine möglichst günstige Einstellung gegenüber den Umgebungseinflüssen zu bringen. Wirken nun solche Einflüsse viele Generationen hindurch stetig ein, so vermag jene günstige Einstellung nach einer bestimmten Richtung hin dauernd fortzuschreiten, bis ihr Maximum, d. h. eine möglichst vollkommene Anpassung erreicht ist. Licht und Auge passen so gut zusammen, weil das Auge sich dem Lichte entgegen gebildet hat; die Schwimmfüße sind für das Wasserleben so geeignet, weil sie erst durch den Einfluß des Wassers entstanden sind; die Pflanzen des Feldes sind dem Menschen als Nahrung so zuträglich, weil seine Aufnahme- und Verdauungs-Organe sich den zur Verfügung stehenden Nahrungsmitteln angepaßt haben u. s. w. Geraten nun zwei Gruppen ursprünglich gleicher Individuen unter dauernd verschiedene Umweltbedingungen, so muß eine verschiedene Anpassung, d. h. eine Differenzierung entstehen. Und da die äußeren Daseinsbedingungen sich fortschreitend immer mehr komplizieren, so muß fortschreitende Anpassung auch die Individuen immer komplexer gestalten. So erklären sich nicht nur die speziellen Zweckmäßigkeiten der Arten, sondern auch ihre Differenzierung und ihre Integration, kurz wesentliche Seiten der Entwicklung, aus dem Anpassungsprinzip. Und ebenso ist die Übertragung des Prinzips auf Entwicklungsvorgänge psychischer, sozialer, historischer, kultureller Art gerechtfertigt. Einwandfrei ist ferner die kausale Auffassung der Anpassungsphänomene: daß sich in ihnen eine unmittelbare Zielstrebigkeit bekunde, die auf keine Weise in bloße Mechanik aufgelöst werden könne. Wir hatten ja schon vorhin bei dem Beispiel der Mimicry gesehen, wie hilflos die Selektionsmechanistik diesem Anpassungsprozeß gegenübersteht.

Für uns ordnet sich die direkte Anpassung ohne weiteres einem längst gesicherten Gedankeninhalt ein, nämlich der Teleologie der Selbsterhaltung. Bekanntlich hatten wir als „echte“ Selbsterhaltung nur diejenige angesprochen, bei der die

Digitized by Google

Restitutionen radial verlaufen, d. h. wo auf beliebige Störungen das Gebilde immer wieder in der Richtung auf Herstellung seines Gleichgewichts zu reagieren vermag, also sich den jeweiligen Reizen und Eingriffen „anpaßt". Wir hatten dort, wo wir den Begriff der Selbsterhaltung im engsten Sinn behandelten, nur diese fortwährenden Einzelanpassungen des Moments erwähnt; aber auch die fortschreitende Anpassung, die ein Bestandteil der Entwicklung ist, gehört unter kausalen Gesichtspunkten in die gleiche Kategorie. Jede Anpassung ist ein Selbsterhaltungsakt und nichts anderes. Solange die Umwelteinflüsse um eine stillstehende Mittellinie pendeln, pendeln auch die Anpassungsakte des Individuums um einen konstanten Gleichgewichtszustand; schreitet dagegen der Schwerpunkt der Umwelteinflüsse allmählich nach einer bestimmten Richtung vor, so kommt das Selbsterhaltungsstreben des Individuums diesem Fortschreiten durch eine allmähliche Verlegung des eigenen Restitutionsmittelpunkts nach, um immer in gleich günstigem Verhältnis zur Umwelt zu bleiben. Da aber alle echten Selbsterhaltungsphänomene, wie wir oben gesehen haben, Selbsterhaltungsfähigkeit als nicht weiter reduzierbare *causa finalis* voraussetzen, so hat der Lamarckismus recht, auch die Anpassung als ein nicht mechanisierbares teleologisches Wirkungsprinzip anzunehmen.

Aber mit dieser Einordnung der Anpassung unter die Kategorie der Selbsterhaltung ist auch die Unzulänglichkeit des Lamarckismus als Entwicklungstheorie gegeben. Selbsterhaltung ist stets bloße Reaktion, ein Wirken, das des äußeren Anstoßes bedarf, und dessen Richtung und Größe durch den äußeren Anstoß bestimmt sind; sonach ist auch die Anpassungslehre eine — wenn auch teleologische — Milieutheorie. Damit erweist sie sich als unfähig, zwei grundwesentliche Entwicklungsmerkmale, nämlich 1. die relative Steigerung, 2. die feste Ordnung der qualitativen Entwicklungsperioden, zu erklären. Wäre Anpassung das alleinige Evolutionsprinzip, dann gäbe es keine Entwicklung, wenn es nicht fortwährende Änderungen der Umweltbedingungen gäbe; und es gäbe nur gerade so viel Entwicklung, als die äußeren Bedingungen verlangen. Der Erfolg wäre höchstens ein Konstantbleiben des Verhältnisses zwischen Innen und Außen; nie aber könnte eine

Digitized by Google

Verschiebung zu Gunsten des Innen, ein Hinausgehen der Entwicklung über das durch äußere Gründe gebotene, ein Wachsen und Sich-Steigern, ein Reifen und Sich-Wandeln auch unter konstanten Umweltbedingungen möglich sein. Dies aber ist ja gerade der Wesenskern aller Entwicklung. Anpassung mag in unendlich vielen Einzelfällen die konkrete Ausgestaltung des Gebildes bestimmen, aber nicht, indem sie ein spontanes Entwicklungsstreben überflüssig macht, sondern indem sie dies spontane Streben nach einer bestimmten Richtung hin determiniert. Was wir oben von der Selektion sagten, gilt auch von der Anpassung; sie hat ihren Platz als ein dem Selbstentfaltungsstreben superponiertes Prinzip.

4. Entwicklung als Urphänomen. — Wenn die Tatsache der Entwicklung weder auf Mechanik, noch auf Selektion, noch auf direkte Anpassung restlos zurückführbar ist, so bleibt nichts anderes übrig, als sie zu einem Urphänomen zu machen, d. h. ein selbständiges, auf Fortschritt und Wachstum eingestelltes Ursachprinzip anzunehmen. Diese Ursache kann wieder entweder eine von außen als Absicht wirkende, oder eine von innen als Anlage wirkende sein. Da wir sämtliche Mängel und Widersprüche der exoterischen Absichtsteleologie an zahlreichen früheren Stellen behandelt haben, so beschränken wir uns hier auf die Erörterung der immanenten Entwicklungskausalität.

Oft genug im Verlauf der Philosophiegeschichte ist die Existenz einer solchen behauptet worden, bald für spezielle Gebiete, bald für das Universum, hier als Prinzip der Individualentwicklung, dort als Triebkraft überindividueller Vorgänge. So enthält z. B. Leibnizens Monadenlehre die Entwicklungsimmanenz des Einzelindividuums bereits in voller Schärfe. Niemals aber ist der Gedanke eines immanenten Fortschrittstrebens in solcher Universalität durchgeführt worden, wie von Hegel; ist ihm doch der gesamte Weltprozeß in Physis und Psyche, in Natur und Kultur nichts anderes, als eine einzige Totalentwicklung, bestimmt durch eine einzige ihr innewohnende Zielstrebigkeit. Die schon oben erwähnte Formel: Thesis, Antithesis und Synthesis, ist für Hegel nicht nur ein beschreibender Ausdruck für das qualitative Verhältnis

Digitized by Google

der aufeinanderfolgenden Epochen, sondern zugleich das Kausalprinzip. Teleologisch ist ihm die Welt, denn sie ist die fortschreitende Verwirklichung der Weltvernunft. Vernunft aber verwirklicht ihre Aufgabe stets in der Form des dialektischen Ideenfortschritts; jeder Inhalt (Thesis) muß sich auf Grund eines ihm immanenten logischen Zwangs bis zum Äußersten ausschöpfen, überschreitet hierbei seine Grenze und schlägt in sein Gegenteil um (Antithesis), bis dann in einer höheren dritten Stufe die scheinbare Unvereinbarkeit beider Stufen synthetisch aufgehoben wird — und nun beginnt diese Versöhnung als neue Thesis einen neuen ebenso verlaufenden Dreitakt u. s. w. *in infinitum*.

Diese Lehre, nach welcher alles, was wird, an seiner Stelle relative Berechtigung und Notwendigkeit als Durchgangspunkt und partielle Verwirklichung der Wahrheit erhält, hat uns erst eigentlich historisch denken und urteilen gelehrt; denn sie machte die Geschichte aus einer beliebigen Ereignissuccession zu einem sinnvollen, von großartiger Zielstrebigkeit beherrschten Zusammenhang. Aber dieses unsterbliche Verdienst Hegels darf uns nicht blind machen dagegen, daß sein dialektisches Prinzip als ursächliche Ableitung aller Entwicklung unannehmbar ist.

Zunächst ist es zu monistisch. Es kennt nur ein durch das All sich hinziehendes Entwicklungsganzes, in welchem jeder speziellere Prozeß nichts als unselbständige Phase ist — während uns die Phänomenologie aufs deutlichste unzählige in sich abgeschlossene, also zueinander relativ selbständige Entwicklungsprozesse zeigte. Hegel wird der Individualisierung der Welt nicht gerecht.

Sodann ist sein Prinzip zu abstrakt. Es mag richtig sein, daß die Folge von Thesis, Antithesis und Synthesis in jedem Entwicklungsprozeß feststellbar ist — aber gerade diese Allgemeinheit beweist, daß wir eben damit nur eine rein formale Seite alles Sich-Entwickelns, aber nicht die Ursächlichkeit des Sich-Entwickelns getroffen haben können. Jede Evolution zeigt, abgesehen von jenem formalen Verhältnis, unendlich viel des Konkreten, des charakteristisch Besonderen, wofür unser Kausaltrieb ebenso eine Ursächlichkeit verlangen muß, wie für die allgemeine Form. Es muß eben anerkannt werden, daß eine Rationalisierung der Ent-

Digitized by Google

wicklung, d. h. ihre kausale Reduktion auf eine begriffliche Allgemeinheit nicht möglich ist, daß wir vielmehr individuelle Ursächlichkeiten als zureichende Gründe postulieren müssen.

Endlich ist Hegels Prinzip, im extremen Gegensatz zur Milieutheorie, zu einseitig in der Betonung der Entwicklungsimmanenz. So unberechtigt es ist, ein sich entwickelndes Ganzes lediglich zum passiven Spielball äußerer Einflüsse zu machen, so wenig ist es der volle Ausdruck der Wahrheit, wenn man es in seinem Werden ganz und gar nur von innen heraus, nämlich durch die ihm innewohnende logische Zielstrebigkeit, bestimmt sein läßt, dem blindmechanischen Außen aber gar keinen Einfluß einräumt. Auch hierin kommt Hegels Rationalismus zum Ausdruck; er verkennt, daß durch das Aufeinanderprallen verschiedener Teleologien, die sich teilweise fremd gegenüberstehen, in die Verwirklichung einer jeden ateleologische Elemente hineinkommen müssen, daß daher die einzelne Entwicklung stets nur eine Resultante aus ihrer teleologischen Anlage und ihren Umweltbedingungen sein kann.

Zum Teil ähnliche, zum Teil andere Einwände lassen sich auch gegen alle sonst versuchten immanent-teleologischen Entwicklungstheorien machen. So gilt für Leibnizens Monadenlehre ebenfalls der letzte Einwand: die Monade soll ja keine Fenster haben; es müßte sich daher ihre tatsächliche Entwicklung absolut mit der Verwirklichung des innerlich Angelegten decken. Außerdem berücksichtigt die Monadologie lediglich die gegeneinander ganz selbständigen Entwicklungen der Einzelindividuen, hat aber keine Möglichkeit, die überindividuellen Evolutionen: der Arten, Völker, Kulturerscheinungen, mit zu umfassen. Hierin ist Leibniz, im scharfen Gegensatz zu Hegel, zu sehr individualistisch.

Eine Entwicklungstheorie, die allem gerecht werden soll, muß die Mitte halten zwischen der einseitigen Milieutheorie eines Darwin, Spencer, Lamarck und der einseitigen Immanenztheorie eines Hegel und Leibniz; sodann wieder die Mitte zwischen Hegels extremem Universalismus und Leibnizens extremem Individualismus. Diese Forderungen erfüllt das Prinzip der personalen Selbstentfaltung.

Digitized by Google

III. Selbstentfaltung als personales Kausalprinzip.

1. Allgemeines. — Das Ergebnis, daß die Entwicklung ein Urphänomen sei, hatten wir schon im vorigen Abschnitt gewonnen. Als Urphänomen setzt es eine eigene, auf seine Verwirklichung gerichtete Ursächlichkeit voraus. Diese Ursächlichkeit muß jedesmal dort vorhanden sein, wo ein individueller, nicht mechanisierbarer Entwicklungsprozeß mit seiner Auseinanderfaltung der qualitativ unterschiedenen Epochen vorliegt; sie ist also nicht einmalig universell, sondern vielfältig individualisiert anzunehmen. Nun hatte uns aber schon die Erkenntnistheorie gelehrt, daß wir letzte Ursächlichkeiten nicht abstrakt in der Luft schwebend denken können, sondern hypostasieren müssen; das gilt auch von demjenigen Wirken, welches Entwicklung als Urphänomen hervorbringt. Da wir aber ferner als Ursachensubstrate nur „Personen" anzuerkennen vermögen, so kommen wir zu dem Schluß: Entwicklung als Urphänomen ist nur möglich an Personen und durch Personen. Diejenige Tätigkeit einer Person aber, durch welche sie an sich selbst Entwicklung erzeugt, bezeichnen wir als Selbstentfaltung.

So ist denn unsere Betrachtung wieder am Ende eines Kreisganges angelangt: wir haben auf dem Wege der Kritik diejenige Kausalauffassung der Entwicklung gewonnen, die wir an früheren Stellen[1]) dogmatisch aufgestellt hatten. Wir brauchen daher hier unsere Theorie der Selbstentfaltung nicht noch einmal ausführlich zu wiederholen, sondern nur darzulegen, auf welche Weise sie sämtliche in der Phänomenologie genannten Entwicklungsmerkmale zu erklären fähig sei.

Die Phänomenologie hatte uns gezeigt, daß nicht alle Entwicklungen durchaus gleichwertig waren, daß z. B. gewisse Prozesse zwar einige quantitative Merkmale, aber nicht die qualitativen Merkmale besitzen; und wir hatten deshalb schon vorgreifend von „echten" und „unechten" Entwicklungen gesprochen. Jetzt ist dieser Unterschied kausal abgeleitet. Entwicklung zeigen können beliebige Daseinsformen, Personen wie Sachen, Individuen wie

[1]) S. 169ff., S. 191ff., S. 214ff., S. 258ff.

Digitized by Google

Einzelfunktionen (z. B. die Sprache); Völker wie Fabriken und Vereine; Selbstentfaltung üben können nur wirkungsfähige Wesenheiten: Personen, aber nicht Sachen, Individuen, aber nicht Einzelfunktionen, Völker, aber nicht Fabriken und Vereine. Spielt sich also eine Entwicklung ab an einem Gebilde, das dem Kriterium der Person nicht genügt, so ist sie Sekundärphänomen und muß daher auf eine noch weiter zurückliegende Ursächlichkeit reduziert werden. So ist die Entwicklung der Sprache kausal verständlich nur als Partialerscheinung in der Selbstentfaltung eines Individuums oder der Menschheit; die Entwicklung eines Vereins nur, insofern man ihn als Organ in einem Organismus (einem Volk, der Menschheit) auffaßt und seinen Spezialzweck zu dem konkreten Selbstentfaltungsziel dieses organischen Ganzen in Beziehung setzt. Man erkennt wohl jetzt, wie der Kern des Entwicklungsproblems völlig verschleiert werden mußte, solange man mit Vorliebe sächliche (also unechte) Entwicklungen, z. B. die fortschreitende Arbeitsteilung und -Vereinigung in einer Fabrik, zum Paradigma wählte.

An die Stelle der Hegelschen Universal-Entwicklung des Alls, in deren Einheitlichkeit alles Spezielle nur Phase ist, tritt für uns, da wir eine Hierarchie von Personen annehmen, eine Hierarchie von individuellen Selbstentfaltungen. Jede personale Entwicklung stellt demnach einerseits eine besondere genetische Einheit dar, ist andererseits aber auch Bestandteil und Etappe in einem ihr übergeordneten Personalprozeß höherer Stufe (vergl. S. 194).

Die Entwicklung einer endlichen Person ist möglich nur auf Grund der ihr immanenten Selbstentfaltungstendenz; wirklich wird sie aber erst durch das Zusammenspiel dieses Strebens mit den Umweltbedingungen, die ihm nicht nur das Material der Betätigung liefern und seine noch unbestimmte Richtung eindeutig bestimmen, sondern auch seiner absoluten Realisation Schranken setzen.

Die Wahrheit liegt also in der Verbindung der beiden Faktoren, deren je einer von den Milieutheoretikern und den Immanenztheoretikern verabsolutiert worden war. Wir betrachten zunächst den Innenfaktor für sich, sodann die Bedeutung des Außenfaktors.

Ein Schlußabschnitt endlich wird zu zeigen haben, daß das

Digitized by Google

Prinzip der Selbstentfaltung auch noch für ein weiteres großes Problem, für das des Ursprungs der Personen, den Weg zur Lösung weist.

2. Der Innenfaktor der Selbstentfaltung. — Sämtliche phänomenalen Merkmale der Entwicklung sind in ihrem Wesenskern durch den Innenfaktor bedingt. Denn das den Personen immanente Streben nach Fortschritt hat eine quantitative und eine qualitative Seite; jene geht auf Expansion, diese auf Anlageverwirklichung.

a) Expansionstendenz. Nietzsche's Satz: „Der traf wahrlich die Wahrheit nicht, der das Wort nach ihr schoß vom Willen zum Dasein; nicht Wille zum Dasein, so lehre ich's dich, nein, Wille zur Macht!" spricht eine tiefe Wahrheit aus; nur müssen wir den Gedanken noch verallgemeinern, indem wir statt des psychologischen Ausdrucks „Wille" den metapsychischen „Streben" oder „Tendenz" setzen. Es soll damit ausgesprochen werden, daß die Expansionstendenz einer Person einen gleich elementaren Charakter hat, wie die bloße Erhaltungstendenz, und nicht auf sie zurückgeführt werden kann. Was wir oben als die quantitativen Entwicklungsmerkmale beschrieben, haben wir nunmehr als verschiedene Ausstrahlungen dieser einheitlichen Expansionstendenz zu verstehen, in der die Person darauf geht, mehr zu sein, d. h. sich ständig über sich selbst hinauszuführen (absolute Steigerung), und mehr zu haben, d. h. die Welt in immer größerem Maße in sich hineinzunehmen (relative Steigerung). Ein sich entfaltendes Ganzes strebt also, sich zu erweitern durch Aufnahme immer größerer Massen in die Sphäre seines Seins; es strebt, diese größere Masse innerlich auszugestalten zu immer mannigfaltigerem Reichtum und die so verschiedenartigen Elemente in eine immer innigere Korrelation zu bringen; es strebt aber zugleich, diesen Aufbau seiner selbst nicht nur horizontal, sondern auch vertikal zu gliedern, und so die Zahl der Stufen, die in ihm enthalten sind, zu vermehren. Und im Dienst dieses Strebens steht die Fähigkeit der fortschreitenden Ökonomisation, welche das Maß der vorhandenen Kräfte und Mittel zu immer größeren Leistungen ausnutzt, steht endlich die Erweiterung und Vermannigfachung der Anpassungs-

Digitized by Google

fähigkeit, wodurch ein immer größerer Bereich von Daseinssphären dem Individuum zugänglich gemacht wird.

Wenn wir hier überall von „Streben" sprechen, so bedeutet dies natürlich nicht eine bewußte, auf jene Ziele gerichtete Absichtstätigkeit, sondern lediglich eine, jenseits von Bewußtsein und Unbewußtsein waltende, teleologische Wirkungsfähigkeit. —

b) Anlageverwirklichung.

„Vor jedem steht ein Bild des, was er werden soll;
Solang er das nicht ist, ist nicht sein Friede voll."
(Rückert, Angereihte Perlen.)

Mit dem Expansionsstreben verbindet sich bei aller Selbstentfaltungsbetätigung eine qualitative Wirksamkeit, welche darauf geht, die Entwicklungsmetamorphosen in der schon früher erwähnten festen Ordnung hervorzubringen. Gerade diese bestimmte Phasenfolge war uns ja ein Hauptargument gegen die Versuche gewesen, die Entwicklung als von außen gemacht hinzustellen; will man bei ihr nicht plötzlich dem Kausalitätsbedürfnis Halt gebieten, so bleibt nichts anderes übrig, als in ihr das Erzeugnis einer inneren Kausalität zu sehen. Damit stoßen wir wieder auf den Begriff der Anlage, den wir in der allgemeinen Übersicht über die Teleologie (S. 244 ff.) ausführlich behandelt und im Kap. XI (S. 256 f.) unserem System eingereiht haben.

Wie schon dort erörtert, ist die „Anlage", also die Möglichkeit etwas zu werden, nicht selbst als letzte Kausalität aufzufassen, sondern auf etwas noch tiefer Liegendes zurückzuführen; denn wirksam sein kann nur, was wirklich ist, das konkrete Seiende, die Person. Die Person hat „Anlagen", weil ihr Wirken sich durch die Zeit erstreckt und daher in irgend einem Zeitpunkt nicht alle Wirksamkeiten der Person tatsächlich ablaufen. Dies gilt für ihre Selbsterhaltung ebenso wie für die Selbstentfaltung. Der Unterschied besteht nur darin, daß die Anlage zur Selbsterhaltung mit stets identischem Ziel betätigt wird, während die Anlage zur Selbstentfaltung in den aufeinanderfolgenden Zeitpunkten verschiedene Ziele hat, sich also schrittweise verwirklicht. Freilich bedarf sie zu dieser Verwirklichung auch der Außenwelt (was man unbedingt im Gegensatz zu Leibniz annehmen muß); aber wir haben wohl die methodologische Möglichkeit, an einem Entwick-

Digitized by Google

lungsprozeß zu scheiden, was der immanenten Selbstentfaltungsteleologie, und was der Umwelt verdankt wird. Als innerlich angelegt muß nämlich gelten, was unter verschiedenen Umweltbedingungen gleich und unter gleichen Umweltbedingungen verschieden abläuft. So ist innerlich angelegt die Aufeinanderfolge von Embryonal-, Kindheits-, Jugend-, Reife- und Alterszustand; denn jedes lebende Wesen, das nicht vorzeitig zu existieren aufhört, macht, wie verschieden auch die Umweltbedingungen sein mögen, stets jene Reihe durch; und jedes einzelne Wesen geht, selbst wenn seine Umwelt sich gleich bleibt, aus dem einen Zustand in den anderen über. Das Entsprechende gilt von allen festen Ordnungen, welche die Phänomenologie der Entwicklung aufzuzeigen vermag; sie sind, wie wir es schon oben (S. 298) vorwegnehmend ausdrückten, Successionen von inneren „Reifungen". —

Neben der genetischen Ordnung stand das qualitative Merkmal des genetischen Parallelismus (S. 299), der sich nunmehr zwanglos dem System einfügt. Wir müssen hierfür auf jene Tatsache der „Partizipation" zurückgreifen, die wir schon bei der Selbsterhaltung erwähnt hatten (S. 284). Eine Person übt, so fanden wir, „Eigenschaftserhaltung", indem sie alle ihre Teile, die gleichzeitigen wie die successiven, an ihrer Gesamtqualität partizipieren, bezw. diese Qualität immer wieder von einem Teil auf den Nachfolger übertragen läßt. So weisen alle Deutschen die Qualität des Deutschtums auf, weil sie eben Bestandteile der deutschen Volkspersönlichkeit sind, welcher das Deutschtum als ihre individuelle Beschaffenheit zukommt. Das entsprechende gilt nun aber auch von jenen Qualitäten eines personalen Ganzen, die nicht dauernd als Inhalte seiner Selbsterhaltung, sondern successiv als Phasen seiner Selbstentfaltung auftreten. An dieser Qualitätenfolge partizipieren die Elemente ebenso, wie an einer Dauerqualität; die Zugehörigkeit einer Unterperson zu einer Überperson bekundet sich also darin, daß diese die innere Entwicklungsordnung jener übertragen erhält, d. h. in verkleinerter Form eine entsprechende Reihe durchläuft. Das ist der genetische Parallelismus. Die Übereinstimmungen, die sich zwischen der Psychogenesis des menschlichen Einzelindividuums und der Mensch-

Digitized by Google

heit zeigen, sind nichts anderes, als der Ausdruck für die Tatsache, daß sich das innere Wesen der Menschheitseinheit, also auch ihre geschichtliche Entwicklungstendenz, an den Teilen gleichsam reflektiert, oder besser: in sie projiziert.

Bei dieser Anwendung des neuen Gesichtspunktes auf den Menschen zeigt sich wieder, daß eine Beziehung, die man bisher im Psychischen suchte, ins Metapsychische verlegt werden muß. Aus der langen Zeitspanne, welche die Menschheit für ihren Entwicklungsprozeß braucht, schneidet jedes Einzelindividuum mit seiner realen Existenz nur ein verschwindend kleines Zeitfragment heraus. Man fühlte nun, daß sich das Teilhaben des Einzelnen am Ganzen nicht endgültig auf jenes zufällige Zeitbruchstück beschränken könne, daß er vielmehr auch irgend wie zu der geschichtlichen Vergangenheit des Ganzen Beziehung haben müsse. Diese Beziehung aber suchte man allein in der Sphäre des Bewußtseins. Das geschichtliche Bewußtsein hebt, so meinte man, den Menschen darüber hinaus, ein bloßes Exemplar der augenblicklichen Menschheitsphase zu sein; er kann ihre Vergangenheit im Geiste wieder aufleben lassen, fühlt sich mit ihr verbunden und durch sie bedingt. — Sicher ist dies richtig, aber ebenso sicher nicht das Wesentliche. Der Einzelne rekapituliert die Entwicklungsimmanenz seiner Art in sich selbst, unabhängig von etwaigem historischen Bewußtsein; nicht nur als Vorstellung, sondern als sein eigenes Leben wird die Vergangenheit in verkürzter und verdichteter Form noch einmal in ihm gegenwärtig; und die bewußte Geschichte ist nur die letzte und höchste Form dieser gelebten Geschichte.

Über die Gründe, welche die Unvollständigkeit des genetischen Parallelismus bedingen, vergleiche man den Schluß des nächsten Abschnitts. —

Das dritte qualitative Merkmal der Entwicklung war der genetische Rhythmus (S. 301); er ist zu erklären aus dem Zusammenwirken der beiden personalen Kausalitäten, der Selbsterhaltung und der Selbstentfaltung, und ordnet sich der in der Ontologie gegebenen Lehre vom „Phasenwechsel" ein. (S. S. 173.)

Die Selbstentfaltung als der Weg zum personalen Maximum ist niemals für sich allein vorhanden, sondern superponiert sich

Digitized by Google

der breiten dauernden Unterlage, die durch die Selbsterhaltung, das personale Minimum, gebildet wird. Und sie superponiert sich ihr nicht nur, sondern geht auch fortwährend in sie über. Was eben aktuelle Tat der Selbstentfaltung war, wird sofort als Dauerfunktion in das Reich der ständigen Selbsterhaltung abgeschoben, damit die Selbstentfaltung wieder neue Ziele suchen könne und neue Kräfte frei bekomme. So ist die Kette der Selbstentfaltungsakte niemals eine in sich geschlossene kontinuierliche Linie, sondern eine Reihe von immer wieder neu einsetzenden Epochen, zwischen denen die Verbindung durch das ununterbrochene Walten der Selbsterhaltung gebildet wird; nach jedem neuen Entwicklungsschritt folgt die Pause, in der das Neue assimiliert und zugleich die Kraft zu einem ferneren Schritt gesammelt wird; es ist, als ob die Selbstentfaltung gleich dem Riesen Antäus ihre neue Betätigungsmöglichkeit aus der Berührung mit dem Mutterboden der bloßen Selbsterhaltung ziehen müsse.

3. Der Außenfaktor der Selbstentfaltung. — Jedem sich entfaltenden Ganzen steht die Welt gegenüber, aber nicht nur, wie es die Mechanisten wollen, als Feind, als Zwang, als Schranke, sondern zugleich als Material, als Werkzeug, als Stütze. Eine ganz auf sich selbst gestellte und in sich selbst bleibende Selbstentfaltung ist im Bereich des Endlichen ebensowenig möglich, wie der Zustand absoluter Passivität, in dem das sich Entwickelnde zum bloßen Spielball seiner Daseinsbedingungen wird. Wir müssen uns daher darüber klar werden, in welcher Weise der Außenweltfaktor in die Zielstrebigkeit des Innenfaktors positiv und negativ eingreift.

Sofern Entfaltung auf Expansionsstreben beruht, soll ja gerade das Verhältnis zur Welt zu Gunsten der Person verschoben werden. So greift hier — im Gegensatz zur Annahme der Milieutheorie — die Person über auf die Welt, nicht die Welt auf sie. Es liegt ein tiefer Sinn in dem Gedanken Fichtes, daß das Ich erst das Nicht-Ich setze als die Schranke, an deren Überwindung das moralische Vervollkommnungsstreben sich zu verwirklichen vermöge. Aus dem Moralischen ins Allgemein-Teleologische und aus der subjektiven Ichfassung ins Objektiv-Personale übersetzt

Digitized by Google

heißt dies: die Person, in der ein Streben nach Selbststeigerung lebt, gestaltet sich die Welt zum Objekt, an dem jenes Streben Widerstand und durch den Widerstand die Möglichkeit zur Betätigung erhält. Die Welt wird zum Material, das bewältigt und einverleibt werden soll.

Sehr viel verwickelter ist die Beziehung der qualitativen Selbstentfaltung zum Außenweltfaktor. Die Anschauungen hierüber pendeln gewöhnlich zwischen zwei Extremen hin und her, dem nativistischen und dem empiristischen Standpunkt (wir erweitern hier den Sprachgebrauch, der bisher jene Ausdrücke hauptsächlich auf die geistige Entwicklung bezog, auf alle Entwicklung überhaupt). Der extreme Nativismus hält das, was aus einer Person werden kann, von vornherein für fest gegeben — sei es als von Anbeginn an fertige Funktion, sei es als zunächst latente, aber in ihrer späteren Entwicklung eindeutig bestimmte Anlage; — der extreme Empirismus sieht in der Person ein formloses Stück Wachs, das erst durch die von außen kommenden Beeinflussungen zu einer bestimmten Gestalt geknetet wird. Da wir den extremen Empirismus schon oft bekämpft haben — er ist ja mit der Milieutheorie identisch — werden wir hier vor allen Dingen unsere Stellung zum Nativismus klarzulegen haben.

Wir wissen, daß die feste Ordnung der qualitativen Entwicklungsepochen auf einen immanenten Ursachfaktor zurückgeht, sind aber weit davon entfernt, diesen in nativistischer Weise als starre und eindeutige Vorausbestimmtheit zu fassen. Das wäre eine völlige Verkennung des Wesens teleologischer Kausalität überhaupt. Denn eindeutig ist bei dieser stets nur die Tendenz auf optimale Annäherung an das Ziel; vieldeutig aber sind die Mittel und Wege, die hierzu benutzt werden. Das hatten wir schon bei der Selbsterhaltung gesehen, wo gerade nicht die inhaltlich genau festgelegte Restitution, sondern die radiale, also vielseitige Selbststeuerung das Kriterium echter Selbsttätigkeit war. Und so auch bei der Selbstentfaltung. Innerlich angelegt ist freilich die Tendenz, gewisse qualitative Phasen nacheinander zu realisieren; aber diese Tendenz kann je nach den zur Verfügung stehenden Mitteln, Hemmungen und Förderungen der Außenwelt bald auf diesem, bald auf jenem Wege, bald direkt, bald mit Umschweifen, bald

Digitized by Google

in diesem, bald in jenem Grade zur Verwirklichung kommen. So bedeutet z. B. das „Werde, was du bist!“ für das menschliche Individuum nicht, daß im Säugling der ganze Gang seiner Zukunft schon in verdichteter Form deponiert sei und sich nachher nur zeitlich auseinander zu falten brauche, sondern es bedeutet nur, daß seine Entwicklungstendenz wie ein breites Strahlenbündel in die Zukunft hinaus oszilliert; auf welchem, vielleicht mannigfach gebrochenen, Einzelstrahl aus diesem Bündel aber sein Dasein dahineilen wird, ist auch von außen mitbestimmt. Weder die versteinerte Starrheit des Innen, noch die unbegrenzte Einflußfähigkeit des Außen charakterisiert den Entwicklungsprozeß, sondern eine innere Zielstrebigkeit, die einen Spielraum von Möglichkeiten läßt, verbunden mit einem begrenzten Außeneinfluß, der innerhalb jenes Spielraums den Prozeß determiniert; der nativistische Standpunkt wird ebenso wie der empiristische durch einen recht eigentlich evolutionistischen überwunden.

Dieses teilweise Mitbestimmtwerden durch den Außenfaktor ist nicht, wie es zuerst scheinen möchte, eine Unvollkommenheit, sondern im Gegenteil eine höchste Zweckmäßigkeit des Entfaltungsprozesses. Denn jedes endliche sich entwickelnde Wesen steht nun einmal im Getriebe der Welt und kann sich ihren Einwirkungen nicht entziehen. Wäre nun die innerlich angelegte Entwicklung eine starr eindeutige, so wäre die Wahrscheinlichkeit eine unendlich geringe, daß der Prozeß jedesmal gerade auf diejenigen Umweltbedingungen stoßen sollte, die zur Herbeiführung der jeweiligen Phase nötig wären. Denn ein vorher schon determiniertes Ergebnis würde ja nur durch eine eindeutige Konstellation von Bedingungen und keine andere möglich gemacht werden. Indem aber die Entwicklungstendenz überall eine gewisse Breite der Betätigungsmöglichkeiten offen läßt, können innerhalb dieser Breite sehr viele verschiedene Umweltbedingungen für das Entwicklungsziel nutzbar gemacht werden; die sich entfaltende Person kann sich die günstigsten Möglichkeiten auswählen, bezw. sich den jeweiligen Bedingungen anpassen.

Damit sind wir wieder bei den Begriffen der Auslese und der Anpassung angelangt, mit denen man früher allein alle Entwicklung glaubte erklären zu können. Wir wissen längst, daß

Digitized by Google

sie nicht geeignet sind, die Annahme eines primären Selbstentfaltungsstrebens überflüssig zu machen, können ihnen aber nunmehr ihren rechten Platz hinter diesem Streben anweisen. Sie schaffen zwar in keiner Weise die Entwicklung, aber sie sind an ihrer Determination und Stabilisation beteiligt. Und zwar treten sie in zwei Formen auf: als aktive Auslese und Anpassung, und als passive Auslese und Anpassung.

Aktiv ist diejenige Auslese und Anpassung, die das sich entfaltende Gebilde übt als direkte zielstrebige Tätigkeit. Natürlich darf man auch hier nicht an ein bewußtes Wählen denken, sondern an eine des Bewußtseins nicht bedürfende Einstellung auf die günstigste Umweltmöglichkeit. Ein Beispiel für aktive Selektion ist die Tatsache, daß eine wachsende Pflanze jeweilig diejenige Stengelkrümmung und Blattstellung vollzieht, bei welcher sie die für ihr Wachstum günstigste Sonnenbestrahlung erhält; ein Beispiel für aktive Anpassung die Abhärtung des Menschen gegen Kälte oder Hitze, gegen gewisse Gifte u. s. w. Gerade diese Prozesse zeigen aufs deutlichste, wie sich die immanente Selbstentfaltungsfähigkeit auch dort, wo sie unter unmittelbarer Einwirkung des Milieus steht, ihre Selbständigkeit wahrt. Man begeht hier sehr oft den logischen Fehler, daß man meint: weil irgend ein Entwicklungsinhalt ohne eine gewisse Umweltbedingung nicht möglich wäre, ist er lediglich durch diese Umweltbedingung bestimmt; hierdurch kommt man zuweilen zu ganz falschen, übertrieben empiristischen Auffassungen. Ein Beispiel: die Sprachentwicklung des Kindes soll, so wird behauptet, alleiniges Produkt der Umwelt sein; denn das Kind spricht (mit verschwindenden, hier nicht in Betracht kommenden Ausnahmen) nur, was es durch Nachahmung in sich aufnehmen kann. Hiergegen ist nun zu sagen: Selbst das nachahmende Kind ist nicht bloß passives Umweltserzeugnis, denn es ahmt nicht, wie ein Phonograph, wahllos das Hineingesprochene nach, sondern verhält sich beim Nachahmen selektiv. Dies sieht man am deutlichsten daran, daß es aus der sich doch ziemlich gleichbleibenden Sprache der Umgebung im Laufe des Sprechenlernens jeweilig diejenigen Elemente herausgreift, die seinem geistigen Reifegrade entsprechen; darum ahmt es Adjektiva später nach als Substantiva, Nebensätze

Digitized by Google

später als Hauptsätze u. s. w. Solange man die Nachahmung durchaus in Gegensatz stellt zur Spontaneität, verkennt man die Spontaneität, die sich auch innerhalb der Nachahmung bekundet. Und dies gilt allgemein; zwischen den beiden Extremen des absolut Selbständigen und des absolut Unselbständigen liegt eben das breite und fast allein die Entwicklung bestimmende Gebiet der Spontaneität innerhalb gegebener Schranken.

Passiv ist diejenige Auslese und Anpassung, die das sich entfaltende Gebilde erfährt, ohne selbsttätig mitzuwirken; es ist das Prinzip des Darwinismus: die natürliche Auslese durch den Daseinskampf und die Fixierung dieser Auslese durch Vererbung. Der Gedanke Darwins, daß der Kampf eine der stärksten Triebfedern des Fortschritts sei, enthält eine tiefe Wahrheit. Aber von welchem Kampf gilt dies? Hier können wir mit einer neuen Variation des oben citierten Satzes von Nietzsche sagen: „Der trifft wahrlich die Wahrheit nicht, der das Wort nach ihr schoß vom Kampfe ums Dasein; nicht Kampf ums Dasein, so lehre ich's dich, nein, Kampf um den Fortschritt." Der bloße Kampf um die Selbsterhaltung kann wohl das weniger Zweckmäßige vernichten, aber er kann nicht, mag er noch so heftig wüten und noch so lange währen, etwas Neues schaffen. Ist aber einmal das Entstehen von neuem durch ein anderes, und zwar schöpferisches Prinzip, die Selbstentfaltung, gesichert, so treten nun die Ergebnisse dieses Prinzips ihrerseits in den Kampf ein; und dieser Kampf bewirkt in der Tat, daß von den unzähligen Selbstentfaltungsprodukten die zweckmäßigsten stabilisiert werden. Nicht nur Beharrungs-, sondern auch Expansionstendenzen geraten miteinander in Konflikt; und Sieger im Kampf bleibt nicht der Besitzer einer zufälligen Variation, die der Selbsterhaltung günstig ist, sondern der Träger der kräftigsten Entwicklungsintensität. Wie zahlreiche von den Beispielen, die für den „Kampf ums Dasein" beigebracht werden, sind in Wirklichkeit Beispiele für den „Kampf um die Entwicklung", setzen also das Entwicklungsstreben schon voraus! Wenn in einem jungen Wald die dichtstehenden Sprossen um Licht, Erde, Wasser „kämpfen", was geht da vor? Strebten die Pflanzen sich nur in dem Status zu erhalten, in dem sie sind, dann würden sie, wie schon bisher, alle mit der zur Verfügung

Digitized by Google

stehenden Sonnenbestrahlung, Bewässerung u. s. w. auskommen. Aber sie wachsen; und ihr Streben nach Ausdehnung stößt sich an dem Ausdehnungsstreben des Nachbars. Hieraus erst entbrennt der Kampf, in welchem die Pflanzen mit stärkster Entwicklungskraft siegen, die anderen zurückbleiben, verkümmern und verdorren. — Oder ein anderes Beispiel: die höchste Form der individuellen Selbstentfaltung ist die Fortpflanzung. In Betätigung dieser Funktion produziert das männliche Individuum unzählige Samenfäden, aber von diesen unzähligen Keimen kommt nur einer zur Erreichung des Zieles, derjenige, der als der kräftigste durch die besondere Geschwindigkeit der Eigenbewegung zuerst von allen beim Ei anlangt. — Über die entsprechende Rolle, welche die Selektion beim Ursprung der Arten spielt, vergleiche man den 5. Abschnitt.

So hat die natürliche Auslese im Kampf ihren Platz nicht als Anfangsglied des Entwicklungsprozesses, sondern als Mittelglied zwischen dem Entwicklungsstreben und dem Entwicklungserfolg. —

Der positive Anteil, den der Außenfaktor an jeder Entwicklung hat, macht nun schließlich noch eine letzte Tatsache verständlich, deren Klärung wir in der Phänomenologie fordern mußten: die Unvollständigkeit des genetischen Parallelismus. Dieser Parallelismus beruht, so sahen wir, darauf, daß eine Überperson ihre eigene Entwicklungsimmanenz auch auf sämtliche zu ihr gehörenden Unterpersonen in verkleinertem Maße projiziert. Da nun aber jede Entwicklung nicht nur durch den immanenten Faktor, sondern durch die Umwelt mitbestimmt wird, und da die Umweltbedingungen für die Ober- und Unterpersonen zum Teil völlig verschiedene sind, müssen die tatsächlichen Entwicklungen zum Teil stark divergieren. Ein Beispiel: Die Tendenz, durch sprachliche Äußerungen seine Gefühle und Vorstellungen mitzuteilen, erwacht auf bestimmtem geistigen Entwicklungsniveau ebenso in der Menschheit wie im einzelnen Individuum. Sofern jene Tendenz hier wie dort als immanenter Kausalfaktor wirkt, müssen die Sprachentwicklungen parallel verlaufen. Nun aber sind die Umweltbedingungen, welche bei der Verwirklichung jener Tendenz hier und dort beteiligt sind, gänzlich verschieden: die sprachschaffende Menschheit muß sich jede

Digitized by Google

Etappe als völlig neue erarbeiten; das sprechenlernende Kind lebt in einer Umwelt, die schon eine fertige hochentwickelte Sprache zur Nachahmung darbietet. Dieser andersartige Umweltfaktor ist nun zwar nicht im stande, den innerlich angelegten Spontanfaktor völlig zu überdecken, aber er verbindet sich mit ihm zu einer durchaus neuen Synthese, die in der Sprachentwicklung der Urmenschheit keine Parallele haben kann. Erst ein kritisches Verfahren vermag dann wieder aus der kindlichen Sprachentwicklung diejenigen Seiten herauszusondern, die nicht im Milieu, sondern in der spontanen Sprachanlage ihre Ursache haben und daher auch dem Parallelismus folgen. Mit dieser Betrachtung aber haben wir ein sachlich und methodologisch gleich wichtiges Prinzip gewonnen: die positiven Tatsachen des genetischen Parallelismus sind dem Innenfaktor der Entwicklung (der Anlage), die Abweichungen vom genetischen Parallelismus sind dem Außenfaktor der Entwicklung (den Umwelteinflüssen) zuzuschreiben.

Der letzte Abschnitt besprach lediglich die positiven Beziehungen, die der Außenfaktor zur Selbstentfaltung hat. Daß daneben negative Einwirkungen in ungeheurem Umfange bestehen, ist so selbstverständlich, daß eine weitere Ausführung unnötig ist. Trotzdem die Selbstentfaltungstendenz, wie wir sahen, eine ziemliche Weite des Spielraums hat, innerhalb deren sie mit den verschiedenen Umweltbedingungen zurecht kommen kann, so ist doch jene Spielraumweite immerhin begrenzt; und sobald die Milieubedingungen jenseits dieser Grenze liegen, müssen negative Wirkungen einsetzen: die Entwicklung wird umgebogen, verzögert, gehemmt oder gar vernichtet.

4. Der Ursprung der Personen. — Mit dem Vorangegangenen ist nun endlich auch die Grundlage geschaffen zur Beantwortung einer schon längst[1]) aufgeworfenen Frage: Woher stammt die Person? Diese Frage gilt natürlich für jede Stufe von „Personen".

Die Antwort ergibt sich, wenn man das Prinzip der Selbst-

[1]) S. S. 261.

Digitized by Google

entfaltung mit dem schon früher gewonnenen Prinzip der Hierarchie verbindet: Die Selbstentfaltung einer Überperson bedeutet zugleich fortwährende Produktion neuer Unterpersonen.

Jede sich entwickelnde Person zeigt, quantitativ betrachtet, ständiges Expandieren; aber indem sie sich erweitert und immer reicher gliedert, werden die zu ihr gehörigen Unter-Einheiten nicht nur, bei gleichbleibender Zahl, ebenfalls erweitert, sondern zugleich an Zahl vermehrt. Das Wachstumsstreben eines Individuums bewirkt fortwährende Neuerzeugung von Zellen; die Expansionstendenz eines Volkes bekundet sich in fortwährend steigender Menschenproduktion. — Nun hatte aber die Selbstentfaltung neben dem quantitativen Merkmal der Expansion noch das qualitative der ständigen Wandlung; es sind daher die fortwährend neu gezeugten Unterpersonen Vertreter einer jeweilig neuen Phase der Überperson; sie erhalten dadurch ihre besondere qualitative Beschaffenheit. Somit geht nicht nur das Dasein, sondern auch das Sosein, die individuelle Angelegenheit jeder Person, mit Notwendigkeit aus einer anderen Person hervor.

Mit Notwendigkeit; — also auch für den Ursprung der Personen gilt durchaus der Determinismus. Determiniert ist nicht allein, wie wir schon früher feststellten,[1]) jede einzelne Funktion einer Person durch deren innere Angelegenheit, sondern auch diese Angelegenheit selber durch das Selbstentfaltungsstreben einer anderen Person u. s. w. *in infinitum*. Aber wiederum ist, wie dort, der Determinismus kein exoterisch-mechanischer, vielmehr ein immanent-teleologischer; denn er beruht auf einem Wirken, das von einem Ganzen auf die Teile geht, und das auf das Entfaltungsziel des Ganzen gerichtet ist.

Vor allem aber darf die beim Ursprung der Personen waltende kausale Notwendigkeit nicht identifiziert werden mit kausaler Gesetzmäßigkeit. Denn der Selbstentfaltungsprozeß jeder zeugenden Überperson ist ein durchaus individueller, nur einmalig in dieser Form auftretender; und ebenso individuell ist die Unterperson, die in einer Einzelphase des Prozesses gezeugt wird. Daß gerade

[1]) S. S. 261.

Digitized by Google

diese singuläre Eigenart hier aus jener singulären Eigenart dort hervorgehen müsse, ist durch keine Subsumption unter eine allgemeine Funktionsregel darstellbar. Es liegt eine individuelle Kausation vor, die darum aber nicht weniger notwendig ist.[1]) —

Die in aller Selbstentfaltung enthaltene Zeugungstätigkeit hat einen merkwürdigen Konflikt zwischen Zeuger und Erzeugnis im Gefolge. Denn die Unterpersonen sind zwar Produkte der Überperson; aber sie sind zugleich Personen, also eigene Wirkungseinheiten; sobald sie da sind, funktionieren sie als Selbstzwecke und haben die Tendenz zur Selbständigkeit. Und die ihnen bei der Zeugung mitgegebene Bestimmung ist zwar in jenem Moment Ausdruck der jeweiligen Entwicklungsphase der Überperson; aber sie wird für die Unterperson sofort zur eigenen inneren Veranlagung; und die eigenen Wege, die diese nunmehr auf Grund jener Veranlagung geht, können von den weiteren Entfaltungsphasen der Überperson beträchtlich abweichen. Viele Beispiele zu diesen Konflikten werden uns später in Weltlehre und Wertlehre begegnen.

Eine ganz besondere Form nimmt das eben angedeutete Emanzipationsstreben der gezeugten Person dort an, wo sie überhaupt nicht Unterperson (Teil) bleibt, sondern sich zu einer, von der schaffenden Person getrennten und ihr nebengeordneten Personaleinheit empor entwickelt. Wir sprechen dann von „Fortpflanzung" und nennen den Akt, durch welchen aus dem Ineinander ein Nebeneinander wird, „Geburt". Die Fortpflanzung ist die höchste Leistung, welche die Selbstentfaltung vollbringt, aber zugleich eine Leistungsgrenze; denn hier wird die Selbstentfaltung zur Selbstüberwindung. Indem die Person Teile in sich hervorbringt und gestaltet, die aus ihr hinausstreben, potenziert sie sich aufs höchste und beraubt sich zugleich, wird reich und arm in einem. Doch Beraubung und Verarmung sind, metaphysisch betrachtet, nur scheinbar. Denn nunmehr bildet sich aus Eltern und Kindern eine neue Überperson höherer Ordnung, die Familie, welche auch zum Ausgangspunkt eines Steigerungs- und

[1]) Näheres über die Beziehung zwischen individueller und gesetzmäßiger Kausalität enthält Kap. XVI.

Digitized by Google

Entfaltungsprozesses höherer Ordnung wird: die zeugenden Personen haben im wahren Sinne des Wortes über sich gebaut.

Gegenüber diesen prinzipiellen Grundlagen der Fortpflanzung (des Zeugens und Gebärens) sind alle anderen Merkmale und Unterscheidungspunkte (wie etwa die Differenz zwischen eingeschlechtiger und zweigeschlechtiger Zeugung) durchaus sekundär; sie gehören daher nicht in die Prinzipienlehre, sondern in die speziellere Weltlehre.

Wohl aber muß noch hervorgehoben werden, daß die eben entwickelten Gesichtspunkte universelle Geltung haben, sich also nicht auf das Auseinander-Hervorgehen der Individuen beschränken. Durch Zeugung und Geburt entstehen nicht nur Pflanzen aus Pflanzen, Tiere aus Tieren, Menschen aus Menschen, sondern auch Völker aus Völkern, Arten aus Arten.

Das Selbstentfaltungsstreben eines Volkes führt zur Expansion, zur Überproduktion von Menschen, zur Wanderung, zur Koloniebildung — und die abgewanderten Teile lösen sich allmählich vom Muttervolk; die Kolonien emanzipieren sich und durchschneiden endlich die Nabelschnur, die sie noch mit dem Mutterorganismus verband: das neue Volk ist geboren. Auch hier wird, was bisher als bloßes Bild galt, als angemessener Ausdruck für das wirkliche Wesen des Vorgangs angenommen werden müssen.

Noch mehr aber als beim Volk wird es Widerspruch erregen, wenn nunmehr auch der Ursprung der Arten aus einander als „Geburt" bezeichnet wird; und dennoch gibt es keine Anschauung, welche — ganz abgesehen von ihrer spekulativen Begründung — allen empirischen Tatbeständen der Deszendenz besser gerecht würde, als diese. Da die Theorie von der „Geburt der Arten" dem Zentralproblem der ganzen Entwicklungslehre eine neue Wendung zu geben versucht, so werden wir etwas ausführlicher sein müssen.

5. Die Geburt der Arten. — Der Grundinhalt der neuen Hypothese ist dieser: Die einzelnen biologischen Arten sind in sich geschlossene qualitative Wirkungseinheiten („Personen an sich" in unserer Terminologie), die im allgemeinen nur Eigenschaftserhaltung üben, d. h. durch ständige Übertragung ihrer Artmerk-

Digitized by Google

male von Generation auf Generation Stabilität bewahren. Aber ähnlich wie das Einzelindividuum zeitweilig jene Epoche in sich erlebt, da die innere Selbstentfaltung es dazu drängt, über sich hinaus zu bauen durch Schöpfung eines neuen Individuums, so gibt es auch für die biologischen Arten Selbstentfaltungsepochen, und damit Schwangerschafts- und Geburtszeiten; der Normalzustand der Stabilität wird unterbrochen von einem Zustand starker Variabilität und Labilität, der nach relativ wenigen, gleichsam embryonalen Zwischengenerationen zu der Hervorbringung einer oder mehrerer neuer Arten führen kann.

Gemeinsam ist dieser Hypothese mit allen anderen Entwicklungstheorien die Annahme des Deszendenz: die Arten sind nicht unabhängig von einander entstanden, sondern gehen aus einander hervor. Der Unterschied von den übrigen Auffassungen läßt sich dagegen kurz auf zwei Sätze bringen: 1. Das Bestehen und das Entstehen der Arten ist nicht aus demselben Prinzip erklärbar; vielmehr ist das Entstehen eine katastrophenartige Durchbrechung des normalen Dauerbestandes. 2. Das Prinzip der Artentstehung ist nicht in äußeren Momenten (Zufallsvariation, Daseinskampf, Milieuänderung u. a.) zu suchen, sondern allein in einer den Arten immanenten schöpferischen Tendenz.

Die bisherige Entwicklungstheorie glaubte mit dem Nachweis der Deszendenz den starren Artbegriff selber aufgelöst zu haben; an die Stelle der vielen gegeneinander scharf individualisierten und durch große Sprünge getrennten Arten sollte ein kontinuierlicher, in lauter unendlich kleinen Veränderungen fortschreitender Gleitprozeß treten; hat er eine gewisse übermerkliche Größe erreicht, so sagt man, daß aus einer bestehenden Art eine neue entstanden sei. — Vielleicht war diese extreme Gegenhypothese gegen die alte Schöpfungstheorie zunächst nötig gewesen, um dem neuen Gedanken der Deszendenz überhaupt einmal Eingang zu verschaffen; nachdem sie aber diese Aufgabe geleistet hat, kann sie nicht mehr gehalten werden. Schon oben wurde erwähnt, daß rein empirisch betrachtet, für jenes allmähliche Gleiten der Artenmetamorphose nichts, dagegen für eine sprunghaft rhythmische Deszendenz alles spreche. Man betrachte daraufhin nur unbefangen die verschiedenen Tatbestände

Digitized by Google

der Biologie der Arten; sie sind sämtlich der neuen Deutung günstig.

a) Die Darwinistische Analogie zur landwirtschaftlichen Züchtung, bei der ebenfalls die Summierung kleinster Unterschiede neue Varietäten entstehen läßt, ist nicht stichhaltig. Denn der Unterschied zwischen gezüchteter Varietät und natürlicher Art ist ein grundsätzlicher: Die Art ist selbsterhaltungsfähig, die Varietät nicht; sie muß vielmehr künstlich konserviert werden. Wird sie sich selbst überlassen, so fällt sie wieder in die alte Form zurück; die Edeläpfel werden bei aufhörender Züchtung nach wenigen Generationen wieder zu Holzäpfeln. Außerdem ist bei der Züchtung sehr bald eine Grenze erreicht, über welche hinaus, obwohl fortgesetzt in gleicher Richtung weiter die Auslese erfolgt, keine Veränderung mehr erzeugbar ist. Deshalb beweist die künstliche Züchtung nur, daß jede echte Art eine nicht unbedeutende Variationsbreite besitzt, innerhalb deren die Metamorphosen hin und her gehen können, aber ohne daß hierbei Mittelpunkt und Grenzen der Artbeschaffenheit eine eindeutige Verschiebung erfahren, und ohne daß die Grenzen zwischen Art und Art überbrückt werden.

b) Die fehlenden Zwischenglieder. Wäre die Deszendenz jener ständige Gleitprozeß, dann müßte man erwarten, daß die Arten untereinander auch empirisch Kontinuität zeigen, sowohl simultane, wie successive. Beides ist nicht der Fall: die gleichzeitig nebeneinander bestehenden Arten sind scharf und deutlich durch große Sprünge geschieden; und die Aufeinanderfolge der Arten, wie die Paläontologie sie uns nachweist, zeigt ebenfalls nur eine Reihe von Stufen, nicht aber eine stetige Linie. Woran liegt das? Bekanntlich stehen wir hier vor einem heiß umstrittenen Problem der Entwicklungstheorie; doch sind alle versuchten Antworten nur sehr unbefriedigend. Die gleichzeitig bestehenden Arten sollen deswegen sprunghaft geschieden sein, weil die Zwischenstufen ausgestorben seien; und die Zwischenstufen sollen ausgestorben sein, weil sie sich im Daseinskampf weniger gut halten konnten; erst zwei Formen, die schon ziemlich stark voneinander differierten, konnten, so meinte man, ungestört nebeneinander bestehen bleiben — eine Erklärung, deren reiner

Digitized by Google

Verlegenheitscharakter offensichtlich ist. — Und wenn die Paläontogie uns ebenfalls nur Sprünge zeige, so liege dies darin, daß die Funde, welche uns die Erdrinde von Rückständen ausgestorbener Formen herausgibt, doch nur verschwindend geringe Stichproben aus der Fülle vergangenen Lebens darstellen; es sei nur selbstverständlich, daß diese dürftigen Stichproben in sich keine Kontinuität zeigen. Zudem würden ja noch fortwährend durch neue Funde die vorhandenen Lücken verkleinert (Pithekanthropos erectus u. a.). Diese Erklärung ist wohl plausibler als die obige, aber auch sie reicht nicht aus. Zunächst haben neue Befunde wohl hier und dort vorhandene Lücken verkleinert, nirgends aber wirkliche Übergänge geschaffen. Dann aber muß man fragen: Weshalb liefern uns jene paläontologischen Stichproben so viele Exemplare derselben Art und dann wieder zahlreiche Exemplare einer andern Art, aber gar keine von den hypothetischen Zwischenformen? Dies kann doch nicht bloß an der subjektiven Unzulänglichkeit der menschlichen Forschung liegen, sondern muß auf einer objektiven Häufigkeitsverteilung beruhen: bestimmte unter sich gleichartige Formen müssen sehr häufig vertreten gewesen sein, dagegen die Zwischenformen viel weniger häufig. Hierfür aber konnte wieder die Theorie der gleitenden Deszendenz keinen Grund anführen.

Diese Schwierigkeiten werden überwunden und die gekünstelten Verlegenheitserklärungen werden überflüssig gemacht durch die neue Theorie. Zur Vergleichung sei der Ursprungsprozeß auf einer anderen Stufe der personalen Hierarchie, nämlich das Entstehen der Individuen, herangezogen. Die Individuen gehen aus einander hervor — ebenso auch die Arten. Aber wenn die Individuen da sind, sind sie durchaus gegeneinander abgegrenzt; iedes ist ein Selbsterhaltungsganzes für sich; von einem zum andern führt nur ein Sprung, keine kontinuierliche Linie — ganz wie bei den Arten. Und betrachten wir die Succession der Individuen gleichsam „paläontologisch", so finden wir auch von früher gestorbenen Exemplaren nur ihre individuell abgegrenzten Skelette oder Mumien, nirgends die von einem zum andern überführenden Zwischenstufen — entsprechend wie bei den Arten.

Die neue Theorie besagt nun nichts andres, als daß diese Über-

Digitized by Google

einstimmungen zwischen der individuellen und der phyletischen Abstammung nicht auf bloßem Zufall, sondern auf einer Wesensgleichheit der zu Grunde liegenden Prozesse beruhen, — es handelt sich um eine letzte Anwendung des „genetischen Parallelismus". Bei der Ontogenesis wissen wir, woran es liegt, daß die Individuen aus einander hervorgehen und doch so scharf gegeneinander abgegrenzt sind; für die Phylogenesis nehmen wir das gleiche an. Mutter und Kind sind während des weitaus größten Teils ihres Lebens zwei selbständige Selbsterhaltungseinheiten; es ist für beide eine bedeutungsschwere, aber kurze Ausnahmeepoche, in welcher sich statt der Trennung eine innere Kontinuität findet: der Zustand der Schwangerschaft beim Mutterindividuum, des Embryonallebens beim Kinde. Im individuellen Embryo entwickeln sich Zellgenerationen aus Zellgenerationen in einem Tempo, dessen Geschwindigkeit ungeheuer von der relativen Stabilität im Bestand des Einzelindividuums absticht; aber wenn das Kind da ist, ist von jener Übergangsphase keine Spur, kein Nachhall mehr da; der Embryo mußte schwinden, damit das Kind, das Individuum werde; er war nicht Selbstzweck, sondern nur Mittelglied. Übertragen wir diese Gedanken auf den Ursprung der Arten, so ergibt sich: auch die Übergänge von Art zu Art haben nur embryonalen Charakter. D. h.: Gerät einmal eine bis dahin stabile Art in jenen labilen Zustand, den wir mit der Schwangerschaft beim Individuum vergleichen, so bringt sie Generationen hervor, die nicht mehr völlig den vorangegangenen gleichen; aus diesen gehen in relativ schnellem Fortschritt und Wechsel immer neuartige Generationen hervor, bis wieder ein Zustand erreicht ist, der in sich stabil und vererbungsfähig ist: die neue Art ist geboren. Jene Zwischengenerationen — man könnte sie Phylembryonen[1]) nennen — sind ihrerseits nicht arterhaltungsfähig, sondern sie vergehen spurlos, sobald sie ihre Aufgabe, Zwischenglied zu sein, erfüllt haben. Daraus folgt auch die verschiedene Häufigkeitsverteilung, von der wir oben sprachen: da sich die überleitenden Zwischengenerationen in schnellem Wechsel jagen ohne die Tendenz zur Wiederholung durch Vererbung, so müssen ihre etwaigen

[1]) Der Ausdruck stammt von Reinke, der ihn freilich in etwas anderem Sinne braucht.

Digitized by Google

paläontologischen Überreste absolut verschwinden gegen die Überreste der echten Arten, die vermöge ihrer Selbsterhaltungstendenz in ungezählten Generationen immer wieder die gleichen Formen produzierten.

c) Mutation. Diese Anschauung erhält nun eine ganz überraschende Stütze durch einen erst kürzlich entdeckten empirischen Tatbestand. Der Botaniker De Vries hat experimentell festgestellt, daß gewisse Pflanzenarten zeitweilig aus dem Stabilitätszustand in einen Labilitätszustand übergehen, in welchem sie die Tendenz haben, Generationen von deutlich veränderter Beschaffenheit hervorzubringen. Diese „Mutationen" sind, im Gegensatz zu den vom Darwinismus angenommenen Abwandlungen, plötzlicher Natur; und sie sind auf keine Weise als Produkte äußerer Umstände zu erklären, so daß nichts andres übrig bleibt, als in ihnen Erzeugnisse einer den Arten innewohnenden, nicht weiter reduzierbaren Wandlungstendenz zu sehen. Nimmt man hinzu, daß die Neigung zu mutieren, soweit bis jetzt bekannt, nicht ein, allen Arten ständig zukommendes Merkmal ist, sondern nur in gewissen Zeiten über eine Art kommt, während dieselbe Art zu andern Zeiten eine durchaus ungestörte Beharrungstendenz zeigt — so ist die Übereinstimmung zu der obigen Hypothese ganz vollständig geworden. Man kann wohl geradezu sagen, daß die Theorie von der „Geburt der Arten" die allein denkbare, aber auch völlig zureichende Erklärung für die Tatsachen der Mutation enthält.

d) Selektion. Es wäre nun aber verfehlt, wenn man in jedem Mutationsprodukt schon wieder eine neue echte Art sehen wollte. Ziehen wir zur Vergleichung nochmals das Einzelindividuum und zwar, wegen der genaueren Analogie, das sich eingeschlechtlich fortpflanzende Individuum heran, so führt hier der Zeugungsdrang ja durchaus nicht sofort zur Produktion des neuen Individuums, sondern nur zur Produktion von Samen (Sporen, Spermen); und von diesen unzähligen Samenexemplaren gelangen nur ganz wenige zur Reife, werden ein neues Individuum. Als „Artenkeime" („Phylospermen") sind auch ganz entsprechend die Mutationsprodukte einer ins Zeugungsstadium getretenen Art anzusehen; unzählige Neuformen bringt die Mutterart hervor, von denen die weitaus meisten wieder

Digitized by Google

vergehen, ohne über ihre keimartige Existenz herauszukommen; nur verschwindend wenige von ihnen entwickeln sich zu neuen Arten. Hier also findet eine Auslese statt, und bei dieser Auslese der Keime besteht das Darwinistische Kampfprinzip zu Recht, für die Artenkeime ebenso wie für die der Individuen (s. S. 331). Zu Grunde gehen müssen diejenigen Mutationsprodukte, die in ihrer neuen Qualität den Umweltbedingungen nicht angepaßt sind, bestehen bleiben können nur die stärksten, die angepaßtesten Artenkeime, sie werden aus Phylospermen zu Phylembryonen und aus diesen zu neuen Phylen.

Wie schon oben (S. 330) ausgeführt, ist also der Kampf, der zur Auslese führt, nicht ein bloßer Kampf ums Dasein, sondern ein Kampf um die Entwicklung; er setzt die schöpferische Tendenz, den Zeugungsdrang, schon voraus, sonst würde niemals Neues entstehen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Nihil est in persona, quod non sit
res mechanica, nisi persona ipsa.

C. Lehre von den Beziehungen
(Teleomechanik).

Digitized by Google

Digitized by Google

XIV. Kapitel.

Der teleomechanische Parallelismus.

I. Allgemeines.

Der letzte Abschnitt der Prinzipienlehre soll uns aus der Welt der Personen in die Welt der Sachen führen; aus jenem Reich, wo individuelle Ganzheit, qualitative Eigenart, immanente Zielstrebigkeit herrschen, in das andere, wo Gleichartigkeit, quantitative Beziehung und exoterische Gesetzmäßigkeit walten — wie ist da der Übergang möglich?

Da wir weder dualistisch das unvereinbare Nebeneinanderbestehen der beiden Welten, noch in impersonalistischem Monismus die Auflösung des Personalen in Mechanisches annehmen konnten, bleibt nur ein Drittes übrig: die Ableitung der mechanisch-impersonalen Beziehungen aus den teleologisch-personalen Prinzipien. Die Weltmechanik muß als Teleomechanik dargestellt werden.

Die Forderung einer solchen Ableitung ist schon mehrmals ausgesprochen worden. „La nécessité physique est fondée sur la nécessité morale" heißt es schon bei Leibniz; und Lotze, der sich unter den neueren am meisten um dieses Problem bemüht hat, sagt am Schlusse seiner Metaphysik: „Alle jene Gesetze, welche wir mit dem Gesamtnamen mathematischer Mechanik bezeichnen können . . . bestehen nicht aus eigener Autorität, als ein grundloses Schicksal, dem die Wirklichkeit sich zu fügen hätte; sie sind, menschlich ausgedrückt, nur die ersten Konsequenzen, welche der lebendige tätige Sinn der Welt, um deswillen, was er wollte, dem Zusammenhang aller einzelnen Wirklichkeiten als umfassendes Gebot zu Grunde gelegt hat."

Digitized by Google

Allein über die Aufstellung der Forderung ist Lotze kaum und sind die anderen überhaupt nicht hinausgekommen; der Versuch, die postulierte Teleomechanik als System oder auch nur als Prinzipienlehre durchzuführen, ist bisher noch nicht gemacht worden. Für uns aber hängt von der etwaigen Durchführbarkeit dieser Aufgabe ab, ob der kritische Personalismus als einheitliche Weltanschauung anerkannt werden könne. Denn die reale Existenz mechanischer Beziehungen in der Welt ist unbestreitbar; lassen sie sich nicht den personalen Kategorien unterordnen, dann bleibt eben nur das Verzweiflungsrefugium der Zweiwelten-Theorie.

Nun hatte schon die Erkenntnistheorie nicht allein jene Brücke gezeigt, die uns aus dem Teleologischen ins Mechanische hinüberführen soll, (den „teleomechanischen Parallelismus"), sondern auch das Fundament, auf dem sie ruht (den „Satz von der analytischen Relation"). Zum Verständnis des Folgenden muß daher der Leser auf eine erneute Vergegenwärtigung jenes Abschnittes [1]) verwiesen werden; hier seien nur die Formeln beider Sätze wiederholt.

Der Satz von der analytischen Relation besagt: „Wenn die Person ein synthetisches Ganzes ist, also Teile in sich befaßt, so muß sich ihr einheitliches Wesen und Wirken an ihren Teilen dadurch bekunden, daß sie in bestimmte Beziehungen zueinander treten. Und umgekehrt: Wenn zwei zueinander äußerliche Dinge in Beziehung stehen, so ist dies nur dadurch möglich, daß sie beide in einem dritten als ihrem gemeinsamen Grunde enthalten sind." [2])

---

[1]) S. 145—149.

[2]) Auch hier muß Lotze noch einmal als Vorläufer genannt werden. Man höre folgende Äußerung: „Es bleibt ein beständiger Widerspruch, daß Dinge, die einander nichts angehen, dennoch einander so angehen sollen, daß eines um das andere sich kümmern und sich in seinen Umständen nach denen des andern richten müsse." Und die Konsequenz hieraus: „Alle Elemente, zwischen denen eine Wechselwirkung möglich sein soll, müssen als Teile eines einzigen wahrhaft Seienden betrachtet werden." (Metaphysik S. 137.) — Noch deutlicher wird die Abhängigkeit aller Relationen von einer immanent-teleologischen Position an folgender Stelle ausgesprochen (wo das Symbol M für Lotze identisch ist mit der persönlich gedachten Einheit des Alls): „Jedes Einzelwesen, welches ist, ist nicht durch eigenes Sein, sondern im Auftrag des einen M. Es ist so lange, als sein Dasein zur Erfüllung der Gleichung

Digitized by Google

Der teleomechanische Parallelismus gibt nun diesem Verhältnis des Ganzen zu den Teilen einen bestimmten Inhalt: „Was von oben, d. h. vom Standpunkt des Ganzen aus persönlich ist, ist von unten, d. h. vom Standpunkt der Teile aus sächlich."

Die spezielle Durchführung dieses Parallelismus wird, wie wir glauben, all dem Unverlierbaren, das uns die quantitativ-naturgesetzliche Weltbetrachtung gebracht hat, durchaus gerecht werden. Freilich wird auch manches, was bisher als unbedingt zugehörig zum mechanischen Weltbild galt, umgestaltet werden müssen. Denn dieses enthielt ja neben vielem Tatsächlichen und Erwiesenen auch zahllose hypothetische, dogmatische, zu Unrecht verallgemeinerte Elemente. Hier dürfen Kritik und Reform einsetzen, wenn sie aus neuen Gesichtspunkten heraus an Stelle des zu Verwerfenden Neues und Befriedigendes zu bringen vermögen.

So wird vor allem dem mechanischen Weltbild ein scheinbarer Vorzug verloren gehen: die große Einfachheit. Der Impersonalismus, welcher die Gleichheit alles Seins und die Gesetzmäßigkeit alles Geschehens verabsolutierte, strebte einem Weltbild von idealer Einheitlichkeit entgegen: Eine alles umfassende Weltgesetzlichkeit sollte das an den qualitätslosen, also absolut gleichen Urelementen sich abspielende Geschehen eindeutig bestimmen. Nun ist ja der Grundsatz: *Entia non sunt multiplicanda praeter necessitatem* ein berechtigtes Forschungsprinzip; nur bedarf er der Ergänzung durch eine Gegenforderung: *Entia non sunt simplificanda praeter licentiam.* Die Vereinfachung der Prinzipien, durch welche Mannigfaltigkeiten von ursprünglichem Charakter vernichtet werden, ist ebenso unberechtigt,

---

M = M erforderlich ist; jedes Einzelwesen ist ferner das, was es ist, nicht schlechthin und in unvordenklicher Unabhängigkeit von allem andern, sondern es ist das, was zu sein ihm das eine M befiehlt. Jedes endlich wirkt auf andere nicht durch eine ihm eigene Kraft, sondern vermöge des Einen, das in ihm gegenwärtig ist; und die Art und Größe seiner Wirkung ist in jedem Augenblicke diejenige, welche ihm durch M zur Wiederherstellung jener Gleichung zugeschrieben wird." — Setzen wir für M unseren Begriff der Person und sehen wir in der Formel M = M die Formel der Selbsterhaltung, so ist die völlige Übereinstimmung mit dem teleomechanischen Parallelismus hergestellt. — Leider aber hat Lotze die heuristische und systematische Fruchtbarkeit dieses Gedankens nicht erkannt.

Digitized by Google

wie die Vervielfältigung der Prinzipien, durch welche wirklich vorhandene Gemeinsamkeiten und Einheitlichkeiten beiseite geschoben werden. Es ist an sich noch kein Zeichen von Minderwertigkeit unserer Theorie, wenn diese die Gleichheit nicht als absolutes, sondern nur als Minimumprinzip gelten läßt, oberhalb dessen noch die Fülle der qualitativen Mannigfaltigkeit ihren Platz hat, und wenn sie an die Stelle der allein und alles erschöpfenden Weltgesetzlichkeit eine Hierarchie von Gesetzen und das ständige Werden neuer Gesetze treten läßt. Die Welt ist eben eine Einheit in der Mannigfaltigkeit; und auch die Mannigfaltigkeit muß im mechanischen Bild ihren Platz finden.

Schließlich sei der Vollständigkeit halber auch hier erwähnt (was sich nach allem früheren von selbst versteht): daß der Begriff der Teleomechanik durchaus psychophysisch neutral ist. Mechanisch nennen wir die Beziehungen der zuständlichen Gleichheit, des Maßes und der funktionellen Gesetzmäßigkeit, mögen sie uns nun auf der psychischen oder auf der physischen Seite der Welt begegnen; sie müssen sich daher alle gleichmäßig aus dem Wesen und Wirken der Person, welche ja meta-psychophysisch ist, ableiten lassen. Um die Verwirrung zu beseitigen, als ob Mechanisch mit Physisch, und Teleologisch mit Psychisch identisch sei, haben wir ja schon oben die beiden Parallelismen als solche verschiedener „Dimensionen" bezeichnet. Der „vertikale", teleomechanische Parallelismus des Oben und Unten kreuzt daher den „horizontalen", psychophysischen Parallelismus des Innen und Außen.

Indessen kann in gewisser Hinsicht eine Analogie zwischen den beiden Parallelismen gezogen werden.

Der teleomechanische Parallelismus wird, ebenso wie früher der psychophysische, als vollständiger gedacht. Das heißt einerseits: zu jeder personalen Eigenschaft muß es ein mechanisches Äquivalent geben; andrerseits: alles Mechanische muß zugleich eine teleologische Bedeutung haben. Wie der psychophysische Parallelismus daher zu der Forderung des Panpsychismus führte, so kommen wir hier zu der Forderung eines „Pantelismus". Natürlich ist ein empirischer Nachweis der Universalität beim Pantelismus ebensowenig möglich, wie beim Panpsychismus;

Digitized by Google

wir werden uns mit der Ableitung seiner allgemeinsten Prinzipien begnügen müssen.

II. Das Gleichheitsprinzip.

Die Grundkategorie alles mechanischen Denkens und Forschens ist die Gleichheit; Vergleichbarkeit ist die Vorbedingung dafür, daß gemessen und gezählt werden kann, und daß das Einzelne und Besondere unter allgemeine Begriffe und unter allgemeine Gesetze subsumiert werden kann. Läßt sich die Gleichheit personalistisch ableiten, so ist die Hauptsache getan; denn aus Beschaffenheit, Arten und Grenzen des Gleichheitsprinzips ergibt sich die ganze Mechanik.

Die grundsätzliche Bedeutung, welche das Gleichheitsprinzip in der mechanischen Weltbetrachtung hat, legt nahe, es in Beziehung zu setzen zu demjenigen Prinzip, welches innerhalb der personalistischen Betrachtungsweise eine entsprechend grundsätzliche Bedeutung besitzt; das aber ist die Selbsterhaltung. Und in der Tat ist die Gleichheit das teleomechanische Äquivalent der Selbsterhaltung: das Identisch-Sein und -Bleiben eines Ganzen mit sich selber stellt sich für alles, was zu ihm gehört, als Vergleichbarkeit dar.

Diese Zusammengehörigkeit ist ebenso von unten, wie von oben her[1]) abzuleiten.

Die Gleichheitsbeziehung scheint zunächst eine zweigliedrige zu sein, und der Impersonalismus faßt sie auch so auf: er glaubt über irgend welche zwei Dinge die absolute Aussage machen zu können, sie seien gleich oder nicht gleich, und hegt die Voraussetzung, letzten Endes seien sie in absolut Gleichartiges auflösbar. Allein diese Voraussetzung ist falsch. Die absolute Gleichheit, die hier als der eigentliche Typ der Gleichheit überhaupt auftritt, ist in Wirklichkeit nur ein niemals realisierter Grenzbegriff; und daß er niemals realisiert werde, liegt nicht etwa an der Unvollkommenheit unseres menschlichen Vorstellungs- und Anschauungsvermögens, sondern in der Natur der verglichenen Dinge selbst. Die Gleichheit ist eben ihrem Wesen nach keine zweigliedrige, sondern eine drei-

[1]) Über die Bedeutung dieser Ausdrücke s. S. 146.

Digitized by Google

gliedrige Beziehung; sie bedarf außer den beiden verglichenen Dingen a und b selber noch eines „*tertium comparationis*", eines c, in Bezug auf welches eine Übereinstimmung besteht. Nur dadurch, daß Einunddasselbe zum gemeinsamen Beziehungspunkt für zwei andere Dinge wird, gibt es zwischen diesen Gleichheit; die Identität des c mit sich selber ist die Vorbedingung für die Gleichheitsrelation zwischen a und b.

Weiter führt uns die Betrachtung „von unten her" nicht; sie kann uns nicht sagen, worin dieses c bestehe oder bestehen müsse. Vom mechanischen Standpunkt ist vielmehr die Wahl des *tertium comparationis* durchaus willkürlich; ob man zwei Objekte vergleichen will in Bezug auf ihre Raumlage oder ihre Raumform, ihre Farbe oder ihre Helligkeit, ihre Größe oder ihre Schwere, ihre Zugehörigkeit zu einer Art, ihre Zweckdienlichkeit für irgend einen Zweck oder ihre Ursächlichkeit für irgend eine Wirkung, hängt ganz von dem Belieben des Menschen bezw. von der jeweiligen Problemstellung ab.

Die notwendige Ergänzung liefert nun aber die Betrachtung von oben her. Denn jenes identische Moment, welches der mechanische Gesichtspunkt zwar noch als „*tertium*" bezeichnete, aber schon als Vorbedingung der Vergleichung zulassen mußte, wird hier zum wirklichen „*primum*". Die personale Betrachtung kennt ja überhaupt keine Gleichheit als primäre Tatsache, sondern nur ihr Gegenteil, die individuelle Eigenart; aber die „Person" ist zugleich *unitas multiplex* und kann so in ihrer Identität den gemeinsamen Beziehungspunkt schaffen für all das, was ihr simultan oder successiv zugehört. Wenn es wahr ist, daß nur Personen wirklich existieren und alles andere auf Personen (Aggregate oder Teile von Personen) zurückgeführt werden muß, dann muß auch alle Gleichheit in der Welt direkt oder indirekt durch die Bezugnahme auf das Identisch-Sein und -Bleiben (also auf die Selbsterhaltung) von Personen erklärt werden.

Diese Bezugnahme wird nun aber noch dadurch spezialisiert, daß die *unitas multiplex* der Person entweder bloße Eigenschafts-Einheit des Vielen oder die höhere Ziel- und Form-Einheit des Mannigfaltigen bedeuten kann (s. S. 171/172). Dort besteht ihre Einheit lediglich in der identischen Eigenart, die sich über eine

Digitized by Google

begrenzte Raum- und Zeitsphäre erstreckt, hier in dem sich identisch bleibenden Ziel, dem die verschiedenen Teile dienen und die verschiedenen Funktionen zustreben. Aus diesen beiden Identitätsformen ergeben sich nun auch zwei verschiedene Arten des Gleichseins als teleomechanische Äquivalente.

Die Eigenart, die einem realen Ganzen in allen von seiner Identität umspannten Orten und Zeiten zukommt, muß sich den Elementen mitteilen; denn diese Elemente bilden ja das alleinige Material, aus dem das Ganze besteht. Der Parallelismus ist also ein homogener, d. h. die Teile spiegeln die Wesenheit des Ganzen wieder: Teil sein heißt Teil haben. Die resultierende Gleichheit zwischen den Teilen aber ist eine qualitative: es ist das Verhältnis der Gattung zu den Exemplaren.

Betrachten wir dagegen die Person als Mannigfaltigkeits-Einheit, so wird der Parallelismus zwischen Person und Sache ein heterogener. Die Funktion des Ganzen ist immanente Zielstrebigkeit; diese aber setzt sich für das, was zu ihr gehört, in eine ganz andersartige Funktionsweise um, nämlich in Dienstbarkeit; weil die Personen Selbstzwecke sind, werden die Sachen zu Mitteln; weil die Personen aktiv sind, müssen die Sachen passiv sein; die Gleichheit aber zwischen den Sachen ist nicht mehr qualitative Übereinstimmung untereinander und mit dem Ganzen, sondern ist lediglich Gleichwertigkeit der Dienstleistung bei qualitativer Verschiedenheit. Vergleichbar werden nunmehr zwei Dinge oder Vorgänge, wenn sie als Mittel im Dienst eines identischen personalen Selbstzwecks füreinander einzutreten vermögen. Dienstbar sein heißt ersetzbar sein. Hier liegt der Ursprung der Kategorien Gesetz und Quantität. —

Die beiden eben konstatierten Gleichheitsformen: die Zustandsgleichheit durch Teilhaftigkeit und die Leistungsgleichheit durch Dienstbarkeit, haben sich in der Geschichte des menschlichen Denkens merkwürdig reinlich geschieden; jene ist nämlich das hauptsächliche Gleichheitsprinzip des Altertums und Mittelalters, diese das der Neuzeit.

Die Gleichheit der Art war das Problem Plato's: das Gemeinsame an den Dingen wird erklärt durch ihr Teilhaben an ewigen, metaphysischen „Ideen", die außerhalb ihrer thronen.

Digitized by Google

Aristoteles hat dann durch seinen εἶδος-Begriff diesen gemeinsamen Bestimmungsgrund der Dinge aus dem Exoterischen ins Esoterische verlegt; und die bedeutendste metaphysische Diskussion des ganzen Mittelalters bezog sich wieder auf die Frage, ob den Universalprinzipien objektive Wirklichkeit zukomme, und wie diese etwa zu denken sei.

Die neue Zeit dagegen kehrte sich diesem Problem ab. Sie sah in der allgemeinen „Idee" lediglich ein psychologisches Produkt aus dem Prozesse der Vergleichung und ein logisches Hilfsmittel zur Gruppierung der Einzeldinge, nicht aber eine metaphysische Wesenheit; und sie hat schließlich (im Darwinismus) sogar die Tatsächlichkeit der über den einzelnen Individuen schwebenden Gleichungen, die Konstanz der biologischen Arten, bestritten. Dafür aber entdeckte sie die andere Art der Gleichheit: die der Dienstbarkeit. Als der allgemeine Begriff aufhörte, Problem zu sein, trat das allgemeine Gesetz an seine Stelle; als man für die qualitative Übereinstimmung der Dinge nicht mehr eines besonderen metaphysischen Grundes zu bedürfen glaubte, sah man sich bald gezwungen, für ihre quantitativen Beziehungen wiederum einen solchen zu postulieren. So sind also Gesetz und Maß in ähnlicher Weise die Gleichheitskategorien der neuen Zeit, wie die Gattungsidee die der alten Zeit war; und beide Gruppen sind in ihrer Bedeutung so analog, daß die modernen Fanatiker des Gesetzes- und Quantitätsprinzips durchaus kein Recht haben, über die platonische und scholastische Hypostase der Allgemeinbegriffe zu spotten.

Die Teleomechanik aber vermag auf Grund ihres Parallelismus den Umkreis ihrer Wirksamkeit weiter zu spannen, als es die gewöhnliche Mechanik kann: sie leitet nicht nur die modernen Kategorien Maß und Gesetz, sondern auch die alte Kategorie der Gattungsidee aus ihrem Personalismus mit Notwendigkeit ab.

III. Die Grenzen des Gleichheitsprinzips.

Die Ableitung des Gleichheitsprinzips ist die positive Aufgabe des teleomechanischen Parallelismus. Daneben hat er nun die gleich wichtige negative Aufgabe, die Schranken festzustellen,

Digitized by Google

innerhalb deren jenes Prinzip gilt. Durch drei personalistische Tatsachen nämlich wird seine Geltung begrenzt: durch die Hierarchie der Personen, durch die Vielheit der Personen und durch die zeitlichen Vorgänge an den Personen.

1. Die Tatsache der Schwelle. — Die einzelne Person schafft Gleichheit, indem sie ihre Teile an ihrer Eigenart teilhaben oder ihren Zwecken dienen läßt. Die Unvergleichlichkeit der einen Stufe führt also zur Vergleichbarkeit auf der nächst niederen Stufe. Dies Verhältnis vervielfältigt sich nun aber nach oben und nach unten ins Unbegrenzte; denn was im Hinblick auf eine höhere Stufe vergleichbare Sache ist, ist für sich betrachtet Person und wird als solche für eine tiefere Stufe zum Beziehungspunkt neuer Vergleichbarkeit. Beispiel: Ein Deutscher ist als Glied des deutschen Volkes mit anderen Deutschen vergleichbar (in Bezug auf Rasse-, Sprach-, Kultureigenschaften, in Bezug auf die nationalen Zwecke des Heeresdienstes, der Wahl, der finanziellen Sicherung, des biologischen Fortbestandes — kurz in Bezug auf Merkmale und Funktionen, in denen und durch die sich die singuläre Eigenart des deutschen Volksorganismus erhält). Zugleich ist er als Einzelmensch eine persönliche Individualität, also Besonderheit, — endlich für Bau, Funktion und Ersatz seiner Zellen, die alle dem Zweck seiner individuellen Selbsterhaltung zu dienen haben, gleichheitschaffendes Prinzip.

Jede in der Welt vorhandene Gleichheit bezieht sich also stets lediglich auf eine Stufe der Hierarchie von Seinseinheiten; sie bedeutet nicht, daß Besonderheit oder Verschiedenheit fehle, sondern nur, daß die immer vorhandenen Besonderheiten und Verschiedenheiten für die Erhaltungs-Qualitäten und -Zwecke der bestimmten Stufe gleichgültig sind. Damit stoßen wir auf den teleomechanischen Begriff der Schwelle.

Als Fechner diesen wichtigen Begriff einführte, verstand er darunter die Tatsache, daß gewisse Unterschiede des Physischen für die menschliche Wahrnehmung nicht mehr als Unterschiede, sondern als Gleichheiten erscheinen; die Unterschiedsschwelle wurde ihm also zum Prinzip des horizontalen Parallelismus zwischen Innen und Außen. Nunmehr ergibt sich aber, daß die psycho-

Digitized by Google

physische Tatsache der Unterscheidungsschwelle nur ein enger Spezialfall einer viel umfassenderen Welttatsache ist, und daß diese Welttatsache auf dem vertikalen Parallelismus von Oben und Unten beruht: Unterschwellig ist jede Verschiedenheit zweier Sachen, sofern sie in Bezug auf einen bestimmten personalen Zweck nicht relevant ist. Ob dieser Zweck (wie beim bisherigen Begriff der Schwelle) ein psychischer, nämlich die Auffassung eines Eindrucks durch das menschliche Bewußtsein, oder ein physischer, etwa die Reaktionsfähigkeit der Magenschleimhaut auf bestimmte Reize ist, wird nunmehr sekundär; die Tatsache der Schwelle ist eben meta-psychophysisch.

Wenn wir daher alle Gleichheit als Unterschwelligkeit von Verschiedenheiten bezeichnen, so darf man dies nicht mehr als bloßen Ausdruck für die subjektive Unzulänglichkeit des menschlichen Erkennens fassen, sondern in durchaus objektivem Sinne: Gleichheit ist niemals etwas anderes als Irrelevanz der Verschiedenheiten gegenüber den Selbstzwecken von Seinseinheiten, an denen das Verschiedene teilhat oder denen es dient. Wir werden an manchen späteren Stellen erkennen, welche große Bedeutung die Übersetzung des Schwellenbegriffs aus dem Psychophysischen ins Teleomechanische hat; denn bei Erörterung des Maßbegriffs (Kap. XVII) wird sich zeigen, daß das (von Fechner auf den Begriff der Schwelle gegründete) „psychophysische Gesetz" in Wirklichkeit ein umfassendes teleomechanisches Maßprinzip ist. Und selbst bis in die Ethik werden sich die Folgen jener Umdeutung erstrecken; denn auch die Rolle, die das Gleichheitsprinzip in der sittlichen Normgebung spielt, wird davon betroffen werden.

Da also Gleichheit immer nur besteht in Bezug auf übergeordnete Seinseinheiten, so wäre absolute Gleichheit erst erreicht bei der alleruntersten Stufe der personalen Hierarchie überhaupt — bei der reinen „Sache an sich", die lediglich das Material für den Aufbau personaler Einheiten darstellt, selber aber nicht mehr personal gegliedert ist und daher jeder Individualität entbehrt. Diese letzten Rohstoffe alles Seienden wären dann nicht nur im Hinblick auf gewisse Zwecke fähig, füreinander einzutreten, sondern in jeder Beziehung miteinander vertauschbar. Aber die

Digitized by Google

absolut unindividualisierte und daher absolut gleichartige Sache existiert in Wirklichkeit als solche gar nicht; sie ist nur der Grenzbegriff, auf den das Denken notwendig stößt, wenn es das unendlich sich wiederholende Stufenverhältnis von Person-Sein und Teil-Sein an irgend einem tiefsten Punkte willkürlich beendet sein läßt (s. S. 169). Es war eine merkwürdige Selbsttäuschung der physikalisch-mechanischen (impersonalistischen) Betrachtungsweise, daß sie das, was nur unterster, nie realisierbarer Grenzbegriff des Denkens ist, das absolut Vergleichbare, zum alleinigen metaphysischen Seinsprinzip machen wollte.

2. Die Vielheit der Personen. — Da jede in der Welt vorhandene Gleichheit sich auf eine personale Identität als ihren Quellpunkt bezieht, so wird es nicht mehr und nicht weniger irreduzible Gleichheitstatsachen geben, als es Personen gibt.

Zunächst ist ja die Fülle der in der Welt konstatierbaren Gleichheitsphänome eine überwältigende und gänzlich verwirrende. Partielle Gleichheiten der Dinge in Bezug auf gewisse Merkmale (Farbe oder Form, Härte oder Temperatur u. s. w.), komplexe Gleichheiten der Art (man denke an die ungezählten Arten der Pflanzen- und Tierwelt, an die Rassen und Völker der Menschheit), funktionelle Gleichheiten des Geschehens (alle Gesetze, mögen sie nun naturwissenschaftlicher, psychologischer, soziologischer oder sonst welcher Art sein) bieten sich der Erfahrung dar und wachsen mit steigender Erfahrung noch ständig an Zahl. Sie haben den verschiedensten Umkreis, manche gelten nur für wenige Exemplare, manche haben eine fast oder ganz universelle Bedeutung.

In dieser Fülle sah der Mensch mit Recht etwas Unbefriedigendes; und um ihr abzuhelfen, forderte er, daß die Methode der Vergleichung, die ihm jene vielen Einzelübereinstimmungen geliefert hatte, zu einer absoluten gemacht werde: die engeren Übereinstimmungen sollten miteinander auf eine allgemeinere, mehrere allgemeinere auf noch allgemeinere u. s. w., schließlich alle auf eine allgemeinste Übereinstimmung reduziert werden. So suchte man die Vielheit der Qualitäten auf eine Urqualität (Bewegung), die Vielheit der Arten auf eine undifferenzierte Urform, die Viel-

Digitized by Google

heit der Gesetze auf eine allumfassende Weltgesetzlichkeit zurückzuführen.

Nunmehr aber müssen wir erkennen, daß jenes Vereinheitlichungs- und Angleichungsstreben weit über das Ziel hinausschoß: unter eine gemeinsame Formel sind jedesmal nur alle diejenigen Gleichheiten zu bringen, die teleomechanisch aus der individuellen Qualität und Zielstrebigkeit einer personalen Einheit herzuleiten sind; diese Singularität der Person aber ist etwas letztes, nicht mehr selber durch Einordnung in ein Allgemeineres restlos erschöpfbar. An die Stelle des Ideals der möglichst absoluten Reduktion alles Besonderen auf Allgemeines und Gleiches stellen wir daher die Forderung der kritischen Scheidung zwischen noch weiter reduzierbaren und nicht weiter reduzierbaren Gleichheiten. Dies Postulat ist das teleomechanische Gegenbild zu jenem oben ausgesprochenen: daß man zwischen echten und unechten Personaleinheiten kritisch scheiden müsse. Solange irgend eine Übereinstimmung oder irgend eine Gesetzmäßigkeit noch nicht als Teilhaben an der Qualität oder der Zielstrebigkeit eines echten Selbsterhaltungsganzen dargestellt ist, gibt es an ihr noch etwas zu erklären; sobald eine derartige Zuordnung gefunden ist, sind wir für diese konkrete Gleichheit am Ende angelangt. — Wir werden uns dieser methodologischen Forderung weiterhin mehrfach zu erinnern haben.

Die Fülle der irreduziblen Übereinstimmmungen in der Welt muß sich also ebenso ordnen, wie die Fülle der Personen, deren teleomechanische Äquivalente sie sind; d. h.: es gibt 1. ein Stufensystem von Gleichungen verschiedenster Weitenordnung — von den energetischen Äquivalenzen, die zwischen allen physischen Funktionen überhaupt bestehen, bis hinab zu der Übereinstimmung, die sich in der besonderen Pigmentierung der Haare eines einzelnen Menschen bekundet, weil eben diese Haarfarbe Bestandteil der dauernden Eigenart dieses Individuums ist. Und es gibt 2. eine unendliche Mannigfaltigkeit nebeneinanderstehender, aufeinander nicht reduzierbarer Übereinstimmungen, entsprechend der Mannigfaltigkeit einander nebengeordneter „Personen". Jede Tierart hat ihre besondere morphologische Regelmäßigkeit und funktionelle Gesetzmäßigkeit; ebenso hat jede Einzel-

Digitized by Google

pflanze und jedes Einzeltier, ja schließlich auch jede Zelle und jedes Molekül — abgesehen davon, daß es Teil hat an höheren Gesetzen — noch seine individuelle Sonderbeschaffenheit und Selbstzwecklichkeit, durch welche den dazugehörigen Elementen die Gleichheit und Regel auferlegt wird: Habt Teil an mir und dienet mir!

3. Zeitliche Grenzen. — Bezogen sich die bisher erörterten Begrenzungen des Gleichheitsprinzips auf die in irgend einem einzelnen Moment vorhandene Beschaffenheit des Weltbildes, so wird nun noch eine dritte Beschränkung durch den zeitlichen Ablauf alles personalen Geschehens gesetzt. Denn da die Gleichheiten Ausstrahlungen der personalen Selbsterhaltungsfunktionen sind, so bestehen sie nur, solange eine Person sich selbst erhält, und bleiben nur so lange stabil, als das personale Wirken sich in Selbsterhaltung erschöpft.

Alle Personen, mit Ausnahme der Gottheit, sind zeitlich begrenzt; daher haben auch die aus ihnen teleomechanisch abzuleitenden Gleichheitsphänomene einen Anfang und ein Ende. Es kommt also weder den Gattungsideen, wie es ein Plato wollte, noch sämtlichen Naturgesetzen, wie es die Modernen wollten, eine absolut zeitlose Geltung zu. Die gemeinsame Artbeschaffenheit aller Ichthyosauren bestand nur, solange die Gattung selber bestanden hatte, d. h. durch Vererbung selbsterhaltungsfähig war. Und das besondere Funktionsgesetz, das ein Individuum allen zu ihm gehörigen Zellen auferlegt: Funktioniert im Sinne meiner Selbsterhaltung! — hört mit dem Tode des Individuums auf, Geltung zu haben.

Aber nicht nur das totale Anfangen und Aufhören einer Person bedingt eine zeitliche Begrenzung der Gleichheitsphänomene, sondern auch der Phasenwechsel innerhalb ihrer dauernden Existenz. Die Selbsterhaltungsfunktion wird fortwährend abgelöst, durchsetzt und modifiziert von Selbstentfaltungsfunktionen; diese Ergänzung muß sich teleomechanisch auch an den Gleichheitsphänomenen bekunden. Selbstentfaltung ist produktiv; das Neue aber, das sie schafft, muß zu dem Alten, Regelmäßigen, welches war, in Gegensatz treten. Allein

Digitized by Google

dieser Gegensatz ist kein definitiver; vielmehr müssen wir uns hier jenes Grundprinzips erinnern, das wir schon in der Ontologie als „Mechanisation" bezeichnet hatten (s. S. 175). Das Neue, welches ein Selbsterhaltungsakt produziert, bleibt nichts Vereinzeltes, nur Momentanes; sondern es sinkt aus der bewegten Oberschicht der personalen Strömungen alsbald nach unten in die stilleren Gründe des personalen Seins; es „setzt" sich und wird so — man gestatte das Bild — selber zu etwas „Gesetztem", Festbleibendem: zu einem Gesetz. — Geltende Regel und bestehendes Gleichmaß werden also nicht durch bloße Regelwidrigkeit und Irrationalität heillos zerstört, sondern durch neue Regel und neues Gleichmaß abgelöst. Das teleomechanische Äquivalent der Selbsterhaltung ist das Bestehen von Gleichungen, das teleomechanische Äquivalent der Selbstentfaltung ist das Entstehen von Gleichungen.

Die im Obigen konstatierten allgemeinen Bedingungen und Schranken des Gleichheitsprinzips werden uns nun bei der folgenden Spezialbetrachtung der drei teleomechanischen Hauptkategorien: Gattungsidee, Gesetz und Maß, zur Richtschnur zu dienen haben[1]); und sie werden, wie schon erwähnt, späterhin auch in der Ethik zur Geltung kommen. Das bisher gewonnene Ergebnis aber läßt sich kurz so formulieren:

> Die Gleichheit ist nicht teleomechanisches Maximalprinzip, sondern Minimalprinzip (so wie die Selbsterhaltung personales Minimalprinzip war): sie bezieht sich lediglich auf dasjenige, was zum mindesten nötig ist, um die bloße Selbsterhaltungsaufgabe einer einzelnen Person zu erfüllen. Alles das aber, was die Selbsterhaltung der einzelnen Person begrenzt — ihre Einordnung in ein hierarchisches System, ihr Nebeneinanderbestehen mit unzähligen anderen Personen, ihre zeitliche Endlichkeit und ihre Wechselbeziehung zur Selbstentfaltung — bildet ebenso viele Grenzen für die Geltung des Gleichheitsprinzips.

[1]) Wobei einige Wiederholungen nicht ganz zu umgehen sein werden.

Digitized by Google

XV. Kapitel.

Gattungsbeziehung und Idee.

I. Das Wesen der „Ideen".

Derjenige Bewußtseinsinhalt, der das Gemeinsame an einer Reihe von konkreten Wahrnehmungen zum Gegenstand hat, wird als Gattungsvorstellung bezeichnet. Dient dieser Bewußtseinsinhalt logischen Operationen, so heißt er Gattungsbegriff; wird er objektiviert, d. h. zu einer außerhalb des Denkprozesses vorhandenen Wirklichkeit gemacht, so heißt er Gattungsidee. Die Frage, ob zu der Annahme solcher metaphysischen Ideen eine Berechtigung oder gar eine Nötigung bestehe, gehört, mag sie auch in den neueren Zeiten sehr zurückgetreten sein, zu den wichtigsten Fragen der Philosophie überhaupt.

Ehe wir den eigenen Standpunkt entwickeln, sei eine Übersicht über die möglichen Stellungnahmen gegeben.

Zunächst gliedern sich die Antworten auf obige Frage in die beiden Haupttypen der Bejahung und der Verneinung. Hier lautet die These: „Die Gattungsideen haben metaphysische Realität"; dort: „Die allgemeinen Begriffe sind rein subjektiver Natur, nämlich zusammenfassende Namen für übereinstimmende Eigenschaften der allein realen Einzeldinge". Nennt man mit der mittelalterlichen Terminologie die beiden Standpunkte „Realismus" und „Nominalismus", so muß man sich gegenwärtig halten, daß die erste Bezeichnung absolut nichts mit der heutigen Bedeutung des Wortes zu tun hat. Realismus heißt der Standpunkt, weil er die Ideen für real hält und das Einzelne an ihnen teilhaben läßt; er ist, in unsere Terminologie übersetzt, nichts anderes als der „Personalismus", unter dem speziellen Gesichtspunkt des Gattungsproblems gesehen. Der Nominalismus dagegen, der keine kon-

Digitized by Google

kreten Verknüpfungsweisen des Einzelnen anerkennt und in der psychologischen Analyse die Problemlösung sieht, ist identisch mit unserem „Impersonalismus".

Aber vollständig wird die Identität der alten Standpunkte zum Ideenproblem mit den in diesem Buche entwickelten Standpunkten durch die Tatsache, daß sich der Ideenrealismus (genau so wie der Personalismus) noch einmal in zwei Richtungen spaltet. Der extreme Realismus sieht in der Gattungsidee ein unabhängig von den dazugehörigen Einzeldingen und außerhalb ihrer bestehendes, zeitloses und unveränderliches Etwas. Die Idee ist vor dem Einzelnen da und gibt ihm erst Wirklichkeit. *„Universalia ante rem"*. Es ist der Standpunkt Platos und der Platoniker. Wir können ihn den „exoterischen Ideen-Realismus" nennen; seine Verwandtschaft mit dem exoterischen Personalismus ist offensichtlich.

Der gemäßigte Realismus sieht in dem allgemeinen Typus ebenfalls ein wirksames Prinzip, auf Grund dessen die einzelnen Dinge trotz ihrer Vielheit und ihres Wechsels immer wieder übereinstimmende Merkmale besitzen. Aber das Prinzip besteht nicht mehr außerhalb der Dinge als gespenstiges Abstraktionswesen, sondern es hat nur Existenz in den Dingen selbst. Also: „esoterischer Ideen-Realismus" (entsprechend unserem esoterischen Personalismus), der Standpunkt des Aristoteles und der mittelalterlichen Aristoteliker. Die bekannte Formel dafür lautet: *„Universalia in rebus"*.

Der Nominalismus dagegen, der nur die Einzelindividuen als real ansieht und das Allgemeine aus ihnen durch den psychologischen Prozeß der Abstraktion und Vergleichung erst hinterher entstehen läßt, hat die Formel: *„Universalia post rem"*.

Die neue Zeit ist ganz überwiegend nominalistisch gesinnt (wie sie ja auch überwiegend impersonalistisch ist); Hegel und Schopenhauer sind vielleicht die beiden einzigen bedeutenderen Ausnahmen.

Nun hat ja der Nominalismus, wenn man ihn lediglich als Ausdruck einer psychologischen Anschauung betrachtet, zweifellos recht: für unser Bewußtsein sind Einzelvorstellungen sicherlich vor den allgemeinen Begriffen da; und wir kommen zum Begriff

Digitized by Google

des Gattungsmäßigen niemals anders, als vermittelst Vergleichung der Einzeldinge und Heraussonderung des Übereinstimmenden, das wir an ihnen wahrnehmen. Indes der Glaube, daß damit das alte Ideenproblem erledigt sei, ist ein Irrtum; denn die Kausalfrage ist nicht nur eine subjektive, sondern auch eine objektive. Wir wollen nicht nur wissen, wie wir von irgendwo konstatierten Übereinstimmungen zum Gattungsbegriff kommen, sondern auch, worauf jene Übereinstimmungen selber beruhen; und die psychologische Analyse des Begriffsbildungsprozesses schafft auf keine Weise die metaphysische Tatsache aus der Welt, daß in der objektiven Wirklichkeit etwas ist, was zur Bildung bestimmter Artbegriffe veranlaßt, ja zwingt. Das kausale Bedürfnis verlangt bei jeder Tatsache nach einem zureichenden Grunde; die Übereinstimmung von Merkmalen ist eine aufdringliche, in den verschiedensten Gestalten auftretende, objektive Tatsächlichkeit; ihr gegenüber darf man jenem kausalen Bedürfnis nicht Schweigen gebieten.

Die Frage also, an welcher der Nominalismus mit unerlaubtem Leichtmut vorüberging: „Worauf beruhen die Übereinstimmungen zwischen den Dingen?“ ist unser eigentliches Problem. Wir müssen seine Lösung wieder schrittweise versuchen. —

Wenn ich der Reihe nach die Menschen A, B, C . . . betrachte, so bemerke ich zwar, daß jeder anders als der andere, also eine besondere unverwechselbare Individualität ist, daß er aber dennoch mit den anderen in zahllosen Richtungen vergleichbar ist: hinsichtlich der Zahl und Ordnung der Glieder, der gröberen und feineren Formverhältnisse, der Art, wie gewisse Funktionen der Selbsterhaltung und der Entwicklung sich jedesmal bekunden, der psychischen Leistungsmöglichkeiten u. s. w. Mag nun die Fähigkeit des Vergleichens selbst eine subjektive sein — daß sie gerade an den Individuen A B C . . . und in Bezug auf die Merkmale l m n . . ., nicht aber in Bezug auf andere Individuen und andere Merkmale anzugreifen vermag, kann nicht mehr nur an mir, dem Wahrnehmenden, sondern muß in jenen objektiven Momenten, den Individuen und Merkmalen selbst, seinen Grund haben.

Nun aber ist die Übereinstimmung zwischen Merkmalen eine Relation; und schon die Erkenntnistheorie hatte uns gelehrt, eine

Digitized by Google

Relation als Tatsache fordere eine Position als Ursache. Ein einheitlicher Zusammenhang als solcher kann letzthin nicht ursachlos in der Luft schweben, sondern muß an einem einheitlichen konkreten Etwas hängen, durch das er erst zur Wirklichkeit wird. Dies ist ein apriorischer Denkzwang; er kann latent bleiben, wenn man die kausale Frage leicht nimmt; sobald man sie aber ernsthaft auf die Tatsache der in der Welt vorhandenen Übereinstimmungen anwendet, kann man jenem Zwang nicht entrinnen.

Worin aber besteht die einheitliche Position X, die wir als kausales Substrat für die konstatierten einheitlichen Relationen der Artgleichheit fordern müssen? Die Individuen A, B u. s. w. sind zunächst selbst konkrete Positionen — aber sie können jene Substrate nicht darstellen; denn die Übereinstimmung ist ja nicht in A und nicht in B enthalten, sondern sie ist das zwischen ihnen liegende abstrakte Verknüpfungsprinzip, das sogar auch noch besteht, wenn A und B an ganz verschiedenen Orten oder zu ganz verschiedenen Zeiten existieren, und auch bestehen bleibt, wenn jene längst aufgehört haben zu existieren. Die Position X also, die wir als Ursache der Artgleichheit annehmen müssen, ist etwas anderes, als die einzelnen daran beteiligten Individuen — etwas, das dauert, während jene sich ablösen, etwas, das einheitlich ist, während jene viele sind, etwas, das ständig mit sich übereinstimmt (denn es ist ja der Grund fortwährend sich wiederholender Übereinstimmungen), während jene sich wandeln.

Damit ist die erste Etappe unserer Gedanken-Entwicklung erreicht: die Einsicht in die Notwendigkeit, daß die Artgleichheit irgendwie eine „Hypostase" fordere. Es ist Platos ewiges Verdienst, diese metaphysische Notwendigkeit nicht nur klar eingesehen, sondern auch die geforderte Reduktion als erster versucht zu haben. Der Wahrheitskern seiner Ideenlehre ist, daß alles Gleiche auf ein Identisches zurückgehen müsse; und wenn wir auch in den weiteren Schritten über große Unzulänglichkeiten seiner Lehre hinauszukommen versuchen werden — wir vermögen es nur von dem festen Grunde aus, den er erst geschaffen.

Diese weiteren Schritte führen uns zur genaueren und kritischen Formulierung des Verhältnisses, welches zwischen dem

Digitized by Google

postulierten einheitlichen Kausalsubstrat der Artgleichheit und den gleichheit-zeigenden Einzeldingen A, B ... besteht. Wir fragen: 1. Ist dieses Verhältnis ein esoterisches oder ein exoterisches? 2. Ist es stets ein direktes oder kann es auch ein indirektes sein?

Sobald man einmal die Überzeugung gewonnen hatte, daß das Allgemeine an den Dingen ein eigenes metaphysisches X als seinen Kausalgrund fordere, lag es am nächsten, die Allgemeinheit selber zum Merkmal dieses X zu machen. Die Folge mußte die dualistische Lehre sein: es gibt zwei Arten von Seienden, besondere (endliche, vergängliche) Existenzen: *res;* — und allgemeine (zeit- und raumlose) Existenzen: *universalia.* Dies ist der Standpunkt Platos. Die Idee als das allgemeine Sein steht χωρὶς τῶν χρημάτων, exoterisch zu den Dingen, die in ihren Gattungseigenschaften nur das schwache Spiegelbild jener sind.

Aber die Idee als *„ens universale"* ist eine innere Unmöglichkeit, da sie zugleich abstrakt und konkret sein müßte. Abstrakt: denn sie ist das in keiner Anschauung erfaßbare, an keiner Stelle von Raum und Zeit lokalisierte Allgemeine; konkret: denn sie ist ein selbständig existierendes und wirkungsfähiges (nämlich gleichheit-schaffendes) Etwas. So schwankt die Platonische „Idee" zwischen Relation und Position haltlos hin und her. Sie ist nicht mehr bloß logischer Beziehungsbegriff, aber auch nicht rein metaphysischer Seinsbegriff. Die in der obigen Formel *„ens universale"* verkoppelten Momente sind eben nicht miteinander vereinbar. Somit muß der Ideenbegriff auf eines der beiden Momente konzentriert werden und das andere aufgeben. Nun hatte sich uns der nominalistische Versuch, die Idee zum bloß logischen Beziehungsbegriff der Allgemeinheit zu verflüchtigen und die Entität aufzugeben, als unzulänglich erwiesen; denn die Übereinstimmung an den Dingen ist eine Tatsache, die eine objektive Kausalerklärung verlangt. So bleibt denn nur übrig, die Idee rein und ganz als konkrete metaphysische Existenz zu fassen; denn nur etwas Wirkliches kann wirksam sein. Jenes metaphysische X muß zwar allgemeinheit-erzeugend, darf aber nicht selbst allgemein-seiend gedacht werden.

Dieses Postulat aber ist widerspruchslos allein durch das teleomechanische Parallelprinzip zu verwirklichen.

Digitized by Google

Ein wirkliches Seiendes ist niemals ein *„ens universale"*, wohl aber immer ein *„ens totum"*. Als Ganzes ist es durchaus konkret, in zeitlicher, räumlicher und qualitativer Hinsicht individualisiert. Aber weil das Ganze Teile in sich hat, muß sich seine eigene Identität an diesen als ständige, simultane und successive Übereinstimmung bekunden: die konkrete Besonderheit schafft also erst das abstrakte Prinzip der Allgemeinheit.

Warum sind alle Menschen in gewissen Merkmalen gleich? Nicht weil sich in ihnen allen die fern thronende, abstrakte Menschheitsidee spiegelt, sondern weil die Menschheit als konkretes Ganzes selber eine kausale Einheit darstellt, durch welche ihre sich selbst erhaltende Besonderheit sowohl allen ihren gleichzeitigen wie den einander ablösenden Teilen zukommt.

Die Grundwahrheit der Platonischen Ideenlehre war also, daß sie für die Allgemeinheit an den Dingen ein metaphysisches Substrat verlangte, ihr Grundfehler, daß sie dieses Substrat selber allgemein faßte. Daß es Gleiches und im Wechsel sich immer Wiederholendes gibt, macht nicht das Abstraktum „Idee", sondern das Konkretum „Person".

Daraus folgt ein zweites. Das allgemeine Sein der Platonischen Idee und das besondere Sein der Dinge mußte exoterisch zueinander gedacht werden; jetzt wird dies anders. *Universalia in rebus,* sagen wir mit den Aristotelikern; aber es kann für diese Formel noch eine Erklärung gegeben werden. Denn die abstrakte Universalität ist nun nichts Letztes mehr, sondern nur die logische Wiederspiegelung einer konkreten Totalität: Allgemeines ist in den Dingen insofern, als sie partizipieren an einem identischen Ganzen: *universalia in rebus, quia res in personis.*

II. Begrenzung der Ideen.

Mit Obigem ist die Ideenlehre in esoterischen Personalismus verwandelt. Der Personalismus aber muß auch kritisch sein; und erst die kritische Durchführung wird die neue Fassung der Ideenlehre ganz rechtfertigen können. Indem nämlich die mannigfachen, früher für den Personbegriff gewonnenen Gesichtspunkte

Digitized by Google

auf die Idee angewandt werden, wird diese nach verschiedenen Richtungen hin genauer determiniert. Dadurch werden Einwände ernstester Art, welche früher die philosophische Fruchtbarkeit der Ideenlehre unterbinden mußten, ihre Stichhaltigkeit verlieren.

1. Allgemeinheit der Gattung und Allgemeinheit des Mittels. — Der bisherige Haupteinwand lautet: Macht man mit der Forderung, das Allgemeine auf metaphysische Existenzen zurückzuführen, völlig Ernst, so ergeben sich ungeheuerliche Folgerungen. Denn der allgemeine Begriff entsteht überall, wo mehrere Objekte in gewissen Merkmalen Übereinstimmung zeigen; daher sind die Allgemeinbegriffe: Mensch, Löwe, Deutscher u. s. w. in logischer Hinsicht durchaus gleichwertig den Allgemeinbegriffen: Knochen, Tisch, Röte u. s. w. Deutet man dagegen das Logische ins Metaphysische um, so entsteht ein totaler Unterschied. Daß das Allgemein-Menschliche hypostasiert werde zur Idee der Menschheit oder zur über-individuellen Menschheits-„Person", läßt sich, mag man es nun anerkennen oder nicht, wenigstens diskutieren; und das Entsprechende gilt von der Gattungseinheit des Löwen oder dem Inbegriff aller Deutschen im deutschen Volk. Dagegen wäre die Auffassung, daß das Übereinstimmende an allen Knochen, oder an allen Tischen, oder an allen roten Dingen wieder auf eine abstrakte oder konkrete Knochenheit, Tischheit, Röte, als seine metaphysische Grundlage zurückzuführen sei, vollendete Absurdität. Das bloße Vorhandensein eines allgemeinen Begriffs ist also noch kein zureichender Grund für seine Hypostase.

Bekannt genug ist es, wie Plato zu verschiedenen Zeiten seines Lebens in dieser Hinsicht schwankte; bald glaubte er, in der Tat alle allgemeinen Begriffe zu metaphysischen Ideen hypostasieren zu müssen, bald beschränkte er die Hypostase auf die organischen Gattungen, ohne aber eine Rechtfertigung dieser Einschränkung zu geben. Und ein ganz andersartiges philosophisches System, dasjenige Hegels, leidet an dem entsprechenden Mangel, daß jeder allgemeine Begriff, der dialektisch ableitbar war, auch unmittelbar eine metaphysische Wesenheit darstellen sollte.

Digitized by Google

Wenn aber die Allgemeinbegriffe nicht unter allen Umständen direkt hypostasierbar sind, so müssen wir einerseits feststellen, unter welchen besonderen Bedingungen sie es sind, und andrerseits, worauf die nicht direkt hypostasierbaren Allgemeinheiten beruhen.

Direkte Hypostase eines Allgemeinbegriffs liegt dort vor, wo die Übereinstimmung, die zwischen den Objekten A, B, C . . . konstatiert wird, als konkretes Merkmal einer identischen, den A, B, C . . . übergeordneten, Einheit zugeschrieben wird. Hierzu kann ein Recht nur dann bestehen, wenn jene übergeordnete Einheit sich als „echte" erweist, d. h. dem erkenntnistheoretischen Kriterium der Person entspricht. Dies Kriterium aber war die Selbsterhaltungsfähigkeit. Nur diejenige Übereinstimmung zwischen den Dingen also, die der Gegenstand und das Produkt einer ständigen Selbsterhaltungstätigkeit ist, darf als „Idee" angesprochen werden. Nicht die logische Allgemeinheit des Gattungsbegriffs, sondern erst die teleologische (personale) Allgemeinheit der Gattungsfunktion — oder anders ausgedrückt: nicht die Wiederholung überhaupt, sondern nur das Sich-selbst-wiederholen-können — gibt das Recht zur direkten Hypostase. Darum ist die Menschheit eine echte Idee (Gattungsperson); denn das Übereinstimmende zwischen allen Menschen beruht darauf, daß bei der ständigen Ablösung des einen Individuums durch das andere die Gesamtheit aller Menschen (die Gattung) ihre identische Qualität bewahrt. Und darum ist die „Tischheit" keine echte Idee (Gattungsperson), weil die Gesamtheit aller Tische nicht im stande ist, sich selber in dieser Qualität ständig fortzusetzen. Die von Plato in seinen späteren Jahren grundlos eingeführte Beschränkung der Ideen auf die Gattungen ist also nunmehr kritisch abgeleitet.

Bei den anderen Allgemeinbegriffen, die wir soeben von der direkten Hypostase ausschlossen (wie Tisch, Knochen u. s. w.), muß zwar auch eine Zurückführung auf eine konkrete Position erfolgen; doch muß jetzt die Art des Zusammenhangs anders gedacht werden: es ist nicht mehr die homogene Beziehung zwischen Gattung und den Gattungsexemplaren, sondern die heterogene zwischen dem Zweck und den Mitteln. Was ist das Gleiche an ver-

Digitized by Google

schiedenen Tischen? Ihre Fähigkeit, dem Menschen zu gewissen Verrichtungen zu dienen. Was ist das Gleiche an verschiedenen Knochen? Jene Beschaffenheit, durch welche sie gewisse Existenzzwecke des Organismus zu verwirklichen vermögen. Gäbe es jene Zwecke nicht, dann gäbe es auch nicht das „Gleiche" zwischen den Objekten, also auch nicht den allgemeinen Begriff, der sie zusammenfaßt. Zwecke aber setzen Existenzen voraus, welche die Zwecke haben: „Personen"; somit ist die Person jetzt wieder das Gleichheit-schaffende, diesmal aber als der identische Ort gemeinsamer Zweckbeziehung.

Diese Ableitung darf aber nicht nur als eine Definition für die Gleichheit des Mittels aufgefaßt werden; sie gibt zugleich eine metaphysische Erklärung für die Tatsache ihres Auftretens. Denn da jede personale Selbsterhaltung Beharrung im Wechsel ist, sind die identischen Zwecke auf fortwährend andere sächliche Elemente als ihre Materialien und Werkzeuge angewiesen. Kurz, die Tatsache der Selbsterhaltung muß sich teleomechanisch in der Tatsache bekunden, daß die Elemente und Funktionen in ihrer Dienstfähigkeit sich abzulösen oder füreinander einzutreten vermögen, also gleich sind.

Diese Allgemeinheit des Dienstes, die auf dem teleomechanischen Verhältnis von Zweck und Mittel beruht, wird uns in den beiden letzten Kapiteln ausführlicher zu beschäftigen haben.

2. Idee und Ideal. — Aber nicht nur für die Selbsterhaltung einer Person, sondern auch für deren Selbstentfaltung gibt es eine Allgemeinheit als teleomechanisches Äquivalent: die Wertidee oder das Ideal.

Bedeutet Idee die ständig sich verwirklichende Wiederholung vorhandener Eigenschaften, so bedeutet Ideal die ständige, aber nie ganz verwirklichte Geltung geforderter Werte. Auch diese Allgemeinheit der Geltung heischt eine Erklärung, und sie lautet ebenso wie oben. Die Ideale des „Vollkommenen", „Guten", „Schönen", „Wahren" sind, als diese Abstrakta, nicht metaphysische Wesenheiten, die uns irgend eine Norm des Handelns auferlegen könnten. Aber sie sind freilich auch nicht, wie die Nominalisten oder Relativisten wollen, eine rein psychologisch erklärbare Zusammenfassung

Digitized by Google

für die in den Einzelindividuen wirkenden moralischen, ästhetischen u. a. Wertungserlebnisse. Vielmehr müssen wiederum die logischen Abstrakta in teleologische Konkreta umgesetzt werden. Die Ideale sind die vollendet gedachten Ziele in der Entwicklung konkreter Personaleinheiten (s. S. 193). Weil in der Gattungsperson „Menschheit" eine Tendenz lebt, die in der Richtung auf die stufenweise Verwirklichung einer immanenten Bestimmung hin wirkt — mag dies Ziel auch wegen der Hemmungen, denen jede endliche personale Einheit unterliegt, nie erreicht werden — darum wird das vollendet gedachte Ziel zum „Ideal" für alle Glieder der Menschheit. Und ebenso kann die Arbeit an der vollkommenen Entfaltung der in der Volkspersönlichkeit liegenden Keime zum „Ideal" für alle Volksgenossen werden. Näheres darüber in der Wertlehre (2. Band).

3. Vielheit und Endlichkeit der Ideen. — Sind Gattungs- und Wertideen nur Ausdrücke für die Allgemeinheit, die aus der Selbstbestimmung personaler Einheiten entfließt, so müssen sich die numerischen, räumlichen und zeitlichen Eigenschaften der Ideen mit denen der Personen decken.

Die Vielheit der Ideen ist von allen Anhängern der Ideenlehre anerkannt, von Plato ebenso wie von Hegel und Schopenhauer. Der Personalismus tut desgleichen: Es gibt ebenso viele aufeinander nicht zurückführbare metaphysische Gattungsideen, als es „Personen an sich" (Einheiten mit qualitativer Selbsterhaltungsfähigkeit) gibt. Und es gibt ebenso viele aufeinander nicht zurückführbare metaphysische Entwicklungsideale, als es „Personen an und für sich" (Einheiten mit succesiver Entfaltungstendenz) gibt.[1]) Endlich müssen sich die Gattungs- und Wertideen über- und untereinanderordnen in ein hierarchisches System, ebenso wie die Personen. (Bekanntlich hatte schon Plato den Gedanken einer Ideenhierarchie gefaßt, wenn auch nicht ausgeführt).

Merkwürdig ist es der raumzeitlichen Einschätzung der Ideen

[1]) Daß von diesen Entwicklungsidealen für den Menschen axiologisch nur ein Bruchteil in Betracht kommt, liegt in dem anthropocentrischen Gepräge, das die Weltwertung, im Gegensatz zur Weittheorie, prinzipiell an sich trägt.

Digitized by Google

ergangen. Nach Plato sind sie raum- und zeitlos; nach Hegel sind sie, als Momente eines dialektischen Entwicklungsprozesses, zeitlich determiniert (jede Idee wird, wenn ihre Zeit um ist, durch ihre logische Antithese abgelöst); für den kritischen Personalismus sind sie zeitlich und räumlich determiniert. Die metaphysische Wirksamkeit einer „Idee" besteht nur innerhalb des räumlichen Umkreises, in welchem die personale Einheit existiert, aus der sie hervorgeht, und zeitlich nur so lange, als jene personale Einheit existiert. Da die Menschheit als konkrete Existenz noch nicht war, gab es auch keine „Idee" des Menschen; und wenn die Menschheit nicht mehr ist, gibt es auch keine „Idee" des Menschen mehr. Das Entsprechende gilt auch von den Idealen; denn sie sind die vollendet gedachten Entwicklungsziele zeitlich und räumlich begrenzter Personen. Nur die Idee des absolut Universellen und das Ideal des absolut Vollkommenen haben räumlich und zeitlich keine Schranken, weil die Gottheit, für deren Selbsterhaltung und Selbstentfaltung sie der Ausdruck sind, raum-zeitlich keine Schranken hat.[1])

Der Schein der Raum- und Zeitlosigkeit der Ideen und Ideale konnte dadurch erweckt werden, daß ihre raum-zeitliche Existenz weit hinaus geht über die Begrenzung der Teile, an denen sie sich bekundet. Der einzelne Mensch entsteht und vergeht, während die Idee der Menschheit bestehen bleibt; und er ist an einen engen Raum gebunden, während die Idee über ein unermeßlich weiteres Feld ausgedehnt ist.

[1]) Da die Gattungsideen nicht zeitlos, sondern in der Zeit entstehbar gedacht werden, so wird nunmehr auch der alte Gegensatz zwischen Ideenlehre und Abstammungslehre aufgehoben. Vergl. hierzu S. 335f.

Digitized by Google

XVI. Kapitel.

Kausalbeziehung und Gesetz.

I. Phänomenologisches und Kritisches.

Es gibt im ganzen wissenschaftlichen Denken der letzten Jahrhunderte keinen Begriff von so allgemeiner Wirksamkeit und Geltung, wie den des Gesetzes. Seine Wirksamkeit beruht darauf, daß es als heuristisches Prinzip für den Fortschritt des Forschens auf den verschiedensten Gebieten die größte Fruchtbarkeit entfaltete. Seine Geltung aber geht noch weit über die tatsächliche Wirksamkeit hinaus. Es ist ein ganz natürlicher Vorgang, daß ein sich bewährendes heuristisches Prinzip, namentlich wenn Spezialwissenschaften es auf ein Spezialproblem anwenden, mit einer stark isolierenden Konzentration behandelt wird — als ob es eben nicht nur heuristisches, sondern konstitutives, und als ob es nicht ein, sondern das Prinzip wäre. In diesem Einseitig-sein-können liegt ja zum großen Teil das Geheimnis des Erfolges moderner Forschung, aber zugleich die Gefahr für die Interessen der philosophischen Weltanschauung. Schon früher, als wir vom Impersonalismus handelten (S. 60—75), wurde ausführlich beschrieben, wie aus der heuristischen Bedeutung des Gesetzmäßigkeitsbegriffs schließlich das Dogma wurde: das Gesetz ist der absolute Wert; das Individuelle ist der absolute Feind. Es ist nur eine spezielle Äußerungsweise der mechanistischen Dogmatik.

Einem Gedankensystem von solcher Suggestivkraft gegenüber ist es sehr schwer, einen stark abweichenden Standpunkt zur Geltung zu bringen, wie es im folgenden geschehen muß — doppelt schwer, weil jenes System zugleich mit dem ganzen Gewicht empirischer Tatsachenwahrheit glaubt auftreten zu können.

Digitized by Google

Gegen Tatsachen gibt es ja nun keinen Kampf, sondern nur gegen ihre Deutung und Wertung. Und darum wird es unsere erste Aufgabe sein, an den herrschenden Gesetzeslehren das Empirische vom Dogmatischen zu scheiden; erst dann wird nachgewiesen werden können, daß die neue (teleomechanische) Dogmatik dem empirischen Tatbestand besser und zwangloser gerecht zu werden vermag, als die alte (mechanistisch-impersonale) Dogmatik.

Welches sind also die phänomenologischen Unterlagen des „Gesetzes"-begriffs?

Die Erfahrung lehrt 1., daß es exoterische Kausalbebeziehungen gibt; d. h.: Zwei zueinander äußerliche Vorgänge erscheinen dadurch miteinander verknüpft, daß der eine in unmittelbarer Folge nach dem anderen auftritt, oder in unmittelbarer Folge nach einer Veränderung des anderen sich selbst verändert.

Die Erfahrung lehrt 2., daß es in solchen exoterischen Kausalbeziehungen stets gewisse Seiten (Merkmale, Momente) gibt, die sich auch in anderen Kausalverknüpfungen ähnlicher Art wiederholen. Diese regelmäßig sich wiederholenden Phänomene nennt man kausale Gesetzmäßigkeiten oder „Gesetze".

Die Erfahrung lehrt 3., daß es viele solche Gesetzmäßigkeiten gibt, die sehr verschiedene Umfänge haben. Beispiele: Gewisse Gesetze gelten von allen bekannten physischen Vorgängen (Erhaltung der Energie), andere nur von den im Anorganischen stattfindenden Schwingungsvorgängen (Gesetze der Brechung, Beugung u. s. w.); sodann existieren Gesetze, die für alle lebenden Wesen, aber nur für diese gültig sind (Fortpflanzung und Vererbung), solche, die sich nur auf die Tiere, aber nicht auf die Pflanzen beziehen (Gesetz der Sauerstoffatmung), andere, die nur von den Säugetieren, aber nicht von den übrigen Tieren gelten (Gebären lebendiger Junge), Gesetze, die nur von einer bestimmten Familie der Säugetiere gelten u. s. w.

In Bezug auf diese Vielheit der Gesetze scheint der Fortschritt der wissenschaftlichen Forschung gleichzeitig nach zwei entgegengesetzten Seiten zu gehen, nämlich auf Simplifikation und auf Multiplikation. Einerseits gelingt es, speziellere Gesetzmäßigkeiten, die bis dahin unabhängig voneinander zu sein

Digitized by Google

schienen, als Sonderfälle einer umfassenderen Gesetzmäßigkeit darzutun; andrerseits aber nimmt durch die fortschreitende Spezialforschung ständig die Zahl der bekannten Spezialgesetze zu.

Nicht mehr und nicht weniger lehrt die bloße Erfahrung in Bezug auf das Bestehen von Kausalgesetzen. Alles übrige ist dogmatische Verarbeitung, wobei erst noch festzustellen ist, inwiefern apriorischer Denkzwang, methodologische Forderung, berechtigte oder unberechtigte Hypothesenbildung und Verallgemeinerung hieran beteiligt sind.

Die herrschende (mechanistische) Gesetzesdogmatik nimmt zu den eben geschilderten empirischen Tatsächlichkeiten auf folgende Weise Stellung:

Ad 1: Es gibt keine anderen als exoterische Kausalbeziehungen.

Ad 2: Es gibt keine andere Kausalität als die gesetzmäßige; das Kausalgesetz bildet daher ein weltdichtes Netz, welches alles vorhandene Geschehen umschließt, nirgends Lücken läßt.

Ad 3: Das Kausalgesetz ist eines; die Vielheit der Gesetze ist nur ein Provisorium, das der Unvollkommenheit unserer menschlichen Fähigkeiten entspringt. In Wahrheit sind all die vielen, engeren Gesetze nur Spezialfälle des allgemeinsten; sie müssen im Prinzip ganz darin auflösbar gedacht werden.

Es seien nun zunächst die Fehler nachgewiesen, die in diesen Dogmen stecken.

1. Die exoterische Kausalbeziehung. — Nicht alle vorhandenen Kausalbeziehungen sind als exoterische zu begreifen. In der Mechanik allerdings, welche für die Ausbildung des Kausalbegriffs bestimmend war, sowie in den, ihren Spuren folgenden, physikalischen und chemischen Disziplinen kennt man nur die Relation zwischen einem a und einem b, — mögen damit nun zwei Massen, oder zwei Atome, oder zwei Energien, oder die Beschleunigungen zweier Körper gemeint sein. Und in allen anderen Wissenschaften können ebenfalls die Geschehnisrelationen zwischen zwei zueinander äußerlichen Objekten untersucht werden (z. B. in der Biologie die Kausalbeziehung zwischen Umwelt und Organismus, in der Psychologie die zwischen Reiz und Empfindung, in

Digitized by Google

der Soziologie die zwischen Bodenbeschaffenheit und Staatenbildung u. s. w.). Aber es gibt zahlreiche andere Fragestellungen, bei denen nicht zwischen a und b, sondern zwischen A und a, d. h. einem Ganzen und seinem Teile, eine Kausalbeziehung angenommen werden muß, also eine esoterische. Diese liegt überall vor, wo die Erfahrung echte Selbsterhaltung oder Selbstentfaltung zeigt. Da wir in den Kapiteln XII und XIII ausführlich dargelegt haben, daß diese Funktionen auf keine Weise durch bloß exoterische Beziehung zwischen den beteiligten Elementen erklärt werden können, dürfen wir hier auf Wiederholung verzichten. Für unser gegenwärtiges Problem erweist sich hiernach der Satz „Es gibt keine andere als exoterische Kausalbeziehung" als falsch. Damit ist die rein kritische Aufgabe zunächst erledigt. Die andere Frage, ob nun an die Stelle des kausalen Exoterismus ein Dualismus von esoterischer und exoterischer Kausalbeziehung treten müsse, oder ob dieser auf eine andere Weise monistisch aufgelöst werden könne, wird uns erst weiter unten beschäftigen.

2. Die Alleingültigkeit des Kausalgesetzes. — Dieser Teil der herrschenden Dogmatik wird oft erkenntnistheoretisch begründet, indem die Unterordnung alles Geschehens unter das Kausalgesetz geradezu als apriorischer Denkzwang hingestellt wird. Hier liegt aber eine gefährliche Zweideutigkeit des Begriffs „Kausalgesetz" vor. Daß jedes Geschehen in der Welt als Wirkung einer Ursache aufgefaßt werden müsse, ist in der Tat ein apriorischer Denkzwang (s. S. 120); versteht man unter „Kausalgesetz" jenen rein formalen Satz, so ist es von allumfassender Gültigkeit. Aber der genannte Satz handelt nur vom Ob des Verursachtseins, nicht vom Wie; wir tun daher zur Vermeidung von Mißverständnissen besser, hier vom „Kausalprinzip" zu sprechen, und den Ausdruck „Kausalgesetz" oder „kausale Gesetzmäßigkeit" für eine inhaltliche Bestimmung vorzubehalten. Demnach ist Kausalgesetz eine allgemeine Regel, durch welche das „Wie" eines einzelnen Geschehens bestimmt wird; in diesem Sinne aber hat es weder apriorische Notwendigkeit, noch alleinige Gültigkeit.

Die eben erwähnte Zweideutigkeit und die daraus entspringende

Digitized by Google

logische Unklarheit war deswegen so verhängnisvoll, weil der Begriff des Kausalprinzips (der kausalen Bedingtheit überhaupt) viel weiter ist, als der der kausalen Gesetzmäßigkeit. Fingieren wir einmal, es geschähe in der Welt etwas, was in dieser Weise bisher noch niemals geschehen wäre, ja was auch nicht einmal Analoga in anderen Geschehnissen besäße; — so wäre es nicht möglich, den Vorgang irgend einer allgemeinen Gesetzmäßigkeit als Fall unterzuordnen; wohl aber wären wir gezwungen, auch dies völlig abnorme Geschehnis als kausal bedingt zu betrachten, nämlich als besondere Wirkung einer besonderen Ursache.

Eine derartige Fiktion aber ist — weit entfernt, eine leere Phantasmagorie zu sein — nur der extreme Ausdruck für eine alltägliche Wahrheit. Denn es gibt in der Welt niemals zwei Geschehnisse, welche absolut gleich wären. Sie mögen vergleichbar sein nach der einen oder anderen Hinsicht; immer bleibt nach allen Vergleichungen ein inkommensurabler Rest, der dies Geschehen eben zu diesem und jenes zu jenem macht. Als kausal bedingt aber müssen wir das ganze Geschehen auffassen, sowohl in seinen vergleichbaren, wie in seinen inkommensurablen Partien; dort läßt sich eine Regel des Geschehens denken, hier aber nicht.

Zu dem identischen Ergebnis kommen wir von einer anderen Seite her. Es liegt im Wesen jedes inhaltlichen Kausalgesetzes, hypothetisch zu sein, d. h. die Form zu haben: „Wenn die Bedingungen a vorliegen, so müssen die Folgen b eintreten." Wann aber — und ob überhaupt — die Bedingungen a eintreten, darüber enthält das Gesetz schlechthin nichts. Es liegt aber im Wesen der Wirklichkeit, stets kategorisch zu sein: Hier und jetzt geschieht das und das — und niemals läßt sich das Kategorische ganz in das Netz des Hypothetischen einfangen. Mit allen Gesetzen der Welt kommt man immer nur an das Mögliche und das Notwendige heran, niemals aber an das Wirkliche. Daß in diesem Augenblick an irgend einer Stelle ein Stein zur Erde fällt, ist nicht allein durch das Gravitationsgesetz bestimmt, sondern dadurch, daß jene konkrete besondere Situation des Steines, etwa sein Losgelöstsein vom Dach, da war, auf welche die allgemeine Regel des Gravitationsgesetzes angewandt werden konnte. Und jene Situation der Losgelöstheit ist nicht etwa restlos erklärt als Wir-

Digitized by Google

kung des allgemeinen Gesetzes, daß Witterungseinflüsse die Bindemittel der Dachziegel zu lösen im stande sind, sondern wieder erst durch Hinzunahme besonderer Umstände, durch welche jenes Gesetz gerade jetzt und gerade auf diesen Stein Anwendung fand u. s. w. *in infinitum.* Jedes konkrete Geschehen ist nicht mehr reine Kausalgesetzlichkeit, sondern angewandte Kausalgesetzlichkeit; das bedeutet aber nicht nur, daß das immer geltende Gesetz in diesem Falle aktuell wird, vielmehr zugleich, daß es zum Aktuellwerden eines konkreten Ergänzungsfaktors bedarf, an dem es sich verwirklicht.

Die obwaltende logische Unklarheit führte also dazu, daß man die Begriffe: „unter ein Gesetz fallen" und „durch das Gesetz erschöpft werden" fälschlich identifizierte. Jedes biologische Geschehen unterliegt zweifellos dem Energiegesetz; aber ebenso zweifellos wird es dadurch nicht erschöpft. Auch das reicht nicht aus, daß man das Geschehen durch eine Kreuzung verschiedener Gesetze — etwa des Energiegesetzes mit chemischen, speziell biologischen u. s. w. — kausal zu erledigen sucht; denn durch bloße Häufung der hypothetischen Faktoren „wenn . . . so . . ." kommt man nie zum Kategorischen. So verweben sich die allgemeinen kausalen Notwendigkeiten zu einem Netz, das zwar das Ganze alles Daseins umspannt, aber nicht weltdicht umschließt; durch seine Maschen schlüpft überall das *hic et nunc et tale.* Gesetzmäßig ist jedes Geschehen, nur gesetzmäßig ist kein Geschehen.

Also auch hier stoßen wir, wie bei der vorigen Betrachtung, zunächst auf einen kausalen Dualismus: Alles Geschehen beruht auf einem Zusammenwirken von genereller mit singulärer Verursachung, von Gesetz und Spezifikation. Es ist lehrreich zu verfolgen, wie sich der moderne Wissenschaftsbetrieb zu dieser kausalen Zwiespältigkeit verhält: offiziell wird der anomische (singuläre) Faktor zu Gunsten des Gesetzesfaktors geleugnet oder zum mindesten auf ein Minimum reduziert; inoffiziell muß er fortwährend durchgelassen werden.

Wäre in der Tat Wissenschaft identisch mit Gesetzesforschung, dann müßten alle geschichtlichen Disziplinen aus ihrem Bereich ausgestoßen werden. Denn deren Aufgabe ist es nun

Digitized by Google

einmal nicht, allgemeine Gesetze aufzustellen, sondern singuläre Tatsächlichkeiten zu behandeln. Behandeln heißt hier einerseits beschreibend darstellen, andrerseits kausal verstehen; und das kausale Verständnis des Singulären muß sich natürlich vornehmlich der singulären Verursachung bedienen. Napoleon interessiert den Historiker nicht als Spezialfall cäsaristischer Veranlagung, sondern als besondere Persönlichkeit, die ein einziges Mal in der Weltgeschichte auftrat, und als solche besondere Handlungen vollzog. Und zur Erklärung der Napoleonischen Handlungen dürfen wohl allgemein psychologische, nationale, soziale u. a. Gesichtspunkte herangezogen werden; sie sind aber nur sekundär gegenüber der Tatsache, daß auf diese besondere Individualität die besonderen Bedingungen seiner Zeit eine besondere Wirkung ausübten. — Da nun aber die Geschichtswissenschaft und Geschichtsphilosophie zum Teil jener mechanistischen Suggestion unterlag, als ob alle Würde der Wissenschaft von der Anwendung des Gesetzesbegriffs abhinge, so machte man die absonderlichsten Anstrengungen, die Geschichte auf jede Weise zu einer Gesetzeswissenschaft zu gestalten. Gewiß walten Gesetze in der Geschichte — und wir haben es den materialistischen, soziologischen und psychologistischen Geschichtsauffassungen zu danken, wenn wir hierüber viel Neues erfahren haben; aber das Wesen der Geschichte liegt niemals in diesen allgemeinen Funktionsregeln, sondern im konkret Individuellen und Besonderen; und es fehlt jedes Recht, diese Seiten des Daseins tiefer einzuschätzen, als die gesetzmäßigen.

Noch bemerkenswerter ist es, daß innerhalb der Naturwissenschaft selber, die doch den Gesetzesbegriff vor allem zu verabsolutieren geneigt ist, diese historische, also gesetzesfremde Kausalbetrachtung unentbehrlich ist. Die Kant-Laplacesche Weltentstehungstheorie will nicht in erster Linie besagen, wie feste Weltkörper regelmäßig entstehen, sondern sie will die Genesis unseres Sonnensystems und unserer Erde, also ein einmaliges durchaus individuelles Ereignis, verständlich machen. Das ist Historie und nicht Gesetzesforschung. Das gleiche gilt von der Biologie, wenn sie den Stammbaum des Menschen zeichnet. Es fällt ihr gar nicht ein, es als eine allgemeine sich ständig wieder-

Digitized by Google

holende Funktionsregel hinzustellen, daß Menschen aus affenartigen Tieren, diese aus niederen Säugetieren, diese aus Sauriern, diese aus Fischen u. s. w. hervorgehen; sondern sie will damit nur den einmaligen Entwicklungsprozeß unserer irdischen Lebewelt darstellen und kausal begreifen. Und sie würde es mit Recht bekämpfen, wollte man diese ihre Forschungsweise geringer werten, als die der allgemeinen Physiologie oder der Physik, welche Gesetze des Funktionierens suchen.

Wo der Kult des Gesetzes nicht so weit ging, die Existenz des anderen, gesetzesfremden Kausalfaktors ganz zu leugnen, versuchte man wenigstens, ihn zu minimisieren. „Ein Geist", sagt Laplace, „der für einen gegebenen Augenblick alle Kräfte kennte, welche die Natur beleben, und die gegenseitige Lage der Wesen, aus denen sie besteht ... würde in derselben Formel die Bewegung der größten Weltkörper und des leichtesten Atoms begreifen; nichts wäre ungewiß für ihn ..." Nach Laplace soll also — und Dubois Reymond folgt ihm darin — eine beliebige einmalige Spezifikation des Kosmos (nämlich eine bestimmte raumzeitliche Ordnung der Atome und Kräfte) als gesetzesfremder Faktor genügen, um nun durch Kreuzung mit der Weltformel, also einer absolut allgemeinen Funktionsregel, alles physische Geschehen rückwärts und vorwärts in alle Ewigkeit verständlich zu machen.

Doch noch weiter versucht man, den Spezifikationsfaktor einzuengen. Bei Laplace ist die Wahl des Zeitpunktes, dessen besondere Weltkonstellation als Ausgangspunkt der Kausalbetrachtung dienen soll, noch beliebig; die mechanistische Entwicklungslehre dagegen ist bestrebt, jenen Zeitpunkt so zu legen, daß er nur ein Minimum von Besonderheit in sich enthält. Die Welt beginnt hiernach mit fast absoluter Undifferenziertheit; es soll nämlich im Prinzip eine einzige, unableitbare Ur-Zweiheit genügen, um, mit Hilfe einer allgemeinen Kausalgesetzlichkeit, die ungeheure Fülle der Weltdifferenzierungen hervorzubringen. Nach Spencer steht am Anfang eine homogene Masse und eine auf sie wirkende einfache Kraft; indem die Kraft auf die verschiedenen Teile der Masse verschieden wirkt, ist der Anfang zur Sonderung gegeben; und nun ruft das bloße Gesetz der fortschreitenden Differenzierung und Integration alles weitere hervor. Und ähnlich läßt Darwin

Digitized by Google

die Mannigfaltigkeitenfülle der Lebensformen hervorgehen aus der „zufälligen Variation", die bei ihm die Rolle der anomischen Ur-Differenz spielt, und dem Gesetz der natürlichen Auslese im Kampf ums Dasein.

Wir haben die Stichhaltigkeit dieser Erklärungen schon an anderer Stelle widerlegt (s. S. 305 ff.); hier sollten sie nur als Beispiel dafür dienen, wie sehr sich die auf den Gesetzeskult eingeschworene Welttheorie müht, den gesetzesfremden Ursachfaktor, da er nun einmal nicht ganz zu beseitigen ist, wenigstens zu einem unauffälligen und wenig störenden Moment herabzudrücken. Natürlich ist damit der Dualismus nicht aus der Welt geschafft; und er wird, wenn überhaupt, nur durch eine vollständige Verschiebung der Betrachtung zu lösen sein. Man wird vor allem von dem Vorurteil abgehen müssen, als ob um jeden Preis dem Gesetz so weit als möglich seine kausale Alleinherrschaft gewahrt bleiben müsse; vielmehr wird als Grundtatsache anzuerkennen sein, daß für jede Verursachung die beiden Momente Spezifikation und Gesetz gleich notwendig sind. Dann erst wird ihr gegenseitiges Verhältnis — und damit auch die wirkliche Bedeutung der Gesetzeskategorie — einwandfrei festgestellt werden können.

3. Die Einheit des Kausalgesetzes. — Auch bei der Behauptung, daß es nur ein Kausalgesetz gebe, müssen wir zwischen den beiden verschiedenen Bedeutungen des Wortes scheiden. Auf das rein formale Kausalprinzip bezogen, hat sie unbedingt Recht; denn der Satz, daß jedes Geschehen eine Ursache haben müsse, läßt eine Zerspaltung überhaupt nicht zu. Versteht man dagegen unter Kausalgesetz wieder eine inhaltliche Funktionsregel, so ist jedenfalls kein apriorischer Zwang vorhanden, nur eine einzige solche Regel anzunehmen; die Empirie hat mitzusprechen.

Das Problem ist dem eben erörterten nahe verwandt. Wie die herrschende Gesetzesdogmatik eine Entwürdigung ihres Gegenstandes in der Existenz eines gesetzesfremden Kausalfaktors sah, so betrachtet sie auch die Vielheit der Gesetze als etwas, das überwunden werden muß. „Das Weltgesetz" darf eben keine anderen Götter neben sich dulden, auch nicht kleinere Götter

Digitized by Google

seiner eigenen Art. Es liegt hierin eine merkwürdige Unduldsamkeit gegen die nüchternen Ergebnisse empirischer Forschung. Denn diese geht, wie wir oben sahen, nach zwei Richtungen zugleich vor sich; einerseits erstrebt sie Vereinheitlichung der Gesetze, andrerseits aber fördert sie auch durch Experimente und Beobachtung, durch Statistik und Reisen die Feststellung bisher unbekannter Gesetze des verschiedensten Umfanges. Die Dogmatik der „einheitlichen Weltgesetzlichkeit" ist diesem Doppelaspekt gegenüber gezwungen, die eine Richtung für die allein legitime auszugeben und ihre absolute Durchführung als das alleinige Ideal hinzustellen, die andere Richtung dagegen als bloß provisorische anzusehen, deren Spezialergebnisse möglichst schnell wieder aufgehoben zu werden verdienen. Dies aber ist eine ganz unberechtigte Überschätzung der ersten und eine Unterschätzung der zweiten Gruppe von empirischen Tatsachen.

Jedesmal, wenn es der Wissenschaft gelang, die Phänomene zweier oder mehrerer Gebiete, auf deren jedem bisher nur spezielle Funktionsgesetze bekannt waren, als Anwendungsfälle eines weit umfassenderen Gesetzes darzutun, hatte sie einen gewaltigen Fortschritt zu verzeichnen. Hierher gehören: Newtons Entdeckung, daß die gradlinigen irdischen und die cyklischen kosmischen Bewegungen demselben „Gravitationsgesetz" gehorchen, — Hertz' Lehre, daß die Gesetze des Lichtes und der Elektrizität nur zwei Spezialfälle einer gemeinsamen Schwingungsgesetzlichkeit seien, — die Erkenntnis der modernen Biologie, daß sich für die Lebensprozesse des Individuums und der Gattung Regeln aufstellen lassen, die gleichmäßig auf Menschen, Tiere und Pflanzen passen — und vor allem das Gesetz von der Erhaltung der Energie, durch welches für sämtliche noch so heterogenen Gebiete der materiellen Welt, für die physikalischen wie die chemischen, die organischen wie die anorganischen, eine allumfassende Gemeinsamkeit hergestellt wurde.

Es ist zu hoffen, daß diese „Reduktion der Naturgesetze" noch weitere Fortschritte machen wird — dennoch ist es eine Verkennung ihres Wesens, wenn man glaubt, daß sie je durch Herausarbeitung einer einzigen absoluten Gesetzlichkeit alle anderen Gesetze überflüssig machen, also in einer Laplaceschen

Digitized by Google

Weltformel enden könne. Es ist wieder die alte Verwechslung, daß „Alles umfassen" so viel wie „Alles erschöpfen" bedeute. In Wirklichkeit wird durch das weitere Gesetz das engere nicht ausgelöscht, sondern nur übergriffen. Durch den Umstand, daß das Gesetz von der Energiekonstanz physikalische wie chemische Prozesse umschließt, wird die Tatsache der Verschiedenheit von physikalischen und chemischen Sondermerkmalen gesetzmäßiger Art nicht aus der Welt geschafft. Und durch die allgemeinen biologischen Befunde der Anpassung, der Entwicklung, der Zellteilung u. s. w. ist nun nicht das Reich des Lebens in ein völlig unterschiedsloses Continuum verwandelt; vielmehr bleiben die besonderen Funktionsgesetze der Pflanzen und Tiere, der einzelnen Gattungen, Arten, Familien u. s. w. unterhalb jener allgemeineren Gesetze bestehen — und zwar nicht nur als ihre Spezialfälle, sondern als ihre Determinationen, als inhaltsreiche Ausfüllung des leeren Allgemein-Schemas. Die Fälle, daß die spezielleren Gesetze in den allgemeineren wirklich ganz aufgehen (wie bei der Gravitation), sind die selteneren, nicht die häufigeren.

Auf diese letzte Behauptung wird die mechanistische Gesetzesdogmatik mit einem „vorläufig!" antworten. Sie argumentiert etwa folgendermaßen: Es sei einzuräumen, daß wir heute noch weit davon entfernt sind, den Atmungsvorgang in einem Säugetier oder ein kulturelles Phänomen durch Unterordnung unter eine einheitliche Weltgesetzlichkeit der Atommechanik oder der Energetik verstehen zu können; vielmehr sei ein auch nur annäherndes Verständnis lediglich durch Anwendung zahlreicher übereinander gestufter Gesetze verschiedener Umfangsweiten zu ermöglichen. Um den Atmungsprozeß eines Fisches zu erklären, müssen wir neben den überall gültigen energetischen Gesetzen zunächst noch chemische Verbrennungsgesetze, allgemein biologische Anpassungsgesetze, speziell zoologische, spezieller ichthyologische, und speziellste Funktionsregeln der betreffenden Fischfamilie zu Hilfe nehmen; aber eigentlich endgültigen Charakter haben nur die Gesetze (oder vielmehr: habe das Gesetz) auf der obersten Stufe dieser Leiter; und wenn wir auch die Spezialgesetze heute noch nicht in Termini jener allgemeinsten Weltgesetzlichkeit übersetzen können — als Postulat, dem all unser Arbeiten zuzustreben habe, bleibe jene

Digitized by Google

Übersetzung bestehen. Man dürfe doch die momentane Lückenhaftigkeit und Enge unseres Wissens nicht dadurch stabilisieren, daß man die in Wirklichkeit nur provisorischen Spezialgesetze, die lediglich *asyla ignorantiae* seien, als metaphysisch letzte und unableitbare ansehe.

Selbstverständlich hat nun eine solche „Provisorium"-Theorie oft genug ihr allerbestes Recht. Wenn sich eine wissenschaftliche Hypothese in 1000 Fällen bewährt hat, im 1001. Falle aber zu versagen scheint, so wäre es absurd, auf Grund dessen eine neue Hypothese aufzustellen, die jene sonst so bewährte über den Haufen wirft. Hier ist die Inkongruenz des 1001. Falles zunächst in der Tat als eine provisorische zu betrachten; und man hat in der von ihr verursachten Störung lediglich einen verstärkten Anreiz zu sehen, mit allen Mitteln ihre Auflösung auf Grund der herrschenden Prinzipien zu versuchen.

Aber es gibt Situationen, in denen das Recht der Provisoriumtheorie zu Unrecht wird. Wie leicht kann man, voreingenommen durch die Gewöhnung an eine bestimmte Betrachtungsweise, den Blick dafür verlieren, daß sie an gewissen Stellen nicht nur vorläufig, sondern endgültig versagt. Es kann ein Zeitpunkt kommen, da die der herrschenden Hypothese entgegenstehenden Momente sich so häufen und aufdrängen, daß die Vertröstung auf etwaiges späteres Einstimmigmachen eine unerlaubte Entrechtung wesentlicher Bestandteile unseres Denkens und Forschens bedeutet; das konservative Beharren bei den immer unzureichender werdenden bisherigen Überzeugungen muß dann die Wissenschaft geradezu auf ein totes Geleise führen.[1])

In dieser Situation scheint sich gegenwärtig das mechanistische Dogma von der alleinen Weltgesetzlichkeit gegenüber der Tatsache zu befinden, daß es ein ganzes Stufensystem von Seinssphären gibt, deren jede ihre besonderen Spezialgesetze zeigt. Wären wirklich diese Zwischenstufen-Gesetze sämtlich nur provisorische, so müßte man erwarten, daß der Fortschritt der Wissenschaft zum mindesten eine allmähliche Verminderung dieser Interimistica zeige; denn sonst würde sich ja die Wissenschaft von dem

[1]) Dann wird der „Provisoriums"-Notbehelf zu einem *asylum commoditatis:* „Was man nicht unterbringen kann, sieht man — als provisorisch an."

Digitized by Google

aufgestellten Idealziel immer mehr entfernen, statt sich ihm zu nähern. Aber es ist in der Tat zweifellos: sie entfernt sich von ihm! Die Welt wird mit fortschreitender Gesetzesforschung nicht etwa immer einfacher und einförmiger, sondern immer stufenreicher. Molekül und Zelle — die Aufstellung dieser beiden Begriffe gehört zu den wichtigsten Leistungen des 19. Jahrhunderts auf den Gebieten der anorganischen, bezw. der organischen Wissenschaften; was bedeuten sie? Neue Zwischenstufen des Daseins mit neuen eigenen Funktionsgesetzen. Und gar zwischen diesen beiden Stufen hat die neueste Zellularforschung nochmals Interpolationen vorzunehmen für nötig befunden (Häckels Plastidule, Verworns Biogene), worin wieder ein, wenn auch unfreiwilliges, Bekenntnis liegt, daß man für gewisse dazwischen liegende Regelmäßigkeiten des Geschehens besondere Träger postulieren müsse. Hierbei kommt es für unseren Gedankengang nicht in Betracht, ob alle diese Zwischenstufen aufrecht erhalten werden können oder nicht — manche von ihnen werden gewiß nur eine kurze Lebensdauer in der Wissenschaft haben –; wesentlich ist, daß eine Tendenz zur Vermehrung der Daseins- (und Gesetzes-) Stufen in großer Stärke obwaltet. Und dann vergleiche man die kleine Anzahl von biologischen Arten, die vor 50 Jahren bekannt waren, mit der unübersehbaren Fülle von Lebensformen, die uns Bakteriologie, Mikroskopie, Tiefseeforschung u. s. w. jedes Jahr neu zugänglich machen; — und jede neue Art ist zugleich Betätigungssphäre für eine eigene neue Funktionsregel! Unter solchen Umständen erscheint es völlig hoffnungslos, ja geradezu vermessen, diesen Reichtum an Funktionsmannigfaltigkeiten in eine absolut allgemeine — und darum auch absolut schematische — Gesetzmäßigkeit restlos aufzulösen.

Freilich, auch das wird vermieden werden müssen, daß diese ständige Mehrung der bekannten Spezialgesetzlichkeiten die Welt zu einem völligen Chaos mache. Darum bleibt auch die Aufgabe der „Reduktion" der Gesetze berechtigt; denn es geht natürlich nicht an, jede irgendwo konstatierte Regelmäßigkeit in der Aufeinanderfolge zweier Geschehnisse als letzte stehen zu lassen. Nur darf als Ziel dieser Zurückführung nicht die absolute Vereinfachung der Weltgesetzlichkeit gelten, sondern die kritische

Digitized by Google

Scheidung zwischen reduziblen und irreduziblen Gesetzen und die Ordnung der irreduziblen zu einem Stufensystem immer zunehmender Weite. Nicht reine Simplizität und nicht reine Pluralität, sondern Hierarchie der Gesetze — das ist augenscheinlich das Ziel, dem die Wissenschaft als Gesetzesforschung, lediglich in ihrem empirischen Fortgang betrachtet, zustrebt. —

Diese Forschungstendenz ist eine geistesgeschichtliche Notwendigkeit; denn sie geht unbekümmert um die ihr entgegenstehende Dogmatik ihren sicheren Weg. Da wäre es falsche Beharrlichkeit, wollte man dennoch an dem unzureichend gewordenen Dogma von der all-einen und alleserschöpfenden Weltgesetzlichkeit festhalten. Vielmehr muß man versuchen, den empirisch und historisch sich aufdrängenden Sachverhalt auch philosophisch zu legalisieren, und dadurch wieder die theoretische Auffassung des Gesetzesprinzips mit seiner wirklichen Anwendung in Einklang zu bringen. Dies vermag die Teleomechanik zu leisten.

II. Teleomechanik des Gesetzes.

Die teleomechanische Ableitung des Gesetzes ist eigentlich schon durch eine Reihe von früheren Ausführungen gegeben. Wir können uns daher an dieser Stelle, unter ständiger Bezugnahme auf die früheren Darlegungen, mit dem Nachweis begnügen, daß die teleomechanische Gesetzeslehre die Mängel vermeidet, welche soeben in der mechanistischen aufgedeckt wurden, und den Forderungen entspricht, welche Empirie und Kritik an eine einwandsfreie Gesetzeslehre stellen müssen.

Die Erkenntnistheorie hatte die Notwendigkeit der Forderung erwiesen (s. S. 122 ff): kein „passierendes" Geschehen ohne „agierendes" Sein. Das mechanische Geschehen aber, soweit es sich empirisch bekundet als regelmäßige Aufeinanderfolge zweier Vorgänge, ist zunächst noch ein Geschehen ohne Seinsgrund. Wohl sind es konkrete Seiende, zwischen denen es sich abspielt: aber diese sind nur die Gegenstände, nicht die Erzeuger des Kausalzusammenhanges. Woraus also entquillt jenes Geschehen? Die üblichen Antworten hierauf lauten entweder: „Es

Digitized by Google

ist Wirkung eines Gesetzes", oder: „Es ist Wirken einer Kraft" (oder auch: „der Energie"). Beides genügt nicht.

Das „Gesetz" ist eine Relation und kann darum nichts Letztes sein. Ein Gesetz „wirkt" — was heißt das? Wirken kann nur, was real existiert; ein Gesetz aber ist nur eine abstrakte Formel. Man muß also sogleich weiter fragen: „Woran haftet es, daß das Gesetz existiert? Welche Seinseinheit erzeugt jene Wirkungseinheit des ständigen Gleichmaßes?" (s. S. 147). Aber ebenso wenig befriedigt eine „Kraft" oder „Energie" als letzter Geschehnisgrund unser erkenntnistheoretisches Bedürfnis. Denn „Fähigkeiten" — und das sind Kräfte und Energien — vermögen wir uns ebensowenig losgelöst von etwas Seiendem im All herumschweifend zu denken, wie die Geschehnisse selbst. Jede Betätigungsmöglichkeit verlangt ein Etwas, das sich zu betätigen vermag.

Somit sind die Formeln „ein Gesetz wirkt", „eine Kraft wirkt", nur Bilder für den Satz: ein konkretes Wirkliches wirkt — in unserer Terminologie: eine Person wirkt.

Wie aber kommt die Person zum Gesetz und das Gesetz aus der Person? Auch hierauf ist die Antwort der Hauptsache nach schon gegeben in der Lehre von der Selbsterhaltung (S. 284) und im allgemeinen Kapitel über Teleomechanik (S. 349). Die Selbsterhaltung eines Ganzen bedeutet für die Teile 1. simultane Vergleichbarkeit ihrer Funktionen: sie müssen so funktionieren, daß die über sie alle sich erstreckende Qualität des Ganzen überall gewahrt bleibt; — 2. successive Vergleichbarkeit ihrer Funktionen: an jeder Stelle des Ganzen muß der dort vorhandene Teil immer so funktionieren, daß das Ganze mit sich ständig identisch bleibt. Das ist aber nichts anderes als „Gesetzmäßigkeit". War also das Gesetz bisher eine völlig in der Luft schwebende Relation, so wird es jetzt hypostasiert, d. h. auf eine konkrete Position als seinen Quellpunkt zurückgeführt. War es bisher nur eine indifferente Regel des Geschehens, so wird es jetzt zum Ausdruck einer zielstrebigen Normgebung. Und war es bisher stets seinem Begriff nach hypothetisch: „Wenn . . ., so . . .", so wird es nunmehr zur Anwendung eines kategorischen Satzes. „Funktioniere verallgemeinerungsfähig!" — das ist die Grundnorm,

Digitized by Google

die jedes Selbsterhaltungsganze seinen Teilen auferlegen muß; und nichts als die Auseinanderfaltungen solcher Grundnormen sind alle einzelnen Gesetze.

Man erkennt, daß diese kategorische Grundnorm eine große Ähnlichkeit hat mit dem „kategorischen Imperativ" Kants, durch welchen die ethische Funktion des Menschen geregelt werden soll: „Handle so, daß die Maxime deines Handelns jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne". Also ebenfalls: Funktioniere verallgemeinerungsfähig! Diese Übereinstimmung ist keine Zufälligkeit; der Kantische Imperativ ordnet sich vielmehr als Spezialfall unserer allgemeineren Formel unter: es ist die Grundnorm, welche die personale Einheit der Menschheit allen ihren Gliedern, den Individuen, zum Zweck der Erhaltung ihrer Art auferlegt. Freilich darf man auch die Unterschiede zwischen der teleomechanischen Grundnorm und der Kantischen Formel nicht übersehen. Für Kant hat die Formel nur anthropologische, für uns kosmologische Bedeutung; für ihn ist es der einzig existierende kategorische Satz, für uns muß es ebenso viele kategorische Grundnormen geben, wie es selbsterhaltungsfähige Einheiten gibt. Vor allem aber: für Kant hat seine Formel nur Sinn, sofern sie im Bewußtsein des ihr Gehorchenden als Pflichtmaxime eine Rolle spielt; die unsrige gilt ganz unabhängig von der Bewußtseinsfrage: sie ist wieder meta-psychophysisch.

So haben wir denn das Gesetz als teleomechanische Selbsterhaltungsnorm abgegrenzt einerseits gegen die mechanische Fassung des Naturgesetzes, andrerseits gegen die moralische Fassung des Sittengesetzes.

Es erhebt sich nun die Frage, ob sich denn in der Tat alle empirisch bekannten Gesetzmäßigkeiten der neuen Formel fügen. Ohne weiteres sicherlich nicht. Die Beziehung zwischen Gesetz und Selbsterhaltung ist durchaus nicht immer eine unmittelbar einleuchtende; vielmehr gibt es hier alle möglichen Stufen. Gewissen Gesetzen, wie denen der Vererbung oder der Anpassung, ist ihre Herkunft aus Selbsterhaltungstendenzen einheitlicher Ganzer (der Gattung oder des Individuums) sofort anzusehen. Bei einer Reihe anderer Gesetze ist zwar nicht die

Digitized by Google

Selbsterhaltung eines konkreten Ganzen, wohl aber die Erhaltung eines bestimmten Einzelmerkmals ausgesprochen: Gesetze von der Erhaltung der Energie, des Stoffes, des Schwerpunktes. Und endlich besteht eine fernere Gruppe, in der die Regelmäßigkeit der Relation das einzige Identischbleibende ist: Was hat die Aufeinanderfolge von Donner und Blitz, oder von Temperatursteigerung und Quecksilberausdehnung, mit der Selbsterhaltung eines einheitlichen Ganzen zu tun?

Demgegenüber muß die Teleomechanik nun die Forderung aussprechen, daß diejenigen Gesetze, welche nicht unmittelbar der Ausdruck einer personalen Grundnorm sind, dennoch auf eine solche zurückgeführt werden müssen. Dies ist ihre Reduktion der Gesetze. Deren Ziel aber ist nicht eine möglichst abstrakte Formel, sondern eine konkrete Wirkungseinheit; die Reduktion muß jedesmal dort abbrechen, wo die Selbsterhaltungsnorm eines wenn auch endlichen Ganzen erreicht ist. Denn jede Personaleinheit ist etwas Individuelles; und die Norm, die sie zur Erhaltung ihrer Besonderheit den Teilen auferlegt, muß stets eine individuelle, in höhere Normen nicht restlos auflösbare sein. Darum gibt es so viele irreduzible Gesetze, als es personale Selbsterhaltungseinheiten gibt, nicht weniger und nicht mehr: *tot leges, quot personae.*

Woran läßt sich aber erkennen, ob irgend ein Gesetz ein irreduzibles — wir wollen es ein „echtes" nennen — oder nur ein sekundäres ist? Da das echte Gesetz das teleomechanische Gegenbild der Selbsterhaltung ist, so muß es sich durch dasselbe Merkmal vom unechten unterscheiden, wie die echte Selbsterhaltung von der unechten. Dieses Unterscheidungsmerkmal aber war die „Allseitigkeit". Ein Gesetz, welches die Funktionalbeziehung zwischen zwei inhaltlich bestimmten Vorgängen ausdrückt, kann kein letztes sein; denn es kann nur die Wiederholbarkeit einer einzelnen Funktion unter eindeutig determinierten Bedingungen zum Gegenstand haben; es ist also einseitig oder linear; echte Selbsterhaltung liegt aber nur da vor, wo unter den mannigfaltigsten Bedingungen immer wieder Restitutionen des Ganzen möglich sind. Als teleomechanische Folge einer solchen Selbsterhaltung muß sich also ergeben, daß zwar einerseits die

Digitized by Google

zum Ganzen gehörigen Elemente, sofern sie verschiedene Aufgaben haben oder unter verschiedenen Bedingungen stehen, auch verschiedenen Gesetzen gehorchen, daß aber andererseits diese partiellen Funktionsregeln sämtlich convergieren zu einem gemeinsamen Ziel: der ständigen Restitution des Ganzen. So sind alle inhaltlichen Gesetze: „Unter den und den Bedingungen muß so und so funktioniert werden" — Ausstrahlungen der rein formalen Grundnorm: „Es muß stets so funktioniert werden, daß die simultane Qualität und die successive Identität des Ganzen gewahrt bleibt".

Ein solches Convergieren vieler einzelner Inhaltsgesetze zu einem formalen Grundgesetz ist nun überall dort empirisch feststellbar, wo sich deren Geltung auf den Umkreis einer und derselben Seinssphäre beschränkt. So gibt es zahllose Funktionsregeln, die sich alle auf den Menschen beziehen: Unter gewissen Bedingungen zeigt der Verdauungsprozeß gewisse Erscheinungen; bei Einwirkung bestimmter Gifte erfolgen bestimmte Reaktionen; wenn die Atmung unter die und die Bedingungen kommt, so verändert sie sich so und so . . . u. s. w. So verschieden sie in ihrem Gehalt sind, gemeinsam ist ihnen der Anwendungsbereich, innerhalb dessen sie allgemein, außerhalb dessen sie gar nicht gelten; (denn bei den Tieren etwa ist Verdauung, Atmung, Giftwirkung, geistige Fähigkeit u. s. w. wieder typisch modifiziert). Kurz, alle jene Einzelregelmäßigkeiten convergieren darauf, das simultane und successive Identischbleiben der Menschheit in ihrer besonderen Qualität zu verwirklichen. — In entsprechender Weise convergieren alle kosmischen Einzelgesetze, insbesondere die Erhaltungsgesetze der Energie und des Stoffes, auf die Selbsterhaltung des Alls, in welchem ja ebenfalls eine personale Einheit zu sehen ist.

Wir stellen somit als Prinzip der teleomechanischen Gesetzesreduktion den Satz auf:

> Wenn viele inhaltlich determinierte — also lineare — Funktionsregeln auf eine und dieselbe Geltungssphäre convergieren, und damit deren ständige, allseitige Restitution zum Erfolg haben, so ist jene Geltungssphäre ein echtes Selbsterhaltungsganzes; und es sind jene Partial-

Digitized by Google

gesetze Ausstrahlungen der vom Ganzen allen seinen Teilen auferlegten, formalen Grundnorm: Funktioniere verallgemeinerungsfähig im Sinn der Erhaltung des Ganzen.

Daß die Durchführung dieses Reduktionsprinzips praktisch auf die größten Schwierigkeiten stößt, ist nicht zu bestreiten; aber ob diese Schwierigkeiten größere oder auch nur ebenso große sein werden, wie diejenigen, die der mechanistischen Reduktion der Naturgesetze im Wege standen, darüber wird erst die Zukunft urteilen können. Man darf von dem ersten tastenden Schritt auf einer neuen Bahn, wie sie die Teleomechanik ist, nicht verlangen, daß nun schon die Lösbarkeit aller Probleme dargetan werde; diese Aufgabe überschreitet nicht nur die Kraft eines einzelnen Individuums, sondern sogar die einer einzelnen Menschheitsgeneration.

III. Begrenzung des Gesetzesprinzips.

Immerhin läßt sich schon jetzt erkennen, daß die Hauptbedenken, die der alten Gesetzesauffassung entgegenstanden, für die neue nicht gelten.

1. Vielheit. — Eine der aufdringlichsten Lehren der Erfahrung, gegen die sich das bisherige, absolute Vereinheitlichungsstreben möglichst blind hatte stellen müssen, war die Vielheit von Gesetzen verschiedener Geltungsweite. Die teleomechanische Formel: *tot leges, quot personae* macht diese Vielheit aus einem Provisorium zu einem vollgültigen und endgültigen Bestandteil der Welt; zugleich enthält sie das Kriterium, wodurch zwischen unechten (reduzierbaren) und echten (irreduziblen) Gesetzen, geschieden werden kann. Die Vielheit der Gesetze ist eine Hierarchie, identisch mit der Hierarchie der „Personen", deren teleomechanische Spiegelungen sie sind.

2. Spezifikation. — Eine weitere Unzulänglichkeit der mechanischen Gesetzesauffassung bestand darin, daß sie den Dualismus von Gesetz und Spezifikation ebenso wenig erklären, wie beseitigen konnte. Der Dualismus löst sich nunmehr auf, indem beides im Begriff der Person zur Verknüpfung ge-

Digitized by Google

bracht wird. Und zwar stellt sich heraus, daß die Gesetzlichkeit des Weltgeschehens auf zwiefache Weise eine „gesetzesfremde" Ergänzung erfährt: durch die Hierarchie der Personen, und durch die Zweiphasigkeit der Person.

Betrachten wir zunächst die hierarchisch übereinandergeordneten Personen unter dem Merkmal, daß ihnen allen notwendig zukommt, „Personen an sich", also selbsterhaltungsfähige Ganze zu sein. Hier ist die Gesetzmäßigkeit nichts anderes als die teleomechanische Parallelerscheinung zur Besonderheit. Denn jede Person ist, als Einheit betrachtet, singuläre Position, ein *hic et nunc et tale* — zugleich aber, in ihrem Reflex auf die Teile, Ursprungs- und Beziehungspunkt einer allgemeinen Relation „funktioniert verallgemeinerungsfähig". Ihre eigene Besonderheit wird also für ihre Elemente zum Funktionsgesetz. Aber diese Elemente sind, abgesehen davon, daß sie jenem Gesetz gehorchen, ja selber wieder „Personen"; das Geschehen an ihnen ist somit nur verständlich als Synthese ihrer eigenen Singularität mit den ihnen übergeordneten Gesetzmäßigkeiten. Daher war es durchaus falsch, daß die Mechanistik den gesetzesfremden Faktor, um ihn zu minimisieren, für einen nur einmalig vorhandenen ansah, und durch Kreuzung dieser einmaligen Spezifikation mit der einheitlichen Weltformel alles Geschehen verständlich machen wollte; vielmehr wiederholt sich das Verhältnis von Spezifikation zu Gesetz so oft, als es übereinander gelagerte Personaleinheiten gibt (s. z. B. S. 353). Die Welt ist ein hierarchisches System von Seinsstufen; und ob man dies, von unten, als ein System spezifischer Gesetze, oder, von oben, als ein solches gesetzerzeugender Spezifikationen ansieht, ist nur ein Wechsel des Betrachtungsstandpunktes. Stellt man sich aber selbst auf irgend eine Stufe, d. h., will man das an einem einzelnen Gebilde ablaufende, konkrete Geschehen kausal verstehen, so muß man es als Resultante der an dem Gebilde angreifenden Gesetze und der in ihm enthaltenen Besonderheiten fassen. —

Aber damit ist das Spezifikationsproblem nur halb erledigt; denn wir haben erst das simultane Bestehen von Spezifikation und Gesetz, nicht aber ihr Verhältnis im Zeitablaufe festgestellt. Ist dies Verhältnis ein konstant bleibendes? Sind die

Digitized by Google

irgend wann einmal vorhandenen Spezifikationen, bezw. Gesetze auch in jedem anderen Zeitpunkt vorher und nachher vorhanden? Kann die Gesetzesdogmatik, da sie schon die Einheit ihres Prinzips aufgeben mußte, wenigstens die Zeitlosigkeit seiner Geltung aufrecht erhalten?

Die Antwort würde bejahend lauten können, wenn alle Personen nur solche der ersten Phase wären. Dann gäbe es lediglich Selbsterhaltungen und deren teleomechanische Äquivalente, die Gesetze. Alles bliebe sich ewig gleich, denn jeder Anstoß zu einer Änderung würde fehlen. Aber dann würde es, wie nun schon mehrfach ausgeführt, überhaupt kein Geschehen geben (s. S. 150). Die Selbsterhaltungen wären keine Prozesse, sondern nur Zustände; und die Gesetze würden zwar gelten, aber nicht funktionieren.

Indes die Welt besteht nicht nur aus Personen der ersten Phase, sondern auch aus solchen der zweiten; ja diese sind erst die vollständigen, aktuellen Personen. Und damit tritt zur bloßen Potentialität der Selbsterhaltung die wirkliche Tat, der produktive Akt der Selbstentfaltung. Dieser aber ist im Hinblick auf die in seinem Eintrittsmoment vorhandenen Gesetzmäßigkeiten gesetzesfremd. Die Leistung, die er den zur Person gehörigen Teilen auferlegt, fügt sich nicht einer schon vorher bestehenden Dauernorm „funktioniert wiederholungsfähig", sondern durchbricht diese durch einen momentanen Imperativ: „Funktioniert neuartig" (s. S. 172).

So bekundet sich also die Spezifikation einer „Person an und für sich" nicht nur im Vorhandensein einer besonderen Beschaffenheit, sondern in der ständigen Schöpfung neuer Sonderbeschaffenheiten, mithin im Sichhinausheben über die bisher in ihr ruhende Gesetzmäßigkeit. Gegenüber diesem schöpferischen Wirken versagt die alte Identifikation vom Kausalgesetz und kausaler Notwendigkeit vollkommen. Daß eine Person in zweiter Phase die innere Entfaltungstendenz, das „Werde, was du bist!", zur Verwirklichung bringe, ist eine Kausalität von nicht geringerer Bestimmtheit, als daß eine Person in erster Phase das „Behaupte, was du bist!" ständig verwirkliche; und wenn sie sich hierbei nicht bestehenden Gesetzen fügt, so ist dies

Digitized by Google

nicht gesetzlose Willkür, sondern ihre übergesetzliche Notwendigkeit. Der Satz, daß eine sich gleich bleibende Ursache unter gleichen Umständen gleiche Wirkungen erzeugen müsse — die Grundlage des Gesetzesbegriffs — enthält doch nur die eine Hälfte der kausalen Möglichkeiten; seine Ergänzung ist der Satz, daß eine sich ändernde Ursache auch sich ändernde Wirkungen habe. Und wenn die Änderung der Ursache eine singuläre (also mit anderen Ursachänderungen nicht völlig vergleichbare) ist, dann muß auch die Änderung der Wirkung eine singuläre sein. Nun ist aber jeder Selbstentfaltungsprozeß die successive Verwirklichung einer in dieser Weise nur einmal in der Welt vorhandenen Bestimmung; mithin müssen auch seine Ergebnisse den Charakter des Neuartigen, allgemeinen Formeln nicht Unterwerfbaren, besitzen.

Am deutlichsten läßt sich dies Verhältnis klar machen an einem Spezialphänomen der Selbstentfaltung: der Hervorbringung neuer Unterpersonen. Da die Gesetzmäßigkeiten, die in der Welt existieren, nur Selbsterhaltungserscheinungen der bestehenden Personen sind, so kommt mit dem Ursprung jeder neuen Person auch eine neue Gesetzmäßigkeit in die Welt. Ist nun diese neue Gesetzmäßigkeit selber aus den schon vorhandenen Gesetzmäßigkeiten zu deduzieren? Nein. Denn neue Personen sind stets Produkte aus der Selbstentfaltung einer oder mehrerer anderer Personen (s. S. 333); so notwendig aber dies Hervorgehen des Neuen aus dem Selbstentfaltungsstreben des Alten ist, so neu ist das mit Notwendigkeit Hervorgehende. Vererbungsgesetze z. B. mögen die zwischen Eltern und Kind bestehenden Übereinstimmungen erklären; aber das Kind ist, als eigene Person, abgesehen von jenen Übereinstimmungen etwas Eigenartiges und Träger neuer Funktionsnormen. Daß es nun in dieser seiner Singularität ein Erzeugnis gerade dieser Elternindividualitäten ist, muß als Notwendigkeit gefordert, kann aber aus keiner allgemeinen Gesetzmäßigkeit mehr abgeleitet werden.

Es wird nun zunächst so scheinen, als ob durch diese Legalisierung des gesetzesfremden Faktors die Bedeutung des kausalen Gesetzesprinzips ganz illusorisch gemacht würde. Gesetze, die fortwährend durch gesetzesfremde Faktoren durchkreuzt und

Digitized by Google

aufgehoben werden können, seien, so kann man meinen, eben keine Gesetze mehr. Wieder drohe der trostlose Dualismus von Gesetzeskausalität, die hier und da, aber nicht überall und ewig gelte, und von Wunderkausalität, die als *deus ex machina* aller Orten und Zeiten dazwischen fahren könne.

Diese Gefahr ist aber nicht vorhanden aus zwei Gründen. Der erste ist methodologischer, der zweite metaphysischer Natur.

Zunächst bleibt der Begriff der kausalen Gesetzmäßigkeit in ungebrochener Gültigkeit überall dort bestehen, wo die Welt unter dem Gesichtspunkt der Konstanz (der Selbsterhaltung) aufgefaßt wird. Nun kann aber dieser Gesichtspunkt in zahllosen Fällen allein in Betracht kommen; in anderen Fällen kann er zu einer willkürlichen Determination benutzt werden. Wir erwähnten schon früher, daß die Selbstentfaltung durchaus nicht eine so universelle Wirksamkeit habe, wie die Selbsterhaltung; jene ist nur die Krönung des personalen Daseins, diese aber das Fundament. Und selbst da, wo eine Person in zweiter Phase ist, besteht ja daneben auch ständige Selbsterhaltung; stets sind es nur gewisse Teilmomente, die von dem Entfaltungsstreben ergriffen und mitfortgerissen werden, während die Masse der übrigen in konservativer Beharrung den sicheren Untergrund für jene Bewegung bildet. Bei solchen personalen Einheiten endlich, die uns Menschen sehr fern sind (sei es, daß sie allzuweit über uns stehen, wie Weltkörper und Gottheit, sei es, daß sie zu weit unter uns stehen, wie Molekül und Atom) vermögen wir eben wegen dieser Entfernung nur gewisse grobe Stabilitäten (Selbsterhaltungen), nicht aber die sehr langsamen oder sehr feinen inneren Entwicklungsprozesse zu erkennen. So bleibt denn die Selbsterhaltung — und damit auch ihr teleomechanisches Äquivalent, die kausale Gesetzmäßigkeit — nach wie vor ein unerschütterter, für weite Gebiete der alleinige, Gegenstand des Forschens und Erklärens.

Ein Beispiel: das Gesetz der Erhaltung der Energie ist eine Ausstrahlung der Selbsterhaltung der Allperson. Der Theorie nach ist es möglich, daß dies Gesetz — mit der inneren Selbstentwicklung, die auch der Gottheit zugeschrieben wird — einmal seine Schranke und seine Ablösung durch ein anderes finde; aber für

Digitized by Google

den engen raumzeitlichen Weltausschnitt, der uns Menschen zugänglich ist, sind jene Entwicklungsmöglichkeiten schlechthin transcendent; wir können nichts tun, als uns auf jenen Weltausschnitt und auf die in ihm erkennbare, konstante Selbsterhaltung zu beschränken. Das gleiche gilt von allen physikalischen, chemischen und astronomischen Gesetzen.

Aber selbst auf jenen Gebieten, wo die Entwicklungsprozesse und die damit verbundenen gesetzesfremden Kausalitäten unserem Erkennen zugänglich sind — also in der Welt des Organischen, Psychischen und Kulturellen — verliert der Gesetzesbegriff zwar seine Alleinherrschaft, nicht aber seine Bedeutung. Nur wird hier die Scheidung zu einer rein methodologischen. Es gliedern sich dann nämlich die Wissenschaften dem Kausalitätsproblem gegenüber in zwei große Gruppen, deren eine die gesetzmäßigen Kausalitäten, deren andere die individuellen Kausalitäten zum Gegenstand ihrer Forschung macht. Die Gesetzeswissenschaften abstrahieren mit Bewußtsein von allem Besonderen und Einmaligen und halten nur dasjenige des Forschens für wert, was in ständiger Übereinstimmung sich wiederholt; die Spezifikationswissenschaften dagegen suchen das *hic et nunc et tale* selber, und zwar gerade als dies Besondere, irrational Tatsächliche zu erfassen, und aus den besonderen Bedingungen, die ihm vorangehen, kausal zu erklären.

Die hier vertretene Forderung, daß die individuelle Kausalität als Forschungsproblem von selbständiger Bedeutung und Berechtigung neben der gesetzmäßigen Kausalität anerkannt werden müsse, ist bekanntlich von Windelband und Rickert zuerst ausgesprochen worden. Mit Obigem aber ist sie, was bisher noch nicht versucht wurde, aus den allgemeinen Prinzipien der Weltauffassung einwandfrei abgeleitet worden. Für eine solche fundamentale Umgestaltung des *Globus intellectualis* genügt nicht die erkenntnistheoretische Beweisführung, daß uns Denknotwendigkeiten dazu zwingen, die Dinge sowohl unter dem Gesichtspunkt des Gesetzmäßigen, wie unter dem des Individuellen zu betrachten; es müssen auch die beiden Betrachtungen metaphysisch gerechtfertigt werden durch den Nachweis, daß ihnen in der Wirklichkeit objektive Merkmale ent-

Digitized by Google

sprechen. Diese sind uns nun durch das teleomechanische Verhältnis von Gesetz und Spezifikation gegeben.

Beide Methoden (die „nomothetische“ und die „idiographische“ nach Windelband) sind an jedem Objekt der Erkenntnis anwendbar; aber sie können je nach der Beschaffenheit des Objektes und der Stellung des Menschen zu ihm sehr verschiedene Bedeutung haben. So sind die Wissenschaften vom Anorganischen (Physik, Chemie, Astronomie) ganz überwiegend Gesetzeswissenschaften, die Wissenschaften von der Kultur ganz überwiegend geschichtliche und damit Spezifikationswissenschaften. Dennoch ist es nicht berechtigt, die hier aufgestellte methodologische Begrenzung der Wissenschaften mit der alten Einteilung in Natur- und Geistes- (oder: Kultur-) Wissenschaften zu identifizieren. Wie schon oben erwähnt, können auch in den Naturwissenschaften oft genug historische Prozesse (also einmalige Kausalzusammenhänge) Gegenstände der Untersuchung sein: z. B. der Ursprung unseres Sonnensystems und der Erde, die Entwicklung der Arten auf der Erde bis zum Menschen hin —; und andrerseits spielt in den Kulturwissenschaften die geschichtliche, also individuelle Betrachtung zwar weitaus die Hauptrolle, doch dürfen daneben die gesetze-suchenden Disziplinen, wie Psychologie, Soziologie, allgemeine Sprach-, Rechts-, Religionswissenschaft, nicht vernachlässigt werden. Der Unterschied zwischen Kultur- und Naturwissenschaft ist anthropocentrisch bedingt, indem der Mensch diejenigen Gebiete, auf denen er selbst Ursachfaktor ist, von jenen trennt, auf denen er es nicht ist. Der Unterschied aber zwischen den Wissenschaften vom Individuellen und vom Gesetzmäßigen — wir werden sie später als „Personalwissenschaften“ und „Sachwissenschaften“ scheiden — ist objektiv bedingt durch die Tatsache der teleomechanischen Beziehung zwischen Spezifikation und Gesetzmäßigkeit.

Diesem wichtigen Problem wird in einem ferneren Bande eine eigene Hauptabteilung des Systems, die Wissenschaftslehre, gewidmet werden.

Erlaubt uns die wissenschaftliche Methodologie eine reinliche Scheidung der individuellen und der gesetzmäßigen Kausalität,

Digitized by Google

so führt die Metaphysik sie schließlich doch wieder zusammen durch einen letzten Gedanken, nämlich durch den des Phasenwechsels. Die „Gesetzesfremdheit", die der produktiven Kausalität der Selbstentfaltung zugeschrieben werden muß, bezieht sich nämlich nur auf die in ihrem Wirkungsmoment geltenden Gesetze, nicht auf Gesetze überhaupt; vielmehr wird das Neue, das sie schafft, ja selber wieder zu einem neuen Gesetz. Die Bereicherung, welche einem in Entwicklung begriffenen Ganzen durch jeden Entfaltungsakt gebracht wird, geht nicht wieder verloren, sondern sinkt als Dauerbesitz in die selbstverständlichen Untergründe des Daseins; wir haben diesen Prozeß oben, als „Mechanisation", schon mehrfach behandelt (s. S. 175 f., S. 216, wo sich auch Beispiele aufgezählt finden, und S. 358). Hierdurch erst wird das Gesetz zum vollständigen teleomechanischen Äquivalent der Person. Denn die Selbsterhaltung einer Person stellt sich teleomechanisch als bestehendes, die Selbstentfaltung als werdendes Gesetz dar.

Freilich, daß Gesetze „werden" können, ist eine Behauptung, die der bisherigen Gesetzesdogmatik absolut widerspricht. Sie hielt die Gesetze für zeitlos, ja glaubte vielleicht gar, daß ihnen diese Eigenschaft als apriori notwendiges Merkmal zukomme. Wieder liegt hier die schon öfters erwähnte Verwechslung von Kausalprinzip und Kausalgesetz vor. Das Kausalprinzip: daß jedes Geschehen seine notwendige Ursache haben müsse, ist ebensowenig in der Zeit entstehbar wie vergänglich; denn da es eine unausscheidbare Bedingung unseres Denkens überhaupt ist, kann es keine Zeit geben, in der wir es als nicht vorhanden denken könnten. Aber die Kausalgesetze, d. h. Funktionsregeln, welche die ständige Folge bestimmter Wirkungen auf bestimmte Ursachen aussprechen, sind Gegenstände der Erfahrung; und darum hat auch Erfahrung, ebenso wie über ihre etwaige Vielheit, so auch über ihr etwaiges Anfangen und Aufhören in der Zeit zu entscheiden. Und da spricht nun die Empirie durchaus gegen die mechanistische Ansicht von der zeitlosen Geltung der kausalen Gesetze und für die teleomechanische Ansicht vom Werden und Vergehen der Gesetze. Wo immer in der Entwicklungsgeschichte des Lebens auf der Erde eine neue

Digitized by Google

Art entstand, „entstand" auch wirklich ein neues Funktionsgesetz, das bisher nicht war und das, wenn jene Art etwa ausstarb, zu existieren aufhörte. Und wenn in dem Werdeprozeß des französischen Volks eine sprachschöpferische Periode auftrat, in welcher aus dem Lateinischen allmählich die französische Sprache sich herausbildete, da „entstanden" wirklich die bisher nicht vorhandenen besonderen Bildungsgesetze und grammatische Regeln des Französischen. Und wenn ein Kind in seiner Individualentwicklung Sprechen oder Laufen oder Klavierspielen lernt, so *erzeugt* es in sich individuell gefärbte Funktionen von ständiger und selbstverständlicher Wiederholungstendenz (also „Gesetze"); jedes Kind spricht etwas anders, als das andere, läuft etwas anders u. s. w., kurz hat in seiner Selbstentfaltung ein neues Gesetz erzeugt.

Es ist natürlich, daß diese Gesetzeswerdung empirisch nur auf jenen Gebieten zu konstatieren ist, auf denen Selbstentfaltung wahrnehmbar ist, also auf den Gebieten des Organischen, Psychischen und Kulturellen. Allein wir haben kein Recht, die entsprechende Tatsache auf den anderen Gebieten für unmöglich zu halten. Vielmehr liegt es nahe, *alle seienden* Gesetze als *gewordene* aufzufassen — wie wir es auch früher schon getan haben (s. S. 176) —, und in der bloßen Beharrung (Selbsterhaltung, konstanten Gesetzmäßigkeit) lediglich das metaphysische Minimum zu sehen, das den Niederschlag früherer Entfaltungen und den notwendigen Untergrund für immer neue Entfaltungen darstellt. „Wo Leben *erstarrt*, türmt sich das Gesetz" (Nietzsche).

Wenn dieser Gedanke auch eine spekulative Verallgemeinerung bedeutet, die prinzipiell jenseits jeder möglichen Beweisbarkeit liegt, so hat er doch die regulative Bedeutung eines *Einheitsprinzips*, durch welches die seienden Gesetzmäßigkeiten im Unorganischen und Kosmischen einerseits, und die gewordenen und werdenden Gesetze in der Welt des Lebens andererseits auf eine gemeinsame Formel gebracht werden. Die ungeheuren kosmischen Entwicklungen rechnen mit Zeiten, denen gegenüber unser menschliches Dasein lächerlich klein ist; wir erhaschen nur eine Momentphotographie, durch die eine enge Phase aus diesem Prozeß als scheinbarer Konstanzzustand

Digitized by Google

herausgeschnitten wird. Wie vermessen wäre es, diese Konstanz, die uns als irgend eine allgemeine Naturgesetzlichkeit entgegentritt, für alle Ewigkeit zu verabsolutieren! Und die unendlich kleinen Entwicklungen in uns sehr fernstehenden Einheiten — etwa Molekülen oder Atomen — müssen, wenn sie vorhanden sind, so fein sein, daß sie sich gänzlich unserer Erkenntnis entziehen; uns bleibt nur die Tatsache erkennbar, daß jene Einheiten, abgesehen von etwaigen inneren Entfaltungen, sich, solange sie sind, selbst zu behaupten vermögen — also nur die ganz grobe Funktionsregel ihrer Selbsterhaltung. Die Tatsache, daß wir das Werden neuer Gesetze nur an einem winzigen Ausschnitt der Wirklichkeit beobachten, ist also vollständig aus der anthropozentrischen Begrenztheit unserer Erkenntnisbedingungen verständlich; es ist unzulässig, die Scheidung zwischen Gebieten mit seienden und solchen mit werdenden und gewordenen Gesetzen zu einer absoluten zu machen.

Digitized by Google

XVII. Kapitel.

Intensitätsbeziehung und Maß.

I. Quantität überhaupt.

Es bleibt nunmehr noch eine Hauptkategorie des Sachsystems übrig, die Quantität. Sie bildet scheinbar den äußersten Gegensatz zu den Zweck- und Wertgesichtspunkten des Personalismus. Keine Wissenschaft ist unpersönlicher als die Mathematik; und nichts scheint auflösender zu sein für alles Teleologische als etwa die mehrfach citierte Forderung Spinozas, daß man die menschlichen Handlungen betrachten solle, als ob es sich um mathematische Figuren handle. Aber ist wirklich der Gegensatz zwischen Quantität und Qualität, zwischen Maß und Zweck ein absoluter? Nicht nur der impersonalistische Spinoza, sondern auch der durchaus teleologische Plato war ja ein Verehrer des Mathematischen: οὐδεὶς ἀγεωμετρητὸς εἰσίτω.

Tatsächlich nun besteht zwischen dem anscheinend Unvereinbaren eine Beziehung stärkster Art; denn die Kategorie der Quantität und alle zu ihr gehörigen Begriffe, wie Intensität und Extensität, Zahl und Maß sind überhaupt gar nicht anders als auf teleologischem Wege verständlich zu machen. Und dies ist nicht etwa subjektiv phänomenalistisch gemeint, daß der Mensch auf Grund bestimmter psychologischer Zwecktendenzen dazu komme, Quantitätsbegriffe zu bilden, sondern durchaus objektiv metaphysisch: Das Quantitative in der Welt ist das teleomechanische Gegenbild der in der Welt vorhandenen Selbstzwecke und Selbstwerte.

Hier winkt — freilich noch in weiter Ferne — eine neue Begründung der gesamten Mathematik, eine „Teleomathematik", als Aufgabe für künftige Generationen. Heute können wir dieses

Digitized by Google

Ziel nur ahnend andeuten und ganz Weniges eingehender behandeln. Aber auch dieses Wenige, die teleomechanische Ableitung der Intensität, wird uns schon manchen Gewinn eintragen.

Wie radikal die gemeinte Umkehrung der bisher üblichen Betrachtungsweise ist, geht daraus hervor, daß gerade derjenige Teil der Weltanschauung, den man als den scheinbar unobjektivsten am weitesten von der reinen Sachlichkeit der Mathematik abzurücken gewöhnt war, — die Wertlehre — zur Grundlage der Mathematik gemacht werden müßte. Der Wert ist nicht etwa, wie es die Nationalökonomie meist glaubt, eine bestimmte Anwendungsform des Quantitätsbegriffes, sondern umgekehrt, die Quantität eine Folgeerscheinung des Wertbegriffes.

Um dies zu begründen, müssen wir einen Hauptgedanken aus der „Wertlehre" des nächsten Bandes schon hier vorwegnehmen: die Scheidung zwischen primären und sekundären Werten („personalen" und „Sach-Werten"). Der primäre Wert ist die einmalige und unersetzbare Bedeutung, welche jede individuelle Ganzheit im System des Universums besitzt: die Selbstzwecklichkeit einer „Person" wird hier zur Selbstwertigkeit. Und nur, weil es solche Selbstwerte gibt, ist es möglich, daß es abgeleitete Fremdwerte gibt, indem irgend welche „Sachen" an der Realisation jener Selbstwerte beteiligt sind. Weil die selbstzweckliche Existenz eines Ganzen abhängt von der Beschaffenheit seiner Teile und seiner Umwelteinflüsse, so haben diese Teile und Umwelteinflüsse „Dienstwert", und zwar positiven, wenn sie jenen Selbstwert zu fördern, negativen, wenn sie ihn zu hemmen geeignet sind.

Die Tatsache des Dienstwertes haben wir nun nur noch mit einer anderen Tatsache zu verbinden, um den Begriff der Quantität zu gewinnen. Die selbstwertigen Ganzen (Personen) sind ja nie starre Unveränderlichkeiten, sondern Selbsterhaltungseinheiten, d. h. sie passen sich dem ständigen Wechsel der Teile und Milieubedingungen durch ständige Restitution immer wieder an. An die Stelle irgend eines Bestandteiles oder Umweltfaktors a tritt ein anderer b, ohne daß Beschaffenheit und Selbstwert des Ganzen A durch diese Änderungen dauernd modifiziert würden;

Digitized by Google

a wird also in der Dienstfunktion, die es für A hatte, vollständig ersetzt oder vertreten durch b; sein Dienstwert wird zum Tauschwert; und Tauschwert ist identisch mit Quantität.

Man erkennt, daß wir hier zu derselben Unterscheidung gelangt sind, welche Kant mit seiner berühmten Antithese „Würde und Preis" bezeichnete. Aber während jene Unterscheidung bei Kant durchaus anthropologisch, ja anthropocentrisch gemeint ist (nur die Menschen haben eine Würde, alles andere hat einen Preis) —, wird sie für uns zu einer allgemeinen teleomechanischen Weltbeziehung: Selbstwert und damit singuläre Qualität hat alles Existierende, sofern es als Selbsterhaltungseinheit nur für sich bestehend gedacht wird; Tauschwert und damit Quantität hat alles Existierende, sofern es einem Selbsterhaltungsganzen dienstbar und in diesen Diensten durch anderes vertretbar gedacht wird. So ist der einzelne Mensch als diese individuelle Persönlichkeit unvergleichbar, dagegen in seiner Bedeutung für die Menschheit vergleichbar, d. h. eine bloße Nummer, eine Eins.

Hat man sich erst einmal diesen Sinn des Quantitätsbegriffes klar gemacht, so begreift man kaum mehr, wie jemals das Ideal einer völligen Quantifikation der Welt aufgestellt werden konnte. Man sah in Zahl und Maß das Wesen der Dinge an sich — dabei ist es nur die Bedeutung der Dinge für anderes. Dieses Andere, die Qualität, wollte man beseitigen — und dabei ist sie es erst, die die Quantität möglich machte; denn nur weil die Personen qualifiziert sind, können die Sachen quantifiziert werden.

Ein Bild: Wer die Welt mathematisch betrachtet, macht sich mit Absicht total farbenblind. Er erblickt das Weltbild als Schwarzweiß-Zeichnung, übersieht die unendliche Fülle von Eigentönen, die der Wirklichkeit zukommen, und beachtet nur die Stufenleiter des Hell und Dunkel, in der alles auf ein Gleich oder Mehr oder Weniger gebracht werden kann. Er hat ein volles Recht zu dieser wissenschaftlichen Abstraktion, solange er sie als solche erkennt. Aber darf er, der absichtlich Farbenblinde, die Menschheit zwingen, die Welt nun auch nur schwarzweiß zu sehen? Der Farbentüchtige erblickt ja ebenfalls die Dinge hell und dunkel und kann sie dadurch einer Quantitätsskala einordnen; aber er sieht sie zugleich rot und grün, blau und gelb; und diese unvergleich-

Digitized by Google

lichen Qualitäten werden in ihrer eigenen Wesenheit nicht dadurch beseitigt, daß sie in Bezug auf Hell und Dunkel miteinander vergleichbar werden.

Jetzt erklärt sich auch die besondere Stellung der Mathematik im Reiche der Wissenschaften. Sie behandelt nicht, wie irgend eine empirische Wissenschaft, das Dasein oder das Funktionsgesetz der erscheinenden Dinge; sie geht aber auch nicht, wie die Metaphysik, auf den Wesenskern der Dinge an sich; sondern sie ist die Wissenschaft von den allgemeinen Bedingungen der Vertauschbarkeit.

Die Überzeugung, daß es Selbstzwecke und Selbstwerte gibt, in deren Dienst Sachen für einander eintreten können, ist noch nicht selber Mathematik, sondern ihre metaphysische Vorbedingung. Der Nachweis, daß in einem bestimmten Falle bestimmten Sachen in Bezug auf einen bestimmten Selbstwert Vertauschbarkeit und damit Quantität zukomme, ist nicht mehr Mathematik, sondern ihre phänomenologische Anwendung. Mathematik selber ist also weder empirisch, noch metaphysisch, sondern rein formal; und nur dieser reine Formalismus macht ihre allgemeine Gültigkeit möglich. Näheres hierüber kann erst in der Wissenschaftslehre gegeben werden. —

Jedes selbstwertige Ganze (Person) ist *unitas multiplex* (s. S. 161). Dem entspricht, daß alles, was zu ihr in Beziehung steht, in gewisser Hinsicht eine Vielfältigkeit von diskreten Bestandstücken, in anderer Hinsicht ein in sich geschlossenes Continuum darstellt. Wird nun die oben abgeleitete Vertauschbarkeit der Dienstwerte angewandt auf die diskreten Teile, so tritt die Quantität als Zahl auf. Wird sie angewandt auf Momente des Continuums, so tritt sie als Maß auf.

Innerhalb der Maßkategorie muß dann nochmals eine Scheidung gemacht werden, je nachdem das selbstwertige Ganze unter zuständlichen oder unter funktionellen Gesichtspunkten betrachtet wird. Sind verschiedene Teile eines Continuums vergleichbar durch ihren Zustandswert für das ruhend gedachte Dasein der Person, so haben sie gleiche Extensität; sind sie vergleichbar durch ihren Leistungswert für eine bestimmte Selbsterhaltungs-

Digitized by Google

tätigkeit der Person, so haben sie gleiche Intensität. Nur diese letzte Kategorie soll uns im folgenden ausführlicher beschäftigen.

II. Intensität.

1. Die Intensität und ihr Maß. — Intensität oder Stärke ist ein quantitatives Merkmal, das Vorgängen zukommt. Freilich nicht einem Vorgange an sich; solange man ihn isoliert betrachtet, hat er wohl Qualität, nicht aber einen Stärkegrad. Dieser entsteht erst, wenn der Vorgang Beziehung hat zu der Funktion einer Zweckeinheit, welcher er innerlich als Teilfunktion oder äußerlich als Umweltbedingung angehört: Intensität ist die Beteiligung eines Sachgeschehens an einem personalen Geschehen.

Da das personale Geschehen stets teleologisch ist, so wird die Beteiligung eines anderen Geschehens an ihm durch den Zweckgesichtspunkt charakterisiert sein; entweder nämlich ruft das Sachgeschehen eine Störung des personalen Zweckes hervor, so daß die „Person" mit einer zielstrebigen Reaktion antworten muß; oder das Sachgeschehen ist selber der Partialvorgang, in dem sich die Person auf eine erfolgte Störung restituiert. Intensität bedeutet also entweder den Störungswert oder den Restitutionswert, den ein Sachgeschehen für die personale Selbsterhaltungsfunktion hat.

Hiernach müssen stets zwei Intensitäten als Komplemente zusammengehören; denn das Wesen der Selbsterhaltungsfähigkeit ist es ja gerade, irgend welche Störungen stets so zu beantworten, daß Wiederherstellung des früheren Zustandes erfolgt. Wenn es demnach Selbsterhaltungseinheiten gibt, so müssen sich an ihnen in jedem einzelnen Falle Störungs- und Restitutionsintensität gegenseitig aufheben.

Damit haben wir in einfachster Form die teleomechanische Ableitung für zwei fundamentale Gedanken der allgemeinen Intensitätslehre gewonnen, welche die bisherige mechanistische oder energetische Dogmatik als letzte aufgestellt hatte: 1. In jedem Geschehen ist Wirkung und Gegenwirkung gleich (*actio et reactio pares;* Newton). 2. Geschehen ist nur dort möglich, wo zwei ver-

Digitized by Google

schiedene Intensitäten zusammentreffen; und es läuft stets in der Richtung auf Ausgleichung dieser Differenzen ab. (Allgemeinste Fassung des „Zweiten Hauptsatzes der Energetik".)

Da sich Störungs- und Restitutionsintensität gegenseitig aufheben, so ist ihre Gleichheit eine solche mit entgegengesetzten Vorzeichen. Unter welchen Umständen aber sind zwei Intensitäten mit identischen Vorzeichen gleich zu setzen? Diese Frage wird uns zu dem wichtigen Begriffe des Intensitätsmaßes führen.

Die Gleichheit äußerer („Störungs"-) Intensitäten läßt sich zunächst auf die innerer („Restitutions"-) Intensitäten zurückführen; zwei Störungen sind eben dann an Größe gleich, wenn sie Restitutionsakte von gleicher Größe auslösen. Aber diese letzte Größengleichheit selber bereitet eigentümliche Schwierigkeiten. Denn woran mißt man den Wert zweier Selbsterhaltungsreaktionen? Es sei ein Organismus in zwei Fällen plötzlichen Temperaturänderungen ausgesetzt; beide Male reagiert er darauf durch zweckmäßige Einstellung, mit dem identischen Erfolg: Restitution der gestörten Selbsterhaltung. Die Gleichheit des Erfolges kann nicht der gesuchte Maßstab sein; denn wir wollen ja nicht Zustandswerte, sondern Funktionswerte messen. Um aber festzustellen, welche Werte die Restitutionsakte selber jedesmal besitzen, müßten wir wissen, wie weit der Organismus durch die Störung aus seinem normalen Zustand herausgebracht worden war. Wir müßten die Distanz, welche bei der Restitution durchlaufen wird, messen können. Jede Distanzmessung aber verlangt eine Maßeinheit; und worin besteht die Maß-Einheit für Intensitäten?

Daß alle Maße — und daher auch die Intensitätsmaße — relativ sind, ist allgemein zugestanden; doch darf man diese Relativität nicht falsch auffassen. Alle Relationen verlangen eine Position, auf die sie sich beziehen; die Wahl dieser Position aber ist bei dem konventionellen Maßsystem eine durchaus willkürliche. Es gilt z. B. eine in Paris aufbewahrte Metallbarre als zureichende Grundlage der Längenmessungen; sie ist gleichsam das „Absolute", auf welches alle gemessenen Längen bezogen werden. So unentbehrlich nun die Willkür der Einheitswahl für gewisse praktische Anwendungen des Maßprinzips sein mag, so unzureichend ist sie für seine philosophische Begründung. Ein künstliches Maßsystem ist

Digitized by Google

nötig, um in bestimmten Fällen allgemein vergleichbare Maße zu schaffen; zuvor aber müssen wir wissen, wie wir überhaupt zur Möglichkeit des Messens kommen. Das künstliche Maßsystem setzt schon voraus, daß dieselbe Maßeinheit auf alle beliebigen Objekte anwendbar ist, während unsere bisherige Ableitung gezeigt hat, daß die Möglichkeit des Messens allein in der gemeinsamen Beziehung zu einem einheitlichen Selbsterhaltungsganzen beruht. Da erst die Existenz eines solchen Ganzen jedesmal das Auftreten von Quantitäten möglich macht, so kann jenes Ganze allein als die natürliche Position betrachtet werden, auf die sich die Maßrelation zu beziehen hat. Das künstliche Maß ist also etwas durchaus sekundäres; die primäre Frage dagegen lautet, wie sich aus dem Wesen der Person das Prinzip eines natürlichen und autonomen Maßes ergibt. Wir werden uns die Beantwortung durch Spezialisierung auf das Intensitätsmaß zu erleichtern suchen.

2. Das autonome Maßsystem. — Kehren wir zu unserem obigen Beispiel zurück, daß eine plötzliche Temperaturänderung eine Selbsterhaltungsreaktion eines Organismus nötig mache. Läßt sich die Intensität dieses Selbsterhaltungsaktes, bezw. der ihm komplementäre Störungswert, den die Temperaturänderung für den Organismus besitzt, messen, ohne Beziehung zu den künstlichen Einheiten von Kalorie oder Temperaturgrad, vielmehr unter alleiniger Bezugnahme auf und mit alleiniger Gültigkeit für den Organismus selbst? Allerdings ist dies möglich mit Hilfe des Begriffes der teleomechanischen „Schwelle". Ist die Temperaturänderung so gering, daß sie überhaupt für den Organismus keine Störung bedeutet und damit keine besondere Reaktion erfordert, so hat sie für ihn eben keine „Intensität" Erreicht die Temperaturänderung eine gewisse Höhe, so tritt plötzlich der Fall ein, daß sie für den Organismus eine störende Bedeutung bekommt; sie wird zum „eben wirksamen Reiz" und ruft einen minimalen Einstellungsakt hervor. Steigt sie weiter, so bleibt die Zunahme wiederum eine Zeitlang ohne Einfluß, bis der neue Unterschied wieder eine endliche Größe erreicht hat, durch welche eine neue Reizung ausgeübt wird; er wird zum „eben wirksamen

Digitized by Google

Unterschied" — u. s. w. in zahlreichen Schritten. Die autonome Intensitätsskala einer Person für irgend eine bestimmte Art des Geschehens besteht also in der Reihe der eben wirksamen Unterschiede, d. h. in der Zahl der nötigen Selbsterhaltungsreaktionen, welche jener Prozeß bei stetiger Änderung des Reizes hervorzurufen vermag.

Schon an früherer Stelle (S. 353) war darauf hingewiesen worden, daß der von Fechner geschaffene Schwellenbegriff seine philosophische Bedeutung erst enthüllt, wenn man ihn aus dem Psychophysischen ins Teleomechanische übersetzt. Jetzt erkennt man, wie er durch diese Übersetzung zur Grundlage des Maßprinzips geworden ist. Allerdings muß man sich hierbei völlig loszulösen suchen von der alten subjektiven Bedeutung der Schwelle; nicht mehr um die Eben-Merklichkeit, sondern um die Eben-Wirksamkeit, das objektive Leistungsminimum, handelt es sich jetzt.

Für irgend eine Person gibt es so viele ihr autonome Maßsysteme, als sie qualitative Mannigfaltigkeiten der Reaktionsformen besitzt. So z. B. lassen sich beim menschlichen Individuum prinzipiell Intensitätssysteme der Verdauungsakte, der Lokomotion, der Irritabilität, der bewußten Wahrnehmung u. s. w. denken. Man sieht also an dem letzten Gliede dieser Aufzählung, daß die psychophysische Beziehung zwischen Reiz und Empfindung nur eine unter den vielen Möglichkeiten teleomechanischer Intensitätsbeziehungen zwischen Störung und Reaktion ist.

Jedes autonome Maßsystem einer Person hat einen Nullpunkt und ist bipolar. Denn jede Selbsterhaltung ist ein Pendeln um einen Normalzustand; eine Störung durch einen Reiz kann daher auf der einen oder auf der anderen Seite liegen, und die entsprechende Restitution muß ebenfalls nach dieser oder jener Seite erfolgen. Demnach besteht entgegengesetztes Vorzeichen nicht nur zwischen einer Störungs- und der zu ihr gehörigen Restitutionsintensität, sondern auch innerhalb jeder Gruppe von Intensitäten. Eine Temperaturstärke kann als Reiz wirken entweder weil sie für den jeweiligen „Null-Zustand" des Organismus zu warm oder zu kalt ist; und die Antwort darauf kann entweder in einer Erhöhung oder Herabsetzung der Eigenwärme bestehen.

Digitized by Google

Jedes autonome Maßsystem hat nach jeder Richtung eine endliche Reihe von Graden a, b, c, d ..., welche durch „eben wirksame Unterschiede" dargestellt werden. Eine solche Reihe beginnt dort, wo der Zustand des Reizgeschehens überhaupt keine besondere Reaktion nötig macht, also dem Normalzustande entspricht; und sie endet dort, wo die Störung so groß wird, daß überhaupt keine Selbsterhaltungsreaktionen mehr möglich werden. Für diejenigen Temperaturen z. B., bei denen ein Organismus verbrennt oder erfriert, hört seine autonome Temperaturskala auf

Ein autonomes Maßsystem gilt immer nur in Bezug auf die eine Selbsterhaltungseinheit, durch welche es bedingt ist. Daher hat ein und derselbe Vorgang so viele „Intensitäten", als es personale Einheiten gibt, für die er teleomechanische Bedeutung besitzt. Ein bestimmter Temperaturprozeß hat z. B. eine ganz andere Intensität für das autonome Maßsystem des warmblütigen, als für das des kaltblütigen Individuums, eine andere für den Erdkörper als für das Sonnensystem u. s. w. Man ersieht hieraus, wie wenig ein Recht dazu besteht, Intensität als eine dem Vorgang immanente Eigenschaft anzusprechen.

Nunmehr aber muß das Bestreben vorhanden sein, über diese Vielfältigkeit von Maßsystemen, die gegeneinander völlig gleichgültig sind, hinauszukommen. Hierzu gibt es zwei Wege. Entweder man vernachlässigt die vielen endlichen autonomen Maßsysteme und berücksichtigt lediglich das eine autonome Universalsystem der Allperson; oder man behält die autonomen Maßsysteme zwar bei, bringt sie aber alle auf einen Generalnenner, d. h. man setzt sie vermittelst der universellen Maße zueinander und zum All in Beziehung. Im ersten Falle erhalten wir das altbekannte „physikalische" Maßsystem; im zweiten Falle ein eigentlich „teleomechanisches Maßsystem", in dessen Aufdeckung wir das wesentlich Neue dieses Abschnittes zu sehen glauben.

3. Das universelle Maßsystem. — Wird das All ebenfalls als personales Ganzes betrachtet, so müssen wir sämtliche bisher für eine beliebige „Person" gewonnenen Quantitätsprinzipien nunmehr ins Universelle erheben. Dadurch kommen wir zum Begriff

Digitized by Google

des universell Vergleichbaren oder „Mechanischen".[1]) Wieder spezialisieren wir die Betrachtung sofort auf das Intensitätsproblem.

In Bezug auf eine universelle Selbsterhaltungseinheit muß ein Geschehen bestimmter Art überall und immer den gleichen Störungswert besitzen, bezw. den gleichen Wiederherstellungserfolg nach sich ziehen. Und es muß im Gesamtergebnis nach Ablauf des Prozesses der Gleichgewichtszustand restlos wiederhergestellt sein. Damit sind wir auf dem Boden der sogenannten „Energetik" angelangt. Die energetische Intensität eines Prozesses ist sein Störungs- (bezw. Restitutions-) Wert für das Weltgeschehen, gleichsam seine universelle Reiz- oder Reaktionsgröße; diese Intensität kommt dem Prozeß nicht nur im Hinblick auf irgend eine begrenzte Seinssphäre zu, sondern unter allen Umständen, da er ja, wann und wo er auch abläuft, stets zur All-Einheit der Welt gehört. Der Satz: *actio et reactio pares* wird nun zum ersten Hauptsatz der Energetik, der komplementäre Gegensatz zwischen Störungs- und Restitutionsintensität wird zur Potentialdifferenz; ihre gegenseitige Ausgleichung wird zum zweiten Hauptsatz der Energetik.[2])

Steht das energetische Intensitätsmaß durch seine Universalität über all den autonomen Intensitätsmaßen endlicher Selbsterhaltungseinheiten, so muß es doch in einem Punkt hinter jenen zurückstehen: es fehlt die natürliche Maßeinheit der Schwelle. Denn dieser Begriff setzt voraus, daß ein vorhandener Unterschied für irgend eine Zweckeinheit kein Unterschied ist; die Existenz jenes Unterschiedes muß also außerhalb der Einheit, für die er unter der Schwelle liegt, wirklich, d. h. wirksam sein. Dies kann für die Allperson nicht mehr zutreffen, da es außerhalb ihrer nichts gibt; ein Unterschied, der für sie „unter der Schwelle" läge, ist

[1]) Da wir hier, wie stets bisher, den Ausdruck „mechanisch" in obigem weitesten Sinne der absoluten Vergleichbarkeit nehmen, so hat er natürlich nichts mit der speziell physikalischen Bewegungslehre oder Atomtheorie zu tun. Er schließt daher auch den energetischen Gesichtspunkt nicht aus, sondern als Spezialfall in sich ein. Vgl. auch die Anm. S. 54.

[2]) Um den Begriff der Energie selbst zu gewinnen, muß dann mit dem obigen intensiven Faktor noch ein extensiver, der „Kapazitäts"-Faktor, verbunden werden, worauf hier nicht näher eingegangen werden kann.

Digitized by Google

eben überhaupt nicht vorhanden. Aus diesem Grunde ist die Energetik auf Herstellung einer künstlichen, also willkürlichen Maßeinheit angewiesen.

Obige Betrachtung wird wohl, trotz ihrer Kürze, gezeigt haben, wie wenig Legitimität der Energiebegriff dazu besitzt, auf den Herrscherthron der Weltanschauung gehoben zu werden. Die Energie ist nicht der Ausdruck für den souveränen Selbstzweck und Selbstwert des Daseins, sondern im Gegenteil für diejenigen Merkmale, welche den Weltgeschehnissen nur unter dem Gesichtspunkt des Fremdzwecks, des Dienstwerts zukommen. Sie ist nicht das, was an sich ist, sondern im Gegenteil das, was in jeder Hinsicht für Anderes und durch Anderes ist.[1]) Ihre Universalität ist ihre Stärke: sie bezieht sich auf alles — aber zugleich ihre Schwäche: sie ist nur die absolut vertauschbare Beziehung zum All, nicht dieses selber. Die Energetik als Weltanschauung ist daher völlig unzureichend.

4. Das heteronome Maßsystem und das Relativitätsprinzip. — Im autonomen Maßsystem sind die Quantitätsverhältnisse einer Person durchaus isoliert, mit denen anderer Personen oder denen der Welt nicht kommensurabel. Im universellen Maßsystem sind wiederum die personalen Qualitäten der einzelnen Person gänzlich ausgelöscht; sie ist nur ein indifferentes Stückchen Welt, nicht mehr sie selbst als dieses selbstzweckliche Ganze. Nun ist aber noch eine dritte Maßgattung möglich, bei welcher die Autonomie der einzelnen Person nicht vernichtet wird durch das universelle Maß, wohl aber zu ihm, und damit auch zu den autonomen Maßsystemen anderer Personen, in positive Beziehung gesetzt wird: wir nennen es das „heteronome" Maßsystem der Person.

Das Wesentliche des autonomen Maßsystems einer Person ist, daß es einen Nullpunkt hat, von dem aus sich die Intensitäten nach beiden Richtungen mit entgegengesetzten Vorzeichen erstrecken, und daß es nach jeder Seite eine begrenzte Skala um-

[1]) Man vergleiche, was oben (S. 400) über die entsprechend falsche Wertung des Quantitätsbegriffs gesagt wurde.

Digitized by Google

faßt, die wir als a b c ... z bezw. $a_1 b_1 c_1 \ldots z_1$ bezeichnen. Diese konstanten Grundtatsachen lassen sich nun physikalisch aussprechen. Denn wenn auch der Nullpunkt im autonomen Maß die Intensität Null hat, so doch nicht im energetischen, vielmehr hat er hier eine ganz bestimmte endliche Intensität Ω. (Beispiel: Die Eigentemperatur eines Organismus läßt sich in Graden ausdrücken.) Die autonome Skala von Null bis z enthält, energetisch ausgedrückt, eine Intensitätsstrecke von Ω bis Z (wo Z größer als Ω); der autonomen Skala von Null bis z_1 entspricht eine energetische von Z_1 bis Ω (wo Ω größer als Z). $(Z—\Omega) + (\Omega—Z_1) \doteq Z—Z_1$ ist also das Gesamtmaß der Skala.

Der Nullpunkt Ω und der Umfang $Z—Z_1$ sind die heteronom ausgedrückten „Grundkonstanten" einer Person.

Mit Hilfe dieser Konstanten sind wir in der Lage, die Bedeutung irgend eines variablen Prozesses für die Autonomie einer Person ebenfalls heteronom auszudrücken. Die energetische Intensität dieses Prozesses sei M, seine autonome Intensität m. Dieser Wert m war im autonomen System charakterisiert erstens durch seine Ordnungszahl in der Skala (Zahl der vom Nullpunkt aus gezählten ebenwirksamen Unterschiede), zweitens durch sein Vorzeichen, drittens durch seinen Abstand von der Umfangsgrenze. Alle diese Beziehungen müssen auch im heteronomen Ausdruck enthalten sein, sonst ist er keine Übersetzung des autonomen. Den Abstand vom Nullpunkt können wir ausdrücken durch M—Ω, den Ort, den der Prozeß in der Umfangsbreite der Person einnimmt, dadurch, daß wir jene Teilstrecke M—Ω zu der Gesamtstrecke der Skala $Z—Z_1$ ins Verhältnis setzen, also: $m = \frac{M—\Omega}{Z—Z_1}$. Die Bedeutung einer Intensität für eine Person ist energetisch also auszudrücken durch einen Quotienten, dessen Zähler aus ihrem Abstand von der Nullpunkt-Intensität, dessen Nenner aus der energetischen Gesamtstrecke der Person besteht.

Weit wichtiger aber wird diese Betrachtung dort, wo nicht eine einzelne Intensität, sondern eine autonome Intensitätsstrecke m bis p heteronom dargestellt werden soll. Zunächst ist klar, daß der gesuchte Wert nicht durch die einfache Differenz der entsprechenden energetischen Intensitäten P—M ausgedrückt werden

Digitized by Google

kann; denn diese Differenz enthält überhaupt keine Beziehung zu den Konstanten der Person. Dagegen sind zwei andere Formeln möglich; und jede von ihnen ist berechtigt, indem sie die Beziehung zu je einer der beiden Grundkonstanten herstellt.

Betrachten wir die Intensitätsstrecke rein extensiv als Abstand der beiden autonomen Intensitäten m – p, so ergibt sich dafür die Formel $\frac{P-\Omega}{Z-Z_1} - \frac{M-\Omega}{Z-Z_1} = \frac{P-M}{Z-Z_1}$, welche ausdrückt, einen wie großen Bruchteil der personalen Gesamtskala die Intensitätsstrecke bildet.

Betrachten wir dagegen die Intensitätsstrecke in ihrer intensiven Bedeutung für die Person, d. h. als Wachstum einer vorhandenen Intensität, so müssen wir sie zu ihrem eigenen Abstand vom personalen Nullpunkt in Beziehung setzen: $\frac{P-M}{M-\Omega}$. Diese Formel drückt aus, um einen wie großen Störungs- oder Reizwert eine vorher vorhandene Intensität verändert worden ist.

Die erste Formel wird dort Anwendung finden, wo man eine einzelne Intensitätsstrecke heteronom messen will, die zweite dort, wo man mehrere Intensitätsstrecken heteronom vergleichen will. Gemeinsam ist beiden Formeln, daß im Zähler die reine energetische Intensitätsdifferenz, im Nenner aber eine Differenz steht, welche personale Konstanten enthält.

Wir sind so zu einem allgemeinen Relativitätsprinzip des Maßes gelangt, das wir formulieren können: Die teleomechanische Bedeutung von Intensitätsverschiedenheiten ist im physikalischen Maßsystem nicht durch absolute Maßdifferenzen, sondern nur durch deren Quotienten ausdrückbar.

Man erkennt sofort die Analogie zwischen diesem Prinzip und dem Weber-Fechnerschen Gesetz. Daß letzteres nur ein Teil eines allgemeinen Relativitätsgesetzes sei, hat schon Wundt (neuerdings auch Lipps und andere) ausgesprochen; aber sie bleiben alle in der psychologischen Fragestellung stecken. Wir sehen jetzt, daß diese Relativität überall dort auftritt, wo die Größen eines autonomen Maßsystems heteronom, d. h. in Werten eines anderen Maßsystems, ausgedrückt werden.

Digitized by Google

III. Anwendungen der teleomechanischen Intensitätslehre.

Sämtliche bisher erörterten Maßprinzipien einschließlich des Relativitätsprinzips sind auf deduktivem Wege gewonnen; sie ergeben sich mit Notwendigkeit aus der einen Voraussetzung, daß selbsterhaltungsfähige Einheiten existieren, zu denen die Vorgänge der Welt in Beziehung gesetzt werden müssen. Durch diesen ihren rein logischen Charakter mußte die Ableitung sehr abstrakt und unanschaulich werden, ja vielleicht hier und da den Schein der Begriffsspalterei erwecken. Andrerseits aber war es prinzipiell wichtig, klar zu stellen, daß es sich hier nicht um gelegentliche Produkte empirischer Forschung handle, die bald gelten, bald nicht, sondern um notwendige Gesichtspunkte, mit denen wir an alle uns in der Welt begegnenden Intensitätsverhältnisse und aufzuwerfenden Intensitätsprobleme herangehen müssen. Sie sind notwendig zum mindesten für den, der die Existenz personaler Einheiten anerkennt. Wer sie aber nicht anerkennt, für den gehen nicht nur unsere Intensitätsprinzipien, sondern überhaupt die Möglichkeit, das Wesen der Intensität und des Maßes philosophisch zu begründen, verloren.

Daß die neuen, deduktiv entwickelten Maßprinzipien mehr als bloße Spekulationen sind, läßt sich am besten durch ihre heuristische Fruchtbarkeit für die konkrete Gestaltung unseres Weltbildes und für den Fortschritt der empirischen Forschung erweisen. Dieser Nachweis kann das „universelle Maßsystem“ bei Seite lassen, denn es ist längst bewährt; seine Voraussetzung, daß das Universum eine selbsterhaltung-übende Einheit sei, ist auch schon früher oft gemacht worden, und seine Ausführung in der energetischen Betrachtungsweise ist eine weit durchgebildete. Anders bei jenen Maßsystemen, die sich auf endliche Selbsterhaltungseinheiten innerhalb des Universums beziehen. Gewiß hat man auch bei solchen, z. B. bei Einzelorganismen oder bei sozialen Einheiten, Intensitätsmessungen vorgenommen, stets aber ohne sich über die prinzipielle Bedeutung und die zu postulierenden Gesichtspunkte klar zu werden. Daher kam es, daß man entweder eine bestimmte Art personaler Tätigkeit künstlich isolierte (wie die Sinneswahrnehmung bei den psychophysischen Messungen) oder die uni-

Digitized by Google

versellen Maßprinzipien ohne Änderung auch auf endliche Personaleinheiten anwandte (z. B. bei Untersuchung des organischen Energiehaushaltes). Nunmehr wird auf allen diesen Gebieten die Anwendung des autonomen und heteronomen Maßes Wandel schaffen. Sie wird nicht nur das bisher Vereinzelte als Ausstrahlung eines allgemeinsten Beziehungsprinzips aufweisen, nicht nur falsche Deutungen und Problemstellungen beseitigen, sondern auch positiv der empirischen Forschung neue Probleme stellen und neue Wege weisen.

Die Darstellung des empirischen Weltbildes unter Zuhilfenahme der neuen Maßprinzipien gehört in die Weltlehre des nächsten Bandes; damit aber schon jetzt verständlich werde, um welche Fragen es sich hierbei handle, sei ganz kurz auf einige solche Anwendungsgebiete hingewiesen.[1])

Die beiden wichtigsten Einheitsstufen, die zu Beziehungspunkten der teleomechanischen Maßlehre gemacht werden können, sind einerseits die organischen Individuen, andrerseits die überindividuellen (sozialen und phyletischen) Einheiten. Innerhalb der ersten Gruppe werden wir noch, da das neue Maßprinzip psychophysisch neutral ist, seine Anwendung auf den Bewußtseinsinhalt von seiner Anwendung auf die physischen Lebensprozesse zu scheiden haben.

1. Die Psychophysik handelt von jenen Reizreaktionen einer Person, die sich als Bewußtseinsinhalte darstellen. Diese Reizreaktionen lassen sich zunächst autonom messen mit Hilfe des Schwellenbegriffes; der „eben wirksame" Unterschied tritt hier als „eben merklicher" Unterschied auf. Für jede bestimmte Art von Bewußtseinsreaktionen läßt sich nämlich fragen: wieviele Unterschiedsschwellen hat sie? Diese Fragen sind schon für manche Gebiete beantwortet worden; so wissen wir z. B., daß die Mannigfaltigkeit unterscheidbarer Tonstufen bei normalen Menschen

[1]) Ich darf hier um so kürzer sein, als ich selbst bereits vor mehreren Jahren, ehe noch das vorliegende System ganz ausgebildet war, die induktive Behandlung eines teleomechanischen Intensitätsproblems versucht habe, nämlich die Frage, ob die im zweiten Hauptsatz der Energetik ausgesprochene Abnahme der Intensitätsunterschiede in der Welt die Existenz des Lebens einmal unmöglich machen müsse. „Der zweite Hauptsatz der Energetik und das Lebensproblem." - Zeitschr. f. Philos. u. philos. Kritik. Bd. 121/122. 1903.

Digitized by Google

ungefähr 50000 beträgt. Wie hier für Qualitätsunterschiede, läßt sich dieselbe Feststellung natürlich auch für Intensitätsunterschiede denken. Es ist klar, daß eine Kenntnis dieser autonomen Skalen uns den inneren Reichtum der Person an Bewußtseinsmannigfaltigkeiten offenbart, ganz unabhängig von den äußeren („objektiven") Maßverhältnissen jener Reizfaktoren.

Nun gilt aber eine solche autonome Skala nur für den Selbsterhaltungszustand einer Person in einem bestimmten Moment; denn ein lebendes Individuum ist ja nicht nur Selbsterhaltungsganzes, sondern zugleich Selbstentfaltungsganzes. Dadurch muß auch seine Bewußtseinsmannigfaltigkeit modifiziert werden, sei es, daß sie sich in bestimmten Funktionen, die zur Erreichung neuer Ziele gehören, verfeinert und vervielfältigt; sei es, daß sie sich in anderen Funktionen, die allmählich aus dem Vordergrund des Bewußtseins vor anderen neuen zurückweichen, mechanisiert.

Hier entstehen für die autonome psychophysische Messung etwa folgende Probleme: Wie ist die innere Mannigfaltigkeit der Empfindungsstufen (z. B. für Ton- oder Farben-Qualitäten, Schall- oder Druck-Intensitäten) abhängig von der Altersstufe der Individuen? In welchem Grade wird jene Mannigfaltigkeit vermehrt durch Übung? Wie sieht die Kurve dieses Übungsfortschrittes aus? Wie wirkt Ermüdung auf jene Mannigfaltigkeit? u. s. w. Auch diese Fragen können sämtlich beantwortet werden, ohne daß hierbei objektive Reizgrößen (Schwingungszahlen, Gewichte u. s. w.) überhaupt genannt zu werden brauchten, also lediglich innerhalb der Autonomie der psychischen Beziehungseinheit. Und auch das ist fraglos, daß schon auf diesem Wege wichtige Gesetzmäßigkeiten des Bewußtseinslebens festzustellen sind. —

Doch weit fruchtbarer als diese autonome Maßanwendung ist in der Psychophysik die heteronome; denn sie kann nicht nur alle eben genannten Tatsachen auch in ihrem Maße ausdrücken, sondern außerdem noch neue von fundamentaler Bedeutung hinzufügen.

Als die heteronomen „Grundkonstanten" einer autonomen Funktion bezeichneten wir oben (S. 409) die physikalischen Ausdrücke für ihren Nullpunkt und ihren Umfang; beides ist auch bei Bewußtseinsfunktionen darstellbar.

Digitized by Google

Um mit dem Umfang zu beginnen, so kann man z. B. die Breite der überhaupt hörbaren Tonskala in Schwingungszahlen, den Umfang der überhaupt unterscheidbaren Helligkeiten oder Temperaturen durch photometrische bezw. thermometrische Maße ausdrücken.

In ihrem prinzipiellen Werte erst wenig gewürdigt ist die Feststellung der psychophysischen Nullpunkte, d. h. derjenigen Zustände, von denen aus sich die Intensitätseindrücke bipolar erstrecken. Ein solches psychisches Normalniveau, aus welchem sich das Einzelerlebnis als Wellenberg oder Wellental heraussondert, muß im Prinzip für jedes abstufbare Reiz- und Leistungssystem vorhanden sein (allerdings braucht es nicht absolut punktuell zu sein, sondern kann eine gewisse Breite besitzen — und es braucht auch nicht absolut konstant zu sein, sondern kann eine gewisse Variationsweite haben). Soweit die Psychophysik bisher das Problem anschnitt, beschränkte sie sich auf die elementarsten Sinnesfunktionen: man stellte den „physiologischen Temperatur-Nullpunkt" fest, von dem aus sich die Eindrücke kalt und warm scheiden, das mittlere Grau, von dem das Einzelne sich als hell und dunkel abhebt u. a. m. — Das Entsprechende aber kann man auch für die Gefühlswirkung komplexerer Reize untersuchen; dann wird der Nullpunkt zum „Optimum", d. h. zu der adäquatesten Intensität des Prozesses, von der aus sich nach oben und unten die Urteile „zu viel" und „zu wenig" (zu groß und zu klein, zu schnell und zu langsam u. s. w.) erstrecken. Für geometrische Formen und für das psychische Tempo etwa hat man solche Optima zu konstatieren versucht; doch wie dürftig erscheint dies gegenüber der verheißungsvollen Aufgabe, die psychischen Lebens- und Leistungsoptima des Menschen und deren Abhängigkeit von Bedingungen des Alters, des Geschlechts, der Begabung u. s. w. möglichst allseitig in physikalischen Maßen auszudrücken!

Aber neben der Feststellung der psychischen Konstanten gibt es auch eine heteronome Messung der psychischen Variablen; für diese gilt, wie wir oben fanden, das Relativitätsgesetz, und damit kommen wir erst zum wichtigsten Inhalt der ganzen Psychophysik.

Digitized by Google

Die Schätzung des psychophysischen (Weber-Fechnerschen) Gesetzes hat merkwürdige Schwankungen erlebt, indem es bald zu einem letzten Grundgesetz der Welt erhoben, bald zu einer gelegentlich zutreffenden empirischen Formel herabgedrückt wurde. Jetzt gewinnt es eine neue Stellung als Spezialfall eines allgemeinsten (teleomechanischen) Weltprinzips. Der oben (S. 410) gewonnene Satz auf das Psychophysische spezialisiert muß lauten: **Der Bewußtseinswert einer Intensitätsdifferenz wird im physikalischen Maßsystem nicht gemessen durch die absolute Größe dieser Differenz, sondern durch das Verhältnis, welches zwischen dieser Differenz und ihrem eigenen Abstand von der Mittelintensität der Person besteht:** $K\frac{P-M}{M-\Omega}$.

Die Formel deckt sich nicht ganz mit den bisher bekannten Formeln für das psychophysische Gesetz, welche einfacher, dafür aber nicht mit der Empirie restlos vereinbar waren. Es fehlte nämlich darin der Wert Ω; man setzte die Differenz P—M nicht zu ihrem Abstand von dem Nullpunkt der Person, sondern zu ihrem Abstand vom physikalischen Nullpunkt (M—Null oder kürzer M) ins Verhältnis; und so entstand die Formel $\frac{P-M}{M}$ und der Satz: Der Bewußtseinswert eines Intensitätszuwachses wird gemessen durch sein Verhältnis zur Ausgangsintensität. Wie willkürlich das ist, mag ein Beispiel zeigen: will man den Bewußtseinswert von Druckreizen messen, so liegt der Nullpunkt der wahrnehmenden Person nicht bei absoluter Drucklosigkeit, sondern bei der ständig vorhandenen Größe des atmosphärischen Druckes, die selber kein Bewußtseinserlebnis erzeugt. Nur was hiervon nach oben oder unten abweicht, ruft Druck- bezw. Zugempfindung hervor, und die Größe dieser Abweichung muß daher zur Grundlage aller psychophysischen Unterschiedsmessungen gemacht werden. Daß die Feststellung der personalen Nullpunkte bei der empirischen Anwendung Schwierigkeiten machen muß, ist sicher; dennoch bleibt der Ausgang von ihnen als prinzipielle Notwendigkeit bestehen, wenn überhaupt psychophysische Messung variabler Größen einen Sinn haben soll.

Digitized by Google

Die Allgemeinheit, in der oben das psychophysische Gesetz gefaßt ist, bedarf noch einiger Erläuterungen.

a) Es beschränkt sich nicht auf Sinneswahrnehmungen, sondern gilt für alle Bewußtseinsinhalte, deren autonome Abstufung auf heteronome Maße übertragen werden kann. So gehört z. B. die von Bernouilli zuerst aufgestellte, von Fechner für den gleichen Zweck verwertete Beziehung zwischen „fortune physique" und „fortune morale" hierher: die subjektive Wirkung eines Vermögenszuwachses ist nicht seiner absoluten Größe, sondern seinem Verhältnis zu dem vorher vorhandenen Vermögen proportional.

b) Das Gesetz gilt von allen Intensitätsunterschieden P—M, vorausgesetzt, daß diese Unterschiede überhaupt zum Bewußtsein kommen, also weder unter der Unterschiedsschwelle liegen, noch über die autonome Skala der Person hinausreichen. Somit umfaßt das Gesetz sowohl ebenmerkliche, wie übermerkliche Unterschiede. Für die ebenmerklichen Unterschiede, auf welche ursprünglich das psychophysische Gesetz ganz überwiegend bezogen wurde, verwandelt sich sein Ausdruck in die Formel $\frac{N-M}{M-\Omega}$, indem N und M zwei Intensitäten bezeichnen, welche in der autonomen Skala n und m heißen, d. h. eine eben merkliche Stufe repräsentieren. Da die Ebenmerklichkeit die autonome Maßeinheit ist, so ist die Strecke m bis n = 1, ebenso die Strecke n bis o = 1 zu setzen, also m bis n = n bis o. Heteronom ausgedrückt:

$$K\frac{N-M}{M-\Omega} = K\frac{O-N}{N-\Omega} \quad \text{oder:} \quad \frac{N-M}{O-N} = \frac{M-\Omega}{N-\Omega}.$$

„Die eben merklichen Zuwüchse zu gegebenen Reizen verhalten sich wie die Abstände dieser Reize vom psychophysischen Nullpunkt."

c) Wie verträgt sich aber mit der deduktiv gewonnenen Allgemeinheit des psychophysischen Relativitätsprinzips die sattsam bekannte Tatsache, daß es empirisch auf vielen Gebieten nur annähernd, auf anderen gar nicht gilt? Sie verträgt sich in der Tat, und zwar gerade wegen der deduktiven Beschaffenheit ihrer Ableitung. Die Formel ist rein schematischer Natur; sie gilt nur für die isoliert gedachte intensive Abstufung einer einzigen autonomen Bewußtseinsfunktion und unter Voraussetzung eines absolut

Digitized by Google

stabilen psychophysischen Nullpunktes. Die Wirklichkeit aber ist viel komplexer. Wenn sich irgend ein Reizsystem verändert, so verändert sich niemals nur eine circumscripte Bewußtseinsfunktion mit ihm; sondern auf verschiedenen Stufen werden immer neue und andere Bewußtseinsfunktionen mit ausgelöst, welche verstärkend, abschwächend oder kreuzend wirken und damit den psychischen Gesamterfolg modifizieren. Sodann ist der psychophysische Nullpunkt nicht ein wirklicher starrer Punkt, sondern eine an Breite und Lage variable Strecke. Endlich muß auch darauf hingewiesen werden, daß das Relativitätsprinzip nur gilt, wo die autonome Bedeutung von Intensitätsdifferenzen physikalisch ausgedrückt werden soll. Es gibt aber viel Fälle, in denen der Mensch Intensitäten und Intensitätsdifferenzen nicht auffaßt, beurteilt und wertet im Hinblick auf die Bedeutung, die sie für ihn haben, sondern — unter bewußter oder unbewußter Abstraktion von dieser seiner Autonomie — im Hinblick auf die allgemeine Vergleichbarkeit, die sie im universellen Maßsystem besitzen; dann aber müssen Intensitätsstrecken nicht als Quotienten, sondern als Differenzen zur Geltung kommen.

Somit ist das psychophysische Relativitätsgesetz vor allem ein regulatives Prinzip, mit dem wir an das Verständnis und die Beurteilung der empirischen psychophysischen Beziehungskomplexe herangehen müssen.

2. Bio-Energetik. — Soweit bisher die Intensitätsverhältnisse der physischen Lebensprozesse messender Betrachtung unterlagen, bewegte sich diese fast ausschließlich in rein physikalischen (d. h. ateleologischen) Geleisen. Man untersuchte, wie in dem physikalisch-chemischen System, genannt Individuum, Energie-Strom, -Austausch, -Verbrauch und -Ersatz vor sich gehen, und kam zu dem Schlusse, daß sich hierbei nicht andere energetische Phänomene zeigen, als an unbelebten Systemen auch. Dieser Schluß ist richtig, aber er geht am Wesentlichen vorbei. Denn selbst wenn man sich auf den Standpunkt der extremen Energetik stellt, so genügt die Energie nebst ihren Gesetzen nicht, um das Geschehen eindeutig zu erklären; es müssen vielmehr noch bestimmte Spezifikationen, die sogenannten „Maschinen-

Digitized by Google

bedingungen" hinzukommen, von denen es abhängt, ob und in welcher Art ein möglicher Energieprozeß tatsächlich stattfinde.[1])

Mögen also auch die energetischen Faktoren, die im Lebensprozeß auftreten, mit denen, welche die Physik kennt, identisch sein, so bleibt die entsprechende Frage noch für die „Maschinenbedingungen" offen. Und hier besteht nun kein Recht, die im Unorganischen bekannten Maschinenbedingungen wie z. B. Koppelung, Katalyse und ähnliche, auch für die Erklärung des Lebens als ausreichend zu betrachten. Denn wenn ein lebender Organismus mit demselben Rohmaterial an Energie, das auch unbelebten Systemen zur Verfügung steht, dennoch etwas ganz anderes leistet als diese, nämlich sich fortwährend allseitig restituiert, so muß eben, in energetischer Terminologie gesprochen, eine ganz andersartige Maschinenbedinguug vorliegen, und zwar, wie wir nun nach allem Vorhergehenden hinzufügen, eine solche immanent teleologischer Art. Die nicht mehr weiter reduzierbare Selbsterhaltungs- und Selbstentfaltungstendenz des Organismus ist die Maschinenbedingung, durch welche die universellen energetischen Weltfaktoren ihre besondere biologische Verwertung erfahren.

Wer dies einmal eingesehen, dem muß die ungeheure Kraftvergeudung aufgehen, die in den unablässigen Versuchen einer rein physikalisch-chemischen Erklärung und Definition des Lebens lag — man hatte das ὕστερον zum πρότερον gemacht. Nicht das Leben ist ein Produkt der Energie, sondern die Energie ist das Material für das Leben! Gäbe es keine energetischen Bedingungen des Geschehens, so gäbe es auch kein Leben — gewiß. Aber andrerseits: Es gibt nicht etwa deswegen Leben, weil ganz bestimmte energetische Teilphänomene sich zufällig zu jenem besonderen Energiestrom zusammengefunden haben, sondern weil immanent teleologische Wirkungseinheiten da sind, welche als „Maschinenbedingungen" die in der Welt vorhandenen energetischen Faktoren so verwerten, daß ihre (der Einheiten) Erhaltung, bezw. Entfaltung dadurch herbeigeführt wird.

Eine Bio-Energitik hat hiernach die Aufgabe, nicht sowohl

[1]) Das Verhältnis von Energie zu Maschinenbedingungen ist nur ein Spezialfall jenes Verhältnisses von Gesetz zu Spezifikation, das wir oben ausführlich besprachen.

Digitized by Google

das Biologische durch Energetisches zu ersetzen, sondern diejenigen besonderen energetischen Verhältnisse zu untersuchen, die beim Wirken teleologischer Maschinenbedingungen gelten. Eine quantitative Bio-Energetik, die uns hier speziell angeht, hat die Beziehungen zwischen Intensität und Leben zum Gegenstand ihrer Forschung zu machen; sie hat nicht mit dem universellen Maßsystem der reinen Energetik, sondern mit den autonomen und heteronomen Maßsystemen, die wir oben entwickelten, zu arbeiten.

Einige Beispiele für die Aufgabe, um die es sich hier handelt, sind schon früher genannt worden. Autonom kann für irgend eine Klasse von Organismen etwa die Stufenzahl ihrer physischen Temperaturreaktionen untersucht werden (genau so wie in der Psychophysik die Abstufung ihrer psychischen Temperaturreaktionen untersucht wird); es kann die Abhängigkeit einer solchen autonomen Reaktionsskala von den verschiedensten äußeren und inneren Einflüssen — von Alter, Abhärtung, Anpassung — festgestellt werden u. s. w. Wichtiger aber ist auch hier die heteronome Messung und die Anwendung des Relativitätsgesetzes, welches jetzt zum „bioenergetischen Gesetz" wird.

Denn nunmehr spricht dies Gesetz aus, daß die biologische Bedeutung von Intensitätsdifferenzen nicht durch deren absolute Größe, sondern durch ihr Verhältnis zu dem im Organismus stets vorhandenen Intensitätsgefälle gemessen wird.

Die weitreichende Geltung dieses Satzes kann hier nur angedeutet werden[1]); sie ist sowohl eine empirische, wie eine spekulative.

Eine ganze Reihe von empirischen Tatbeständen erhält jetzt eine höchst einfache Erklärung. Zunächst die negative Tatsache, daß die absolute Größe einer energetischen Intensitätsdifferenz durchaus keinen eindeutigen und sich immer gleichbleibenden Wert für die Lebensfunktionen hat. Wäre das Wesentliche des Lebens rein physikalisch auflösbar, so müßte auch nach dem Grundsatz: „gleiche Ursachen, gleiche Wirkungen" eine bestimmte

[1]) Die ausführliche Begründung und Anwendung des Satzes ist der eigentliche Inhalt der oben zitierten Abhandlung. Zum Verständnis der folgenden Seiten ist deren Hinzuziehung durchaus notwendig.

Digitized by Google

physikalische Quantität bezw. die Differenz zweier solcher, auch eine bestimmte biologische Bedeutung haben. Hiervon zeigt nun die Beobachtung so gut wie nichts. Ein gewisser Helligkeitsunterschied z. B. zwischen Kerze und Lampe hat auf die Augen eine ganz andere Wirkung, wenn sie im halbhellen Zimmer, als wenn sie im grellen Sonnenlichte weilen; für einen abgehärteten Körper bedeutet ein Temperaturwechsel bestimmter Größe und Geschwindigkeit einen viel geringeren Choc, als für denselben Körper, ehe er abgehärtet war; für die Tiefseeorganismen sind Druckgrößen, welche für andere Tiere tödlich wirken, die ständigen Bedingungen ihrer Existenz u. s. w. Alle diese Tatsachen aber sind nicht nur negative Instanzen gegen die Bedeutung der absoluten Intensitätsdifferenzen P—M, sondern auch positive für die Geltung der bioenergetischen Relativitätsformel $K\frac{P-M}{M-\Omega}$. Die Selbsttätigkeit des Organismus hat zwar über die allgemeinen energetischen Größen P und M keine Macht, wohl aber über die Größe M—Ω, d. h. über den Nullpunkt seiner eigenen Intensitätsskala und über das in ihm vorhandene Intensitätsgefälle. Und die Teleologie des Organischen äußert sich nun in dem Einstellungscharakter dieser Akte: Es besteht die Tendenz, die inneren Werte Ω bezw. M—Ω stets so zu verändern, daß der Quotient $K\frac{P-M}{M-\Omega}$ dem erstrebten Lebenszweck dienen kann. Für die Selbsterhaltung des Individuums bedeutet dies Anpassung an die veränderten Außenweltbedingungen: die Tiefseefische haben in sich solche inneren Intensitätsverhältnisse für den Gegendruck ausgebildet, daß die Relation zu den abnormen Außendruckgrößen wiederhergestellt ist. Und für die Selbstentfaltung des Individuums kann so eine und dieselbe objektive Intensitätsdifferenz eine Verschiebnug ihrer biologischen Bedeutung gewinnen, indem sie nicht mehr wie vorher lebengefährdend ist (Abhärtung), oder nicht mehr wie vorher unter der Schwelle der biologischen Verwertung liegt (Übung der Sinne, Verfeinerung der manuellen Geschicklichkeit).

Eine andere dem Relativitätsgesetz unterzuordnende Gruppe von Erscheinungen ist die Reaktion auf Reize abstufbarer Intensität; so haben z. B. pflanzenphysiologische Untersuchungen festgestellt,

Digitized by Google

daß bei ständiger Steigerung gewisser Reize die Erfolge (Tropismen u. s. w.) nicht proportional den Reizdifferenzen, sondern den Differenzquotienten wachsen. — Es gilt also die Weber-Fechnersche Maßformel. —

Die spekulative Bedeutung des bioenergetischen Grundgesetzes liegt darin, daß durch die Emanzipation des Lebens von bestimmten absoluten Energiegrößen eine Verallgemeinerung des Lebensprinzips möglich wird. Für die Abhängigkeitstheorie, wie sie in neuester Zeit vor allem von E. von Hartmann ausgesprochen wurde, ist die Existenzfähigkeit lebender Individuen gebunden an ganz eng umgrenzte energetische Umstände, namentlich an solche, wie sie hier auf unserer Erde Bildung und Erhaltung des Plasmas herbeigeführt haben. Ehe diese Bedingungen waren, gab es kein Leben; und wenn sie nicht mehr sein werden, wird es keins geben. Da sich nun — nach dem zweiten Hauptsatz der Energetik — die energetischen Faktoren einseitig verändern, nämlich in steter Richtung auf Verminderung der Intensitätsdifferenzen, muß in endlicher Zeit ein Zeitpunkt eintreten, in welchem die absolute Größe der vorhandenen Intensitätsdifferenzen die Größe der zur Lebensproduktion nötigen Wirksamkeit unterschreitet: das Leben ist nur eine kleine Episode innerhalb der im großen und ganzen unlebendigen Welt.

Ganz anders für die teleologische Bio-Energetik. Sie definiert Leben nicht durch Plasma oder durch die Verwertung von Intensitätsdifferenzen bestimmter Größe, überhaupt nicht durch irgend ein inhaltlich starres Merkmal, — sondern allein durch das Merkmal individualisierter Selbsterhaltungs- und Selbstentfaltungsfähigkeit; lebendige Einheit ist identisch mit „Person der zweiten Phase". Die Existenz dieser inneren Teleologien ist das Primäre; und solange sie da sind, schaffen sie sich aus dem Rohmaterial der vorhandenen Energiegrößen und -Differenzen diejenigen Quotienten, durch welche sie ihre Erhaltungs- oder Fortschrittsziele erreichen können. Denn da es nur auf die Quotienten ankömmt, hören die absoluten Größen eben auf, absolute Bedingungen für Sein oder Nichtsein darzustellen. Schon die empirisch konstatierbare Einstellungsfähigkeit auf Wechsel und Wandel der absoluten Energiestärken ist so groß, daß wir

Digitized by Google

kein Recht haben, diese Fähigkeit an einer bestimmten Stelle für endgültig abgeschnitten zu erklären; und wenn wir niemals Leben ohne Plasma beobachtet haben, so bedeutet dies nicht, daß das teleologische Wesen des Lebens überhaupt an Plasma gebunden sei, sondern nur, daß für die enge Sphäre der uns zugänglichen irdischen Energieverhältnisse das Plasma diejenige Maschinenbedingung darstellt, welche den vorwaltenden Intensitätsdifferenzen entspricht.

Aus der Geocentrik, die wir für den Begriff der Weltbewegung seit Kopernikus aufgegeben haben, müssen wir nun auch für den Begriff des Weltlebens hinauskommen. Lebendigkeit ist nicht ein auf kurze Zeit und engen Raum beschränktes Zufallsintermezzo im Schauspiel sinnlos mechanischer Weltprozesse, sondern das Wesen und der Sinn der Welt selber; das Mechanische und Energetische aber ist nicht der Herrscher über das Leben, sondern nur sein Schatten (teleomechanisches Äquivalent), oder sein Diener (teleomechanisches Material). Können wir Menschen uns auch Lebendigkeiten ohne Plasma und unter energetischen Bedingungen, die ganz anders sind als die unsrigen, nicht anschaulich machen, so müssen wir sie doch denken; denn wir können die Welt gar nicht anders denken als bestehend aus Personen, d. h. aus selbsterhaltungs- und selbstentfaltungsfähigen Ganzen, d. h. aus Leben.

3. Kultur-Maßlehre. — Erst seit ziemlich kurzer Zeit haben die Kulturwissenschaften den Versuch gemacht, sich die Methoden der Naturwissenschaften anzueignen, und hierbei auch die Quantifikation einbezogen. So trat die Statistik nicht nur in den Dienst der anthropologischen, politischen und sozialen Disziplinen, sondern auch der Rechtswissenschaft, der Sprachkunde, der Ästhetik u. s. w.; die Technik hat die Aufgabe, meßbare Größen in eine dem Kulturfortschritt möglichst günstige Konstellation zu bringen; und die Nationalökonomie hat einen Maßbegriff, den des Wertes, zu ihrem fundamentalen Begriffe gemacht. Aber wenn auch in der empirischen Anwendung dieser kulturellen Maßmethoden Großes geleistet worden ist, so fehlte doch bisher die prinzipielle philosophische Begründung; sie ist, wie hier nur angedeutet werden kann, aus unserem teleomecha-

Digitized by Google

nischen Maßprinzip ohne weiteres zu entnehmen. Auch Kultur ist geistiges und materielles Leben — bald Summation von lauter individuellen Lebensprozessen, bald direkte Betätigung überindividueller Lebenseinheiten (der Völker, der Rassen, der Menschheit). So wenig wie in der Lebenswissenschaft ist es daher in der Kulturwissenschaft möglich, die Bedeutung der Intensitätsfaktoren in absoluten Größen des universellen (physikalischen) Maßsystems auszudrücken; die „materialistische" Kulturbetrachtung begeht damit denselben Fehler, wie jene Biologie, welche das lebende Individuum bloß als Energiesystem betrachtet. Vielmehr gilt auch hier das Relativitätsgesetz: Der Kulturwert einer Intensität oder Intensitätsdifferenz wird gemessen durch das Verhältnis ihrer absoluten physikalischen Größe zu den in den kulturellen Lebenseinheiten immanent enthaltenen Intensitäten oder Intensitätsdifferenzen.

Nur zwei Beispiele: Für die ökonomische Kultur spielt das Kapital eine entsprechende Rolle, wie für den biologischen Haushalt die Energie. Das Kapital ist insbesondere in der Form des Geldwertes das absolut Vertauschbare, das unentbehrliche, aber auch noch völlig gestaltlose Rohmaterial, aus dem alles werden kann. Es ist die kulturelle „Sache an sich".[1]) Nun ist es klar, daß der Kulturwert des Kapitals nicht in seiner absoluten Quantität, sondern durchaus in Relationsgrößen besteht; eine und dieselbe Kapitalbewegung wechselt ihre Bedeutung je nach der Beschaffenheit des Nenners, d. h. des Kapitalgrundstocks, welcher der Kultureinheit als Normale (als Null-Intensität) zukommt etc. Es erscheint mir zweifellos, daß sich alle wesentlichen Gesetze der ökonomischen Wertbewegung vermittelst der teleomechanischen Maßformel ausdrücken, d. h. auf Selbsterhaltungs- und Selbstentfaltungsprozesse kultureller Lebenseinheiten bringen lassen werden.

Die Technik scheint ja ganz direkt angewandte Energetik zu sein; sie hat es mit Größen zu tun, die wie Zeit, Raum, Masse, Arbeit, Kalorie, Temperatur u. s. w. unmittelbar in physikalischen Maßen auszusprechen sind. Aber gerade diese Innig-

[1]) Diese eigentümliche philosophische Bedeutung des Geldes hat Simmel in seiner „Philosophie des Geldes" dargestellt.

Digitized by Google

keit der Beziehung macht es um so notwendiger, den prinzipiellen Unterschied hervorzuheben. „Angewandte" Energetik ist die Technik, weil sie eben die energetischen Faktoren in den Dienst kultureller Lebenseinheiten stellt; dies prägt sich quantitativ wieder darin aus, daß die physikalischen Intensitäten zu den in der Kultureinheit enthaltenen ins Verhältnis gesetzt werden müssen, damit ihr „technischer" Wert entstehe. So ist etwa der Kulturfortschritt, der in der Erfindung einer schnelleren Verkehrsmöglichkeit oder einer stärkeren Lichtquelle enthalten ist, nicht meßbar durch die absolute Beschleunigung oder Helligkeitszunahme, sondern durch deren Verhältnis zu den vorher als Norm des Lebens dagewesenen Tempis, bezw. Helligkeiten.

Sodann zeigt die Entwicklung der Technik eine charakteristische Beweglichkeit in der Beziehung von Mittel zu Zweck. Gälte das Relativitätsprinzip nicht, dann müßte eine eindeutige Zuordnung zwischen physikalischer Größe und technischem Wert bestehen; jeder technische Fortschritt wäre an entsprechendes Wachstum der benötigten energetischen Größe gebunden. Aber das physikalische Gesetz: „gleiche Ursachen, gleiche Wirkungen" gilt für die Beziehung von Energie und technischer Verwertung nicht; vielmehr zeigt sich gerade hier das im Kapitel über Selbstentfaltung (S. 296) behandelte Phänomen der „Ökonomisation" in tausendfältiger Form: der Fortschritt beruht fast stets darin, daß mit gleichen physikalischen Mitteln mehr, oder Gleiches mit immer geringeren physikalischen Mitteln erreicht wird. Er ist also ausdrückbar durch Verschiebung des Verhältnisses zwischen Zähler und Nenner eines Bruches. Der Zähler wird durch die absoluten physikalischen Größen der technischen Mittel, der Nenner aber durch deren immanente Kulturresultate ausgedrückt; es handelt sich also nur um einen Spezialfall unserer allgemeinen Relativitätsformel.

Zugleich wird durch das Relativitätsgesetz auch hier wie in der Biologie die Souveränität der inneren Zielstrebigkeit gegenüber dem physikalischen Mittel gesichert. Über die absolute Größe der physikalischen Mittel ist der Mensch nicht Herr; sie ändern sich ohne sein Zutun. Aber die Bildung von Quotienten aus den ihm zur Verfügung stehenden absoluten Größen ist innerhalb einer gewissen Sphäre in seine Hand gegeben; und die

Digitized by Google

lebendige Autonomie der Kultur wird sich stets dieses Mittels bedienen, wo ihre konservativen oder progressiven Tendenzen es fordern. Nicht weil zufällig Dampf bestimmte Intensitätsspannung zeigt, wurde die Dampfmaschine erfunden; sondern weil die Kultur in ihrem Fortschrittsstreben eine Potenzierung des Arbeitsprozesses und der Verkehrsschnelligkeit brauchte, bediente sie sich der Dampfspannung.

Digitized by Google

Die Welt ist nicht nur eine Tatsache,
sie hat auch einen Sinn! Lotze.

Schlußwort zum ersten Bande.

Uralt ist der Gegensatz zwischen Person und Sache, zwischen Zweck und Zwang, zwischen Spezifikation und Gesetz; die Teleomechanik aber hat das Prinzip zur Auflösung des Dualismus gegeben. Damit endet das System durchaus monistisch. Das Mechanische ist nichts Selbständiges in der Welt, sondern nur die Wiederspiegelung des Teleologischen; und das Teleologische ist nichts Zufälliges und Gelegentliches, sondern das überall wirksame Wesen der Welt — „Pantelismus".

Noch ein letztes Wort aber muß darüber gesagt werden, was dieser Pantelismus bedeutet, oder vielmehr, was er nicht bedeutet.

Er ist nicht rationaler Pantelismus (Panlogismus), der da sagt: „Alles Wirkliche ist vernünftig." Denn zweckvoller Sinn deckt sich nicht mit Vernunftgemäßheit. Vernunftgemäßheit bedeutet Ableitbarkeit aus allgemeinen Begriffen und Ideen; das Allgemeine aber ist stets nur etwas Sekundäres; die primären Zwecke, die in der Welt walten, sind durchaus konkret individuell und damit irrational. Der Zweckinhalt der Welt ist nicht logisch deduzierbar.

Er ist auch nicht zuständlicher Pantelismus, der da sagt: „Alles Wirkliche ist zweckmäßig." Denn es gibt Zweckwidriges und Zweckfremdes genug in der Welt; die empirischen Dysteleologien bildeten stets einen der stärksten Gegengründe gegen jede teleologische Weltauffassung, und man muß sich hüten, das Berechtigte an diesen Argumenten zu übersehen. Der kritische Personalismus aber ist im stande, den Tatsachen der Dysteleologie gerecht zu werden von seinen teleologischen Grundprinzipien aus. Denn er kennt eine unendliche Vielheit gegeneinander abgegrenzter Zweckeinheiten, deren Funktionieren aber doch in unermeßlichem Neben- und Übereinander sich kreuzt. Die Selbstbestimmungs-

Digitized by Google

funktion jeder Zweckeinheit ist nur auf die Eigenzwecke eingestellt, ist dagegen gleichgültig gegen die Zwecke der Anderen, die ihr nur Material oder Milieu sind. Für diese Anderen muß daher das Ergebnis ateleologisch, ja kann es dysteleologisch werden.

Das Übel in der Welt ist also da, aber es ist nur Epiphänomen der immanenten Zielstrebigkeiten, welche die eigentlich treibenden Faktoren des Weltgeschehens sind.

So ist denn dieser Pantelismus ein kausaler; seine Formel lautet: „Alles Wirken ist zielstrebig." *Omnis causa efficiens e causa finali.*

Ins Wertgebiet übersetzt wird dieser Pantelismus zum Optimismus. Aber nun auch nicht zum platten rationalen Optimismus, der alles Vorhandene rechtfertigt, weil es eben wirklich sei und deshalb vernünftig sein müsse; auch nicht zu dem anthropozentrischen Optimismus, der alle Zwecke der Welt auf den Menschen und sein Glück eingestellt sein läßt — sondern zu einem funktionell kosmischen Optimismus, der da glaubt, daß alle in der Welt wirksame Aktivität von zweckvollen inneren Tendenzen bestimmt wird, und daß diese nicht nur auf Erhaltung der Selbstwerte, sondern auf deren ständige, nie endende Erhöhung und Entfaltung gehen.

Digitized by Google

Sachregister.

(Hauptstellen sind fett gedruckt.)

A.

Absichtsteleologie **289**.
Ätiologie s. Kausalität.
Aktualisation **178**, 212.
Aktualismus 211.
Allgemeinheit und Idee **359**.
— des Mittels **365**.
Allseitigkeit der Restitution 269, 272.
Analyse 38, 43, 55.
— beim Lebensproblem 277.
— in der Erkenntnistheorie 100.
Analytische Position, Dogma von der 39, 45, 55, 100.
Analytische Relation, Dogma von der 40, 89, **148**, **346**.
Anlage 193, **244**.
— Entwicklungs- 323.
Anorganisch 267.
Anpassung 314, 328.
Anschauung, s. a. Qualität ,Raum, Zeit. Symbolik der 179.
„An sich", „An und für sich" s. Person a. s., Person a. u. f. s.
Anthropozentrik 15, 243.
Anthropomorphismus 14, 252.
Antinomie zwischen Individuation und Dividuation 133, 168.
Antiteleologie s. a. Impersonalismus, Mechanistik. 62, 250.
Apperception, transcendentale 109.
Apriori 107, **119**.
Apriorismus 107.
Arten s. Biogenetisch, Darwinismus, Descendenz, Geburt, Vererbung.
Associationismus 67, 73, 210.
Auslese s. a. Selektion. **328**.
Autonom, a. Maß **404**.

B.

Bewußtsein s. a. Ich, psychisch, Seele, Subjekt, Wille. **198**, 215, 217.
Beziehung s. a. Relation. Lehre von den **343**.
Bio-Energetik **417**.
Bio-energetisches Gesetz **419**.
Biogenetisches Gesetz s. a. genetischer Parallelismus. 299.
Biologie s. a. organisch, Leben. Mechanisationsbestrebungen in der 299.

C.

Causalität s. Kausalität.
Chemie, Mechanisationsbestrebungen in der 70.
Con- s. Kon-.

D.

Darwinismus s. a. Descendenz, Entwicklung. 81, **309**, 330, 337.
Denken s. a. Rationalismus. 26, 107, 116.
Deszendenz, rhythmische 302, 309, **335**.
Deskriptive Teleologie **280**.
Determinismus 262, 333.
Differentiation 291.
—, vertikale 292.
—, horizontale 293.
Dividuation 133.
Dogmen s. a. analytisch, synthetisch. **37**.
Dualismus 45, 85, 112, 169, 188.
Dysteleologie 252.

E.

Eben merklicher Unterschied **412**.
Eben wirksamer Unterschied **404**.
Eigenart s. Qualität.
Eigenschaftserhaltung **272**, 284, 324.
Einfachheit 45, 57, 60.
Einheit s. a. Individualität.
— und Vielheit 42, 163.
— und Mannigfaltigkeit 190.
Empiriokritizismus **97**.
Empirismus, erkenntnistheoret. **27**, **97**.
—, genetischer **327**.

Digitized by Google

Energetik 54, 70, 75, 148, 406.
—, Bio- 417.
Energie 70, 123, 248, 296, 406.
—konstanz 273, 285, 407.
Energetische Intensität 406.
Entelechie s. a. Teleologie. 24, 190, 234.
Entstehen, der Personen 185, 332.
Entwicklung, als zeitl. Gestaltung 193.
—, Phänomenologie der 288.
—, echte und unechte 290.
—, quantitative Merkmale der 291.
—, qualitative Merkmale der 296.
—s-Metarmorphosen 297, 323.
—s-Ordnung 298, 323.
—s-Parallelismus 299, 324, 331.
—s-Rhythmus 301, 325.
Entwicklungstheorien 303.
—, mechanistische 305.
—, Darwinistische 309.
—, Anpassungstheorie 314.
Entwicklung als Urphänomen 317.
—, Selbstentfaltungstheorie 320.
Epiphänomen 253.
—, Erhaltung als 275.
—, Entwicklung als 305, 309, 314.
Erfahrung s. a. Empirismus. 26, 107, 116.
Ergänzung, empirische 149, 170.
Erhaltung s. a. Restitution, Selbsterhaltung.
—s-Zustände 265.
—s-Prozesse 266.
Erkenntnistheoretischer Paralogismus s. Paralogismus.
Erkenntnistheorie 98.
—, impersonale 68, 97.
—, personalistische 115.
Esoterisch s. a. Kausalität, Teleologie. 23, 136.
Evolutionismus s. a. Entwicklungstheorien. 328.
Ewigkeit 186.
Exoterisch, Personalismus 23, 44, 88.
— Kausalbeziehung 45, 101, 134, 167, 257, 372.

F.

Form 195.
Formale Teleologie 226.
Formerhaltung 272.
Fortpflanzung 334.
Freiheit 210, 262.

G.

Gattung s. Art, Idee.
Geburt 334.
— der Arten 335.
Geisteswissenschaften, Mechanisationsbestrebungen in den 73.
Genetisch s. a. Entwicklung. Genetischer Parallelismus 299, 324, 331, 339.
Geschichte s. a. Entwicklung. Mechanisationsbestrebungen in der Geschichtswissenschaft 74.
—, Wesen der 191.
— genetischer Parallelismus 325.
— individuelle Kausalität in der 376,
Gesetz 61, 176, 284, 351.
— systematische Darstellung 370.
—, Alleingültigkeit des 373.
—, Einheit des 378.
—, Reduktion der 379.
—, Hierarchie der 383.
—, Teleomechanik des 383.
—, echte und sekundäre 386.
—, Begrenzung des 388.
—, Das Werden der 395.
Gesetzesfremde Kausalität 374, 388.
Gestaltung 190.
—, qualitative 190.
—, zeitliche 191.
—, räumliche 195.
Glaube, erkenntnistheoretischer 115.
—, naiver 164.
Gleichheit 59.
—, teleomechanische Ableitung der 349.
—, Grenzen der 352.
Gottesbegriff, theistischer 48, 49, 51.
—, kritischer 168.
Gottesbegriff. Unendlichkeit Gottes 187, 189.
Grundkonstanten im heteronomen Maßsystem 409.
—, psychophysische 413.

H.

Hegemonie der Elemente 56.
Heteronom, Maß 408.
Hierarchie der Personen 19, 26, 165.

Digitized by Google

Hierarchie der Gleichheiten 356.
Hypostase der Kausalität 122.
— der Energie 123.
— als Methode 128.
— der Geschichte 194.
— des Bewußtseins 201.
— der Entwicklung 320.
— der Gattungsmerkmale 362.
— des Gesetzes 384.

I.

Ich 103, 197, 205.
Ichbewußtsein als Kriterium der Individuation 128.
— und Ich 205.
Ideal 193.
— Idee und 367.
Idealismus 9.
Idee, platonische 51, 351.
—, system. Darstellung 359.
—, Begrenzung der Idee 364.
—, Vielheit und Endlichkeit der 368.
Ideenlehre 359.
Identität 44.
Idiographische Wissenschaften 398.
Ignorabismus 82.
Imperativ, kategorischer 284, 385.
Impersonaler Paralogismus s. Paralogismus.
Impersonalismus 19, 55.
—, Thesen des 60.
—, Entwicklung des 62.
— erster Abschluß des I. bei Spinoza 67.
—, Unzulänglichkeit des 77.
Individualität, Kategorie der 120, 125.
Individuation, Kriterien der 126.
Integration 291.
—, extensive 292.
—, intensive 294.
Intensität, systematische Darstellung 402.
—, energetische 406.

K.

Kampf ums Dasein s. Darwinismus.
Kapital als ökonomische „Sache an sich“ 423.
Kategorien 119.
—, primäre 120.
—, sekundäre 171.
Kausalgesetz s. Kausalität, Gesetz.
Kausalität in erkenntnistheoretischer Hinsicht. Positivismus 97.
—, Kant 110.
— als personale Kategorie 120.
Kausalität in metaphysischer Hinsicht s. a. Gesetz, Teleologie, Teleomechanik, Wirken.
—, blinde 62.
—, psychische 207.
—, teleologische 228, 287.
— der Erhaltung 278.
— der Entwicklung 308.
— Kausalbeziehung und Gesetz 370.
Kausalprinzip s. a. Kausalität. Kausalprinzip und Kausalgesetz 373.
Kriterium, Begriff des 120.
— der Individuation 126.
—, das subjektive 128.
—, die halbobjektiven 130.
—, das objektive 186.
— der organischen Selbsterhaltung 276.
— der Selbstentfaltung 321.
Konvergenz der Erhaltungsprozesse 269.
— der Gesetze 387.
Korrelation 270.
Kraft 247.
Kritik s. a. Erkenntnistheorie. 7.
Kritischer Personalismus 28, 189.
Kultur, Personalismus in der 49.
—, Impersonalismus in der 62.
Kultur-Maßlehre 422.
Kulturwissenschaft 394.
Kunst 49.

L.

Leben s. a. Biologie, organisch. 70.
—s-Erscheinungen, Kausalität der 275.
—, energetische Möglichkeit des 421.

M.

Maß 61, 351, 401, 402.
—, teleomechanische Abteilung des 402.
—, autonomes 404.
—, universelles 406.
—, heteronomes 408.
Materie, Material s. Sache.
Mathematik, teleologische Grundlegung der 398.
Mechanik 66.

Digitized by Google

Mechanisation als Tendenz der Wissenschaft 64.
— als Phasenwechsel 175, 212.
Mechanistik s. a. Impersonalismus. 54, 59.
Metamorphosen, Entwicklungsm. 297.
Metapsychisch 197.
Meta-psychophysisch 161.
Milieu, Theorie 306.
— und Selbstentfaltung 327.
Monade 51, 183, 319.
Monismus 25.
Mutation 340.

N.

Naiver Personalismus 41.
— in Kultur und Wissenschaft 49.
—, Unzulänglichkeit des 83.
—, relative Berechtigung des 163.
Nativismus, genetischer 327.
Naturgesetz s. Gesetz.
Neutral s. a. psychophysisch neutral. Person als n. Sein 161.
Nominalismus 359.
Nomothetische Wissenschaften 393.
Notwendigkeit, Freiheit und 262.
Nullpunkt des autonomen Maßsystems 405.
— des heteronomen Maßsystems 409.
—, psychophysischer 414.

O.

Objekt s. a. Erkenntnistheorie.
—, die Person als 179.
—, Person an sich als 182.
—, Person an und für sich als 189.
Ökonomie des Erkennens 99.
Ökonomisation 296.
— in der Technik 424.
Ontologie 156.
Optimismus 29, 288, 427.
Optimum, psychophysisches 414.
Ordnung, genetische 298, 323.
Organisch s. a. Biologie, Leben.
— Mechanisierung des 67.
— Restitution 267.
— Kausalität der o. Funktionen 275.

P.

Panlogismus 426.
Panpsychismus 129, 217.
Pantelismus 348, 426.
Parallelismus s. genetischer P., Phasen, psychophysischer, symbolischer, teleomechanischer.
Paralogismus, impersonaler 78.
—, erkenntnistheoretischer 95.
—, positivistischer 106.
—, aprioristischer 113.
Passivität des Geschehens 61.
Passivismus in der Erkenntnistheorie 104, 200.
Person und Sache 18.
— Definition 16.
— erkenntnistheoretische Ableitung 141.
—, Ontologie der 162.
— die, als Objekt 179.
— die, als Subjekt 197.
— Entstehen und Vergehen der 185, 332.
„Person an sich" s. a. Phase. 171.
— als Objekt 182.
— als Subjekt 211.
„Person an und für sich" s. a. Phase. 171.
— als Objekt 189.
— als Subjekt 197.
Personalismus s. a. kritischer, naiver. 19.
Phänomenalismus 97, 107, 118, 137, 179, 200.
Phänomenologie der Erhaltung 265.
— der Entwicklung 288.
— des Gesetzes 370.
Phasen s. a. „Person an sich", „Person an und für sich".
— der Person 169.
Phasenbeziehung, Phasenwechsel s. a Aktualisation, Mechanisation.
— Allgemeines 178.
—, Bewußtsein und Unbewußtes 212.
— Wille und Reflex 216.
— Selbsterhaltung u. Selbstentfaltung 258.
— innerhalb der Selbsterhaltung 285.
—, Rhythmik der 326.
— Werden der Gesetze 395.
Phasenparallelismus 214.
Philosophie s. Weltanschauung.
Phylembryonen 339.
Phylospermen 340.

Digitized by Google

Physik, Mechanisationsbestrebungen in der 69.
Physiologie s. a. Leben, organisch, Vitalismus.
— Mechanisationsbestrebungen in der 71.
Physisch und psychisch 97, 198, 203.
Position s. a. analytisch und synthetisch. 38.
Positivismus 97, 200.
Prästabilation 242.
Psychisch 97, 199.
Psychologie, Mechanisationsbestrebungen in der 67, 73.
—, Grundlegung der 197.
Psychophysik 412.
Psychophysischer Parallelismus 73.
— erkenntnistheoretische Ableitung 148.
— systematische Darstellung 197, 207.
— als universeller 217.
Psychophysisches Gesetz, Weber-Fechnersches 415.
Psychophysisches Problem nicht mehr Fundamentalproblem der Weltanschauung 10.
— systematische Darstellung 197.
Psychophysisch neutral 12, 18, 26, 38, 203, 348, 410.

Q.

Qualität als erkenntnistheoretisches Kriterium 133.
—, Die Person an sich als 182.
—, Die Person an und für sich als 190.
Quantität 60, 351.
—, systemat. Darstellung 396.

R.

Rationalismus s. a. Denken 26.
Raum, raumzeitliche Stetigkeit als Kriterium der Individuation 131.
—, Symbolik der Raumanschauung 179.
—, räumliche Begrenzung der Personen 188.
—, räuml. Gestaltung der Personen 195.
Reaktion 259.
Realismus, Ideen 359.
Reduktion der Vielheit 355.
— der Naturgesetze 379.
Reifung 298, 324.
Relation s. a. analytische, synthetische. 38.
—, Lehre von den Beziehungen 343.
Relativismus 59, 146.
Relativitätsprinzip des Maßes 410.
Religions. Glaube, Gott, Unsterblichkeit.
Restitution, anorganische u. organische 267.
—, lineare und radiale 269.
—, Eigenschafts- und Form- 272.
Rhythmus, genetischer 301, 325.

S.

Sache, Person und 18.
—, Definition 16.
— an sich 169, 186, 187, 189, 354, 423.
Sachstandpunkt s. Impersonalismus.
Sächlich, Definition 55.
— Zeitalter 76.
Schwelle, teleomechanische 353.
— als Grundlage des autonomen Maßes 404.
— psychophysische 416.
Seele s. a. Bewußtsein, Ich, psychisch, Psychologie.
—, substantielle 44, 47, 49, 51, 188, 205.
Sein, Lehre vom 257.
Selbstbestimmung s. a. Freiheit. 256.
Selbstentfaltung s. a. Entwicklung. 151. 170, 215.
—, systematische Darstellung 287.
— als Kausalprinzip 320.
—, Innenfaktor der 322.
—, Außenfaktor der 326.
Selbsterhaltung als Kriterium der Individuation 136.
— als Kriterium der deskriptiven Teleologie 233.
—, systematische Darstellung 265.
—, organische 275.
— als allgemeines Kausalprinzip 283.
Selbstzweck 231, 234.
Selektion, Darwins Lehre 309.
—, wirkliche Bedeutung der 328.
— und Mutation 340.
Spezialistentum 82.
Spezifikation und Gesetz 374, 388.
Spiritualismus s. Seele.

Digitized by Google

Spontaneität 260.
Steigerung als Entwicklungsmerkmal, absolute 291.
—, relative 294, 322.
Stufensystem s. Hierarchie.
Subjekt der Erkenntnis 103, 109.
—, Person als 197.
—, Person an und für sich als 197.
—, Person an sich als 211.
Substanz 97, 111, 120.
Symbolik, Bedürfnis nach 46, 164.
— der Anschauung 179.
Symbolischer Parallelismus 181.
Symbolologie 29.
Synthetische Position, Dogma von der 39, 77.
—, Axiom von der 140.
Synthetische Relation, Dogma von der 39, 58, 84, 111.
Synthetischer Personbegriff 163.

T.

Technik, die Relativität des Maßes in der 423.
Teleologie s. a. Antiteleogie.
— exoterische 52.
—, versteckte im Positivismus 106.
—, erkenntnistheoretische Begründung 140.
—, systematische Darstellung 221.
—, Begriff und Arten der 225.
—, formale 226.
—, deskriptive 230.
—, innere oder esoterische 234, 244, 257.
—, kausale 237.
— als personales Wirkungsprinzip 255.
—, Hypostase der 256.
— der Selbsterhaltung 278.
— der Selbstentfaltung 320.
Teleomechanik 25.
—, Systematische Darstellung 343.
— der Idee 359.
— des Gesetzes 388.
— des Maßes 402.
Teleomechanischer Parallelismus, erkenntnistheoretische Ableitung des 143, 145.
—, systematische Darstellung 345.
Theismus s. Gottesbegriff.
Thesen des Impersonalismus 60.
Thesen des kritischen Personalismus 177.
Thesis, Antithesis, Synthesis (Hegel) 301, 317.

U.

Unbewußt 201, 211.
Unitas multiplex, Person als 161.
Unsterblichkeit 187.
Unvergänglichkeit des Seienden 185.
Ursprung der Person 382.

V.

Vererbung, Phänomenologie der 271.
—, Ätiologie der 279.
Vitalismus 246, 274, 277, 283, 417.
Volk, Raumgestaltung beim 195.
—, Selbsterhaltung des 227.
— als kausale Einheit 282.
—, genetischer Parallelismus 300.
—, Ursprung des 335.
Voluntarismus 208.

W.

Wachstum 291.
—, proportionales und nicht-proportionales 296.
—, Expansionstendenz 322.
Weber-Fechnersches Gesetz als teleomechanisches 410.
Weber-Fechnersches Gesetz als psychophysisches 415.
Wechselwirkungstheorie s. exoterisch, Seele.
Weltanschauung, philosophische 1.
—, impersonalistische 75, 79.
—, naiv personalistische 83.
Wert, Weltwertung 29.
—, Kampf um die Weltwertung 87.
— und Zweck 226, 232.
— und Entwicklung 288.
—, Tauschwert und Quantität 399.
Wille als Funktion 207.
— als Bewußtseinsphänomen 210.
Wirken s. a. Kausalität. Subjektives Wirken = Wille 207.
—, Lehre vom 228.
—, Wesen des 255.
Wunder 241, 252.

Digitized by Google

Z.
Zeit, raumzeitliche Stetigkeit als Kriterium der Individuation 131.
—, Symbolik der Zeitanschauung 179.
—, zeitl. Begrenzung d. Personen 184.
—, zeitliche Gestaltung d. Personen 191.
—, zeitliche Grenzen des Gleichheitsprinzips 357.
Zeugung 338.
Zweiphasigkeit s. a. Phasenbeziehung 169.
Zweiweltentheorie 85.
Zweck s. a. Teleologie. Zweckbegriffe 226.
—, Zwecktatsachen 280.
—, Zweckursachen 287.

Namenregister.

Agassiz 242.
Anaxagoras 242.
Aristoteles VII, 24, 39, 51, 102, 187, 190, 196, 234, 237, 249, 352, 360.
Avenarius 96 f.
Baco 66.
Bernoulli 416.
Breysig 194.
Büchner 75.
Comte 96 f., 301.
Cuvier 242.
Darwin 81, 108, 259, 280, 302, 305, 309 f., 319, 330, 337, 377.
Descartes 67, 128.
De Vries 303, 340.
Dreyer VIII.
Dubois Reymond 82, 377.
Eucken VIII.
Fechner VIII, 26, 85, 129, 167, 198, 202, 218 f., 353 f., 405, 410, 416.
Fichte VIII, 6, 128, 208, 249, 304.
Galilei 66.
Goethe 304.
Häckel 75, 129, 219, 280, 299, 304 f., 382.
Hartmann VIII, 201, 214, 421.
Hegel V, VIII, 6, 21, 26, 110, 171, 193, 249, 301, 304 f., 317 f., 321, 360, 365, 368 f.
Helmholtz 110.
Heraklit 265 f.
Herbart 51.
Herder 304.
Hering 176.
Hertz 82, 110, 379.
Hume 67, 96 f., 108.
Kant VIII, 6, 24, 51, 68, 85, 109 f., 119, 124, 168 f., 190, 227, 229, 240, 284, 376, 385.
Kepler 66.
Kirchhoff 97 f.
Lamarck 305, 314 f., 319.
Lange 110.
Laplace 376 f.
Laßwitz 110.
Leibniz VII, 25, 39, 45, 51, 53, 64, 108, 165 f., 174, 182 f., 242, 249, 257 f., 317, 319, 345.
Lessing 304.
Lipps 410.
Locke 58.
Lotze 51, 167, 345 f.
Mach 96 f., 108.
Marx 305.
Newton 66, 110, 242, 244, 379, 402.
Nietzsche 64, 176, 264, 322, 396.
Ostwald 75.
Paulsen VIII, 208.
Plato VII, 51, 53, 187, 196, 351, 360 f., 365 f., 369, 398.
Reinke 339.
Rickert 393.
Rückert 323.
Ruskin 87.
Schelling 198, 202, 304.
Schiller 164, 196.
Schopenhauer VIII, 13, 124, 131, 147, 180, 208 f., 259, 360, 368.
Simmel 423.
Spencer 75, 96 f., 191, 290 f., 305 f., 319, 377.
Spinoza VIII, 26, 51, 67, 73, 79, 124, 166, 184, 198, 202, 245, 259, 398.
Verworn 382.
Weber 410.
Weißmann 280.
Windelband 393 f.
Wundt VIII, 176, 208 f., 410.

Digitized by Google